NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

EVANSTON
ILLINOIS

SCHOENHOF'S
Importers of Foreign Books
1280 Massachusetts Avenue
CAMBRIDGE, MASS.

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke

in zwölf Bänden

Zwölfter Band

S. Fischer, Verlag
Berlin 1922

332.8
H37.4
v.12

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript
Copyright 1922 by S. Fischer, Verlag, Berlin

Inhalt

Aufzeichnungen:

Kunst 5
Dramaturgie 13
Eindrücke 24
Ich 28
Persönlichkeit 33
Menschentum 36
Erkenntnis 41
Wunder 52
Lebenskampf 54
Vergänglichkeit 60
Weisungen 63
Vom Mann und vom Weib 64
Religion und Pfaffentum 67
Politisches 76
Literarisches 79
Xenien 92
Paradoxe 95
In Reimen 96

Erzählendes:

Das Fest 107
Velas Testament 118
Aus dem Tagebuch eines Edelmannes 125

Gedichte:

Sonette (I—III) 157
Du stehst vor meinem Sinn, verschwiegene Grotte . 160
Wie ist das Licht so krank 161
Ritter, Tod und Teufel 162
Schwarz wogt und finster heut allmächtge Flut . . 163
Madonna 164
Wo Reinheit fern ist 165
König Enzio 166
Requiem 167

Die Weihe 168
Col di Rodi 170
Die Tauben 173
Die Barken 175
Sünderin 176
Du weißt nicht, was du geweſen biſt 177
Die Kloſteruhr 178
Hans Sachs in ſeiner Werkſtatt ſaß 180
Zum Gedächtniſſe Schillers 181
An Detlev von Liliencron 183
Prolog zur Eröffnung des Deutſchen Theaters in Berlin 184
Björnſtjerne Björnſon 187
Frau Julie Schubert ins Stammbuch 189

Dramatiſches:

Helios 193
Das Hirtenlied 202
Kaiſer Maxens Brautfahrt 233
Der Dom 248
Till Eulenſpiegel 260
Veland 270

168
170
173
175
176
177
178
180
181
183
184
187
189

Aufzeichnungen

193
202
233
248
250
270

Zuſammenſtellung beſorgt von
Viktor Ludwig

Nicht als Leitfaden, oder etwa, daß man ſich darnach richten ſoll, ſammle ich dieſe Ausſprüche, ſondern nur, damit der, welcher Luſt hat, nehmen und beſitzen möge, was ſein, wie mein iſt.

Kunſt

Die eigentlich metaphyſiſche Tätigkeit iſt die Kunſt.

Kunſt macht gerecht.

Die Kunſt iſt frei, und ſo muß auch der freieſte Menſch im Staate der Künſtler ſein. Bezweckt der Staat, neben ſeinen ſchabloniſchen Notwendigkeiten, die irgend mögliche Steigerung ſeiner Individuen, ſo kann er an ſeinen Künſtlern erkennen, wie weit es damit gediehen iſt. Je größere und umfaſſend entwickelte Künſtler eine Nation hervor und zur Reife bringt, um ſo mehr wird Geſundheit und Gerechtigkeit in ihr wohnen. Der Künſtler iſt nicht weniger, aber wohl weit mehr als jeder Charakter. Er wendet ſich weder an Narren noch an Charaktere, ſondern an das freie und menſchlich gebliebene ausſchließlich Menſchliche. Den Staat ignoriert er, um des Menſchen willen. Das iſt auch der Grund, weshalb er der großen Internationale der Künſte und Wiſſenſchaften angehört. Der Staatsmann hat ſich vor dem falſchen Inſtinkt der Kunſtfeindſchaft und Künſtlerfeindſchaft zu hüten. So ſelbſtherrlich er ſein muß, iſt der Künſtler niemandes Feind. Ein Künſtler würde ſich falſch verſtehen, wenn er ſich zum Feinde des Staatsmannes machte. Dieſer wie er arbeiten daran, das Geſetz zu erfüllen, nicht es aufzulöſen. Das erfüllte Geſetz aber iſt der frei edle harmoniſche Staat oder Menſch. Ein Staatsmann, der den Künſtler beengen will, ein Staat, der ihn ignoriert, beide betrügen ſich ſelbſt. Sie gleichen Gärtnern, die ihre Ananasfrüchte über die Gartenmauer auf die Straße werfen.

11. Mai 1898

Immaterielles will die immaterielle Seele. Alles letzte Reſultat der Kunſt iſt immateriell.

In der Kunſt wird auch durch das realſte Material ſtets das Immaterielle erſtrebt.

Dichtung, auch in ihrer zarteſten Form, iſt immerhin Materialiſation. Aber wie verſtanden? Ohne Materie! Dichtungen werden und vergehen, wie materielle Formen vor den Augen Gottes, vor den Augen des Dichters.

Im Anfang war der Rhythmus. Die in den Körpern ſchlafenden Rhythmen wecken: ein Teil der Bildung.

Es iſt nicht ſo widerſinnig als es klingt, wenn man als Zweck aller Kunſt angibt: das große Schweigende ſchweigend ausſprechen.

Dichten heißt: hinter Worten das Urwort aufklingen zu laſſen.

Jakob Böhme redet von einer gebärenden Harmonie: — Grundverfaſſung des wirkenden Künſtlers.

Als Pindar geboren ward, tanzte Pan.

Wenn der paſſive Zuſtand des menſchlichen Ingeniums abgelöſt wird durch den aktiven, ſo beginnt es aus dem Nichts zu ſchaffen.

Kunſt iſt Sprache: alſo im höchſten Sinn ſoziale Funktion.

Es gibt in der Kunſt nur eine große Gegenwart für den Lebenden: ſie reicht von den Gräbern in Ägypten und Babylon bis herauf zu uns.

Wehe dem, der ſich mit ſeiner Generation verzettelt!

Warum ſchafft man, da doch das beſte Vorhandene unbekannt und gewürdigt daliegt? — Nicht zum mindeſten auch deshalb, damit das zum Gegenwärtigen geweckte Intereſſe auch den Schatz der Vergangenheit ans Licht bringe und belebe.

Jedes Kunſtwerk iſt Überwindung.

Überwinden heißt etwas beſiegen, etwas, das im Wege liegt, beiſeite räumen oder ſonſtwie darüber hinausgelangen. Das iſt die Scala d'oro, deren Stufen Kunſtwerke ſind. Sie tragen zu einem Ziel, das über ihnen liegt.

Hier haſt du Ton, hier Raum, hier Zeit: nun bilde für Raum und Zeit ein Kleid!

Der Künſtler iſt ein Nomade. Ein Kunſtwerk hervorbringen, heißt etwas mehr als ein Zelt aufſchlagen und darin wohnen. Es heißt Weideplätze finden für den Geiſt. Ein neues Tal, ein neuer Hügel, einen neuen Himmel, eine neue Sonne darin! Es heißt: Alles aus dem Nichts hervorbringen, nicht nur finden.

Jedes Kunſtwerk hat eine präſtabilierte Harmonie zum Grunde: von ihr abweichen heißt irren.

Es gibt heute keinen die Zeit beherrſchenden Geſchmack, ſondern nur einen beherrſchenden Ungeſchmack, von dem ſich gänzlich zu befreien der Künſtler gezwungen iſt; dadurch erlangt er dann eine größere Freiheit, als unter der Tyrannei des beſten Geſchmacks.

Das Geſchöpf iſt vielleicht ſentimental, der Schöpfer nie.

Gute Kunſt iſt immer kathartiſch. Aber ſelbſt gute Menſchen zuweilen nicht. Kathartiſche Menſchen vermögen ihre geiſtige

Exiſtenz nicht fortzuſetzen, wenn nicht mit Hilfe täglich erneuter Katharſis. Von allen Neueren beſitzt das Kathartiſche am mächtigſten Beethoven.

Ein Künſtler, dem nicht das letzte ſeiner Kunſt Muſik iſt, befindet ſich im Puppenſtadium.

Alle Muſik iſt eigentlich innere Muſik und muß wieder zu innerer Muſik werden.

Dieſelbe bildende Kraft, die dir den Baum als Baum erſcheinen läßt, gibt dir die Fähigkeit, dieſe Erſcheinung als Kunſt feſtzuhalten.

Der Maler: was geht die ganze meinem Pinſel nicht entfloſſene Welt mich an!

Irgendwann entwickelt dir jeder Gegenſtand ſeine immanente Schönheit.

Man ſenkt nicht, wie Taine zu glauben ſcheint, als Künſtler die Wurzeln in ſeine Zeit. Man ſenkt ſie ins Ewige und rankt ſich vielleicht empor in der Zeit.

Vielleicht ſucht man nur immer das Werk und nicht ein Werk hervorzubringen: dann wäre alles Geleiſtete nur Verſuch oder Vorarbeit, bis es gelingt.

Der Künſtler braucht Arbeitsilluſionen, wie der Forſcher Arbeitshypotheſen braucht: ja Hypotheſe und Illuſion ſind funktionell und an ſich beinah das Gleiche.

Der Begriffler entfernt ſich vom Ziel, der Künſtler umſchließt es.

Wie der auf reine Abſtraktion geſtellte Menſch niemals Dichter ſein kann, ſo auch nicht Muſiker im großen Stile.

Man kann ein und dieſelbe Sache in ſo vielen Geſtalten richtig darſtellen, daß es ſchmerzt, ſich für eine allein entſcheiden zu müſſen.

Wenn die inneren Möglichkeiten unerſchöpflich, das Leben aber allzu kurz erſcheint, ermahnt zum Wirken der Gedanke, daß im kleinſten Teil der Kunſt das Ganze iſt. 23. Januar 1921

Wer auf ſeine Art etwas zu ſagen hat, muß auf jede andere Art ſchweigen können. 19. Januar 1913. Villa Carnarvon

Schönheit iſt eine Sache der Sekunde. Die Sekunde entfaltet ſie und verhüllt ſie wieder. Für den Menſchen iſt Schönheit ein göttlicher Zufall. Die begnadete Sekunde bringt den Einklang von Natur, Gott und Menſch. Schönheit iſt aber auch eine Sache der Form; und alſo auch die iſt immer ein göttlicher Zufall. (Sie fällt uns zu!) Das iſt das große Geheimnis den meiſten. Die Form im Kunſtwerk, das letzte Formale, das alſo das Göttliche iſt, das alſo die Schönheit heißt, es wird von den wenigſten überhaupt empfunden! Sie reden aber vielfach davon und vermiſſen es, wo es iſt.

Kunſt, die moraliſiert, iſt keine Kunſt. Geſchichte, die moraliſiert, keine Wiſſenſchaft, Literarhiſtorie, die moraliſiert, iſt eine Erbärmlichkeit: das ſind alles Reſte einer Tyrannei der Theologie.

Was liegt tiefer, der Grundernſt eines Dichters oder der Humor? Zu einem von beiden, oder gar zu beiden durchzudringen, iſt ſchwierig.

Menſchen tragen Balken, Balken tragen Menſchen: der Dichter das Werk, das Werk den Dichter.

Vergiß alles, was du erreicht und vollendet haſt, nur dann wirſt du jenes Erſtmalige beſitzen, das in jedes Kunſtwerk eingehen muß als ſein lebendigſtes Leben.

Le style, c'est l'homme. Dieſer Satz Buffons gilt in Malerei und Muſik ebenſo wie in der Dichtkunſt. Er gilt in einem Umfang, der alle ſtiliſtiſchen Spielereien ausſchließt.

Griechiſche Münzen: das Haus, wo ſie ſind, iſt erfüllt vom Dampf der Götter.

Dichteriſche Produktivität iſt, wie das Atmen, halb willkürlich, halb unwillkürlich: daher beim Dichter ein Kennen und Nichtkennen, ein Können und Nichtkönnen, ein Tun und Nichttun, ein Laſſen und Nichtlaſſen, ein Wollen und Nichtwollen Hand in Hand geht.

Ich bedauere kunſtverzehrte Menſchen, die von ihrer eigenen Kunſt nicht erlöſt, ſondern aufgefreſſen werden, für die fremde Kunſt entweder nicht vorhanden iſt, oder nur als Gegenſtand der Qual und quälender als die eigene Kunſt.

Wenn ein Künſtler nicht mehr iſt, als ſeine Lobredner begreifen und ausſagen, ſo iſt er nichts.

Die Achtung der Guten, Echten oder Großen in der Kunſt zu genießen, iſt das ſchönſte ſoziale Reſultat künſtleriſchen Wirkens. Inwieweit man eine ſolche Achtung genießt, zu erkennen, und beſonders genau zu erkennen, iſt nicht leicht.

Große Künſtler ſind ſcheu, zartfühlend und ſtolz. Das iſt der Grund, weshalb ſie einander oft ſo fern und fremd bleiben. Je größer die Achtung und Liebe iſt, die einer für den andern hegt, um ſo mehr Zurückhaltung legt ſie ihm auf. Er weiß auch, daß es zu den peinlichſten Dingen gehört, den unmittelbaren Ausdruck irgendeiner Liebe und Bewunderung zu empfangen, die man nicht erwidert. Dieſen peinlichen Zuſtand will er dem Verehrten um keinen Preis auferlegen, aber er muß auch fürchten, den Mangel an Gegenliebe und Gegenachtung zu bemerken, weil produktive Naturen, und zwar unter ihnen die beſten, in Sachen der Kunſt nicht zu heucheln vermögen. Die Wahrheit gleicht dann vielleicht einem Pfeil, den man mit einer Roſe in Nachbars Garten ſchießt, und der mit vergifteter Spitze zurückkehrt und tödlich trifft.

Wo aber unter Künſtlern die Erkenntnis gegenſeitiger Achtung, Bewunderung und Liebe durchgedrungen iſt, dort muß man die tiefſte und echteſte Freundſchaft ſuchen. Zwiſchen ſolchen Naturen brennt die gegenſeitige Neigung wie ein ewiges, geläutertes Licht, das immer vom Beſten genährt wird, was die Seelen der Befreundeten hervorbringen und der Gottheit opfern.

Jeder wenn auch noch ſo unvollkommene Gedanke ſchlägt Funken aus dem Geiſte deſſen, der ihn vernimmt, wenn er Geiſt hat. Aber, o wehe, das vollkommene Kunſtwerk, das Werk des Genies, welchen Unverſtand, welchen Unſinn, welche Torheit, wieviel Niedertracht und Barbarei zwingt es nicht oft in die Erſcheinung!

Es gibt ein großes Mißlingen, mit dem nur die Größten unter den Künſtlern in ihren vollkommenſten Werken zu rechnen haben, und zwar als dem Unvermeidlichen. Es hat nichts zu tun mit den kläglichen Fehlſchlägen der Stümper.

Der beſte Teil des Talentes iſt vielleicht das Glück, mit den Großen aller Zeiten in den ſtillen Geheimbund getreten zu ſein.

Genies ſind unbequem.

Geſchmack darf nicht produktiv werden, er iſt weſentlich korrektiv.

Koloſſe ſind keine vornehmen Gebilde der Kunſt.

Marmor kann keine Fratzen ſchneiden.

Auch in den Fragen der Kunſt iſt zu ſagen: „Sie haben Moſen und die Propheten, laßt ſie dieſelben hören!“

Dramaturgie

Faſt in allen Punkten mögen wir Leſſing für uns ſprechen laſſen, auch allem Überflüſſigen gegenüber, was von neuen Hamburger Dramaturgen über Schauſpielkunſt geäußert wird. „Dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme und Figur und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen . . ."

„Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt."

Allem Denken liegt Anſchauung zugrunde. Auch iſt das Denken ein Ringen: alſo dramatiſch. Jeder Philoſoph, der das Syſtem ſeiner logiſchen Konſtruktionen vor uns hinſtellt, hat es aus Entſcheidungen errichtet, die er in den Parteiſtreitigkeiten der Stimmen ſeines Innern getroffen hat: demnach halte ich das Drama für den Ausdruck urſprünglicher Denktätigkeit, auf hoher Entwicklungsſtufe, freilich ohne daß jene Entſcheidungen getroffen werden, auf die es dem Philoſophen ankommt.

Aus dieſer Anſchauungsart ergeben ſich Reihen von Folgerungen, die das Gebiet des Dramas über das der herrſchenden Dramaturgien nach allen Seiten hin unendlich erweitern, ſo daß nichts, was ſich dem äußeren oder inneren Sinn darbietet, von dieſer Denkform, die zur Kunſtform geworden iſt, ausgeſchloſſen werden kann.

Vorwort zur Geſamtausgabe 1906

Das Drama iſt doch wohl die größte Dichtungsform. Schließlich werden alle Gedanken dramatiſch gedacht, wird alles Leben dramatiſch gelebt.

Urſprung des Dramas iſt das zwei-, drei-, vier-, fünf- und mehrgeſpaltene Ich.

Die früheſte Bühne iſt der Kopf des Menſchen. Es wurde darin geſpielt, lange bevor das erſte Theater eröffnet wurde.

Das primitive nach außen zur Erſcheinung gebrachte Drama war das erſte Selbſtgeſpräch mit lauter Selbſtanrede und Antwort.

Erfahrung iſt das Weſen der Dichtkunſt.

In der Dichtung bedingt wie in der Architektur alles der Grundriß.

Ein Erlebnis muß wie ein Saatkorn in eine gewiſſe lichtloſe Tiefe verſinken und für eine gewiſſe Zeit, ehe es keimt, Wurzeln und Stengel trägt und über der Erde Blüte und Frucht bringt: das heißt, ehe es dichteriſch wird.

Es gibt kein irgendwie geartetes menſchliches Hirn, das nicht ſein Drama in ſich herum trüge. Immer wieder werden Epiſoden aus dem großen Epos des eigenen Lebens vom Gegenwartsbewußtſein dramatiſch geformt. Deshalb iſt die dramatiſche Form, das dramatiſche Werk volle Gegenwart. Der zuſammenfaſſende Geiſt wirtſchaftet mit einem Reſiduum deutlicher und lebendiger Anſchauung, worin ſeine Situation im Verhältnis zu Vater, Mutter, Geſchwiſtern, Freunden, Vorgeſetzten wie Untergebenen und vor allem zu ſeinen Feinden ſprechend und agierend enthalten iſt.

Das Genie benutzt dieſe innere Urform des dramatiſchen Bewußtſeins, wie man es nennen kann, um aus ſeinen Grundelementen die dramatiſche Kunſtform herauswachſen zu laſſen.

Das Schickſal ſtieg aus dem Meere, die Schickſalsidee iſt meergeboren.

Wenn das dramatiſche Bewußtſein ſchöpferiſch geworden iſt, ſo beweiſt es den Dramatiker: und dieſer, vermöge der Eigenart des täglich neue Gebiete umſpannenden dramatiſchen Bewußtſeins, wird außergewöhnlich fruchtbar ſein.

Harmonie iſt das Produkt von Kämpfen: danach iſt ihr ethiſcher Wert zu beurteilen. Auch Wert und Weſen des Dramas ſind darin beſchloſſen.

Drama iſt Kampf. Das größte Epos wurzelt in dem Ehebruchsdrama. Helena, Menelaos, Paris und den Kämpfen um Troja. Es hat ſich zum Teil dann wieder in Dramen aufgelöſt.

Ein Drama, das nicht vom erſten bis zum letzten Wort Expoſition iſt, beſitzt nicht die letzte Lebendigkeit.

Das Epos geht ſeine Straße, das Drama bleibt auf ſeinen Kampfplatz angewieſen. Das Epos entwickelt ſich in der Zeit. Das Drama vornehmlich im Raum.

Die epiſche Kunſt lebt von der hiſtoriſchen Fiktion. Sie ſetzt einen Erzähler voraus.
Die dramatiſche Kunſt fingiert Gegenwart. Sie hat einen unſichtbaren Schöpfer, allerdings einen unſichtbar Gegenwärtigen, der ſich in ſeinen Geſchöpfen dokumentiert.

Zeit im Drama: geſetzmäßige Sukzeſſion des Pſychobiologiſchen. Ort im Drama: Stand und Bewegung des Menſchen unter Menſchen.

Es gibt einen pſychiſchen Akt. Auch der Dramatiker muß vor allem Akt zeichnen können. Viele ſogenannte Dramatiker ſind leider nur beſtenfalls Koſtümſchneider.

Man muß, um wahrhaft produktiv zu ſein, den dramatiſchen Stoff, alſo Menſchen und ihre inneren und äußeren Beziehungen und Kämpfe, ganz unabhängig davon ſehen, daß die Menſchen Menſchen, Männer, Weiber, Ariſtokraten, Bürger, Arbeiter oder regierende Fürſten, daß ſie alt, jung, arm oder reich ſind. Man muß ſie ſehen, als wüßte man nicht, wie ſie atmen, was ſie eſſen, trinken, wie ſie leben müſſen, um zu leben, daß ſie ſprechen, ſingen, ſchreiben, wachen, ſchlafen und Notdürftiges verrichten — nicht, was ſie tun, noch in Künſten und Wiſſenſchaften erreicht haben. Man muß ſie ſehen, als wüßte man gar nichts von ihnen und erführe alles zum erſtenmal. Dieſes vollkommen Fremde muß dem Beſchauer in ſeiner kleinſten Funktion das ganze Myſterium, in ſeiner vollen Wunderbarkeit und Unbegreiflichkeit ausdrücken.

Das Drama iſt nichts weiter als die natürliche Syntheſe zeitlich und räumlich weit auseinander liegender dramatiſcher Einzelmomente im Menſchengeiſt.

Die Diſtance, aus der man ein Drama ſieht, darf ſich während der Arbeit nicht verſchieben.

Ein Drama muß ſich ſelbſt bewegen, nicht vom Dichter bewegt werden. Der Urſprung ſeiner Bewegung muß, wie der Urſprung des Lebens, allen verborgen ſein.

Wer das Weſen des Dramatiſchen ſtudieren will, vergeſſe nicht, Rembrandts Handzeichnungen zu betrachten.

Es gibt im Drama außer dem Stofflichen und Formalen noch ein drittes.

Man darf auch in der Produktion niemals das unbewußt Wirkende aufstören: man könnte sonst leicht in die Lage kommen, Mechanik für Wachstum zu setzen.

Der Maler, dem die Farbe in einer unlöslichen Mischung, die zugleich Licht, Schatten, Seele des Objekts, Plastik und subjektiven Ausdruck enthält, aus dem Pinsel fließt, hat den meisterlichen Ausdruck seiner inneren Figur erreicht. Er schafft sein Bild vermöge eines eingefleischten Prozesses unmittelbar, so zwar, daß selbst der Kunstverstand im Unbewußten verborgen ist. Ebenso der Dramatiker.

Die wahren Synthesen des wahren Dramas sind viel verwickelter, obgleich nicht zutage tretend außer in volles Leben umgesetzt, als alle mechanisch errechneten Verwickelungen.

Die Sprache des Augenblicks ist unartikuliert, sie entwickelt sich zur eigentlichen Sprache erst in der Zeit. Der Augenblick, der leben und sterben würde, überlebt sich durch Sprache. Immer und überall wurzelt dramatische Sprache im lebendigen Augenblick.

Starke Schicksale sind starkes Leben: deshalb drängt sich das Volk zur Tragödie und zur Leidensgeschichte Jesu.

Nur so lange ich lebe, erinnere ich mich; je tiefer ich lebe in Schmerz und Lust, um so tiefer! Darum schreibe und sehe ich Schauspiele usw.

Man muß unterscheiden: den Gedanken, welcher denkt, und den, der gedacht ist. Es ist ein Gedanke, daß gedachte Gedanken

im Drama ſelten oder nie formuliert werden dürfen. Der denkende Gedanke ſoll laut werden. Höchſtens der Gedanke in ſeiner Geburt, oder kaum erſt geboren, ungebadet und mit noch unzerriſſener Nabelſchnur. Vielleicht auch ein blindgeborener Gedanke, der die Augen zum erſtenmal hell aufſchlägt. Solcher Gedanken gibt es viele in meinen Dramen, aber ſie werden nicht immer erkannt in ihrem Zuſtand. Vielleicht auch ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, und ſind nicht zu gebrauchen für den Zitatenſchatz.

Immer mehr „Undramatiſches" dramatiſch zu begreifen iſt der Fortſchritt.

Schauſpielkunſt: keine Nachahmung, eine geſteigerte Sprache, reichſter Ausdruck des Perſönlichen iſt im Schauſpieler mehr als in jedem andern Menſchen bewußt geworden.

Ein Schauſpieler beweiſt ſein Leben durch den Laut ſeiner Stimme und durch äußerliche Bewegungen. Die Geſtalt des dramatiſchen Dichters beweiſt ihre Lebensfähigkeit durch die Geſetzmäßigkeit jener immateriellen und doch feſt umriſſenen Innerlichkeit, welche die Feſtigkeit des Diamanten mit der Beweglichkeit der Luft verbindet. Aber der Diamant iſt nicht hart, die Luft nicht beweglich genug! Sie beweiſt ihre echte und lebendige Exiſtenz durch die richtige Abhängigkeit von anderen Geſtalten und durch die abſolut geſetzliche Art, in der ſie kollidiert.

Das Verhältnis des Schauſpielers zur Dichtung muß mehr ſein als das des Pferdes zu Geſchirr und Wagen.

In der alten Tragödie überwiegt das Sein, in der neuen das Werden.

Das Theater wird ſolange nicht zu ſeiner vollen und tiefen Wirkungskraft gelangen, bis es bei uns wie in Griechenland die Sanktion eines Gottesdienſtes hat. Es iſt bei uns kräftig aus ſich, aber nur geduldet, nicht kultiviert. Es ſteht unter dem Druck eines feindlichen Vorurteils, nicht unter dem Schutze der Heiligung.

Die Athener allein errichteten dem Mitleid eine Statue. Das Mitleid hat eine Stimme in uns. Zu dieſer Stimme formte der Grieche eine Geſtalt, gleichſam ihre ausſchließliche Wohnung. Stimmen wie Bildſäulen ſind Glieder des großen Dramas, an dem wir alle dichten.

Ariſtoteles und Leſſing wenden ſich gegen die Wahl abſtrakter und idealer Charaktere; dieſer beſonders gegen den makelloſen Helden im chriſtlichen Trauerſpiel.

Man hört Worte wie dieſe immer aufs neue: Niederungen des Lebens! Alltägliche Miſere! Arme-Leute-Geruch! — Man trenne von einem Fürſten das, was des Titels iſt, von dem, was des Menſchen iſt: was iſt wichtiger? Nie und nirgend hat es die Kunſt mit Titeln zu tun! auch nicht mit Kleidern! Ihr Gegenſtand iſt die nackte Seele, der nackte Menſch! Es braucht kein Leſſing zu kommen, um uns wiſſen zu laſſen, daß „die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, der Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt..." „pathetiſcher" ſind als alle Titel uſw.

Armeleutekunſt

Man ſollte endlich damit aufhören, die Kunſt der Klaſſiker durch einen ſolchen Ausdruck zur Reicheleutekunſt zu degradieren. Volk und Kunſt gehören zuſammen, wie Boden, Baum, Frucht und Gärtner.

Wo du auch immer dem begegneſt, was dramaturgiſche Schädlinge immer vermiſſen, immer ſuchen und niemals erkennen, wo es vorhanden iſt, eben das, was ſie auch mit dem Namen „Handlung" bezeichnen — nimm was du findeſt, wenn dir die „Handlung" begegnen ſollte, Axt, Knüppel oder den erſten beſten Stein, der dir gerade zur Hand iſt, und ſchlage ſie tot.

Ich habe noch in keiner Kritik zum Beiſpiel geleſen: dieſes Geſpräch hat einen ſchönen Rhythmus, jenes hat einen tiefen Unterſtrom, jenes verrät eine leichte Hand, dieſes beſitzt eine eruptive Macht uſw.

Wer etwas im Dichteriſchen nimmt, was er nicht ſchon beſitzt, behält ſelbſt als Meiſterdieb leere Scheuern.

Der Denkweiſe eines Menſchen nachzugehen, iſt leicht. Seine Art zu empfinden, nachzuempfinden, worauf es allein mir ankommt, ſchwer.

Man muß in der Arbeit zuweilen auch auf Meiſterſchaft zu verzichten wiſſen.

Das Abſolute hat im Drama keinen Ausdruck.

Das Drama regiert die Welt, nicht das Theater.

Die innere Bühne muß ihre Entwicklung nehmen, und zwar über das Natürliche in das Kunſtmäßige hinaus, wenn das Theater, die äußere Bühne, danach ſeine Entwicklung nehmen ſoll.

Jedes Drama iſt ein hiſtoriſches, ein anderes gibt es nicht.

Verbeſſere deine Arbeitsmethode und du verbeſſerſt dein Werk.

Jede Familie trägt einen heimlichen Fluch oder Segen. Ihn finde! Ihn lege zugrunde!

Tieck und andere Dramatiker kennen die vielfältigen Äußerungen der Affekte nicht, sondern nur einige konventionelle.

Das Bereich dessen, was man gesund und normal nennt, wird im Affekt verlassen. Ein Drama ohne Affekt ist undenkbar, daher es immer einigermaßen ins Pathologische übergreifen muß.

Sie verlangen den Helden: diejenigen am lautesten, die ihn am lautesten schmähen würden, wenn er erschiene. Reichtum der Seele, ein starkes, friedliches, großes Empfinden machen vielleicht Heldentum aus. 1896—1897

Jedes Drama enthält einen Zug von Pedanterie, den das Leben nicht hat.

Vom Individuellen der Charakteristik muß in der Tragödie irgendwie abstrahiert werden.

Episodenfiguren können geschaut, Gestalten des engeren Dramas müssen gelebt sein.

Fanatiker sind im Drama nur episodisch zu verwerten: ihr unbewegliches Wahnsystem ist bald heraus und die Standhaftigkeit, mit der es behauptet wird, ebenfalls: darüber hinaus gibt es dann nichts, was dem Leben des Dramas noch förderlich sein könnte.

Mechanische Szenen sind roh und nur mit aller Vorsicht künstlerisch zu verwerten: Totschlag, Duell, Schlachtszenen.

Die Fabel muß einfach bleiben und die Perſonen nicht belaſten, damit weniger Faſern und viele ſaftige Zellen in der Frucht der Dichtung entſtehen mögen.

Je zuſammengeſetzter die Fabel, um ſo weniger Charakter. Je einfacher die Fabel, um ſo reicher der Charakter.

Was man der Handlung gibt, nimmt man den Charakteren.

Eine ſtille Dramatik findet nicht einmal unter den Fiſchen im Meere ſtatt.

Das Leben ſchließt einen tragiſchen Konnex ebenſowohl ab als der Tod.

Ibſen ſieht das Tragiſche meiſt nur in der ſogenannten geſcheiterten Exiſtenz. Tragik bei voller Exiſtenz iſt die höhere.

In Fällen, wo wir das Leben der dramatiſchen Kunſtform nicht anpaſſen können: — ſollen wir nicht dieſe Kunſtform dem Leben anpaſſen?

Der Dichter, der zum Pathologiſchen ſeine Zuflucht nimmt, habe ſchlecht komponiert, ſagt P. E. Darf der Dichter den Menſchen univerſell betrachten? Muß er die mediziniſche Fachunterſcheidung von krank und geſund machen und dann das krank ausſchalten? Wieviel ärztliches Fachwiſſen würde aber allein dieſer Prozeß vorausſetzen und, nach ſeiner Vollziehung, was bliebe übrig? Ein Reſtermenſch? Würde dieſer in ſeiner notwendigen Exiſtenzunfähigkeit noch Objekt der Kunſt ſein können? Warum nicht ebenſo gut der vollkommene Menſch? Das gleiche Unding und von Subalternen geſucht.

Vermögt ihr die Schönheit einer inneren Linie im Drama zu sehen?

Man hat immer alle und jede Tragödie abgeschwächt, ja im wesentlichen abgelehnt. Keine Tragödie, die nicht gemildert, gelähmt und verdorben worden wäre. Das Haupt der Meduſa ist nicht einmal auf dem Schreibtisch des Gelehrten, geschweige im Salon oder Boudoir erträglich gewesen.

Die Satyrmaske, die hinter der Schlußfeuersbrunſt der Tragödie aufgrinſt im göttlichen Triumph des Lebens. Ironie ist der Grundzug des triumphierenden Lebens.

Man spricht von blutiger Ironie: das ist die echte Tragödie.

„Die Form ist ein Geheimnis den meisten." Die Form ist ein Geheimnis: allen!

Eindrücke

Sebaldusgrab

Wie grazil es ist! wie die Apostel gleich göttlichen Flammen auf Leuchtern stehen! wie alles auf eine unsägliche Kostbarkeit im Innern des Sarges deutet!

Man muß die Art, wie der Meister sein Kunstwerk genoß, wiederfinden: dann werden es die Schnecken, auf denen es ruht, langsam und feierlich um sich selbst bewegen und um das Kind, das die zentrale Erneuerung der Welt bedeutet, die es zugleich als höchste Spitze und Blüte trägt.

Im Stephansdom, den ich morgens besuchte, empfing ich einen tiefen Eindruck von dem Grabmal Kaiser Friedrichs des Dritten (begonnen von Niklas Lerch aus Leiden, 1467, vollendet 1513 durch Michael Dichter). Es ist aus rotem Marmor und steht im sogenannten Passionschor. Es ist ein gewaltiger Ernst mit diesen Monumenten in den Chor gebracht, der in der Kirche sonst nirgend noch erreicht wird. Hier ist drohende, kahle, finstere Kraft ausgesprochen, und die Nische hat eine drohende Weihe. Merkwürdig sind Gestalten von Dämonen, in Form von Hunden und Affen: sie füllen, einer an den anderen geschlungen, eine Art Rinne oder Graben aus, der um das ganze Monument geht. Die Kette ist unterbrochen durch einen Menschenschädel, zwischen dessen Kinnladen eine dicke Schlange hineinkriecht. Die Hunde nehmen allerhand natürliche beobachtende Stellungen ein, kratzen sich usw. usw., desgleichen die Affen. Dieser ganze Kranz um den altarähnlichen Bau herum ist von grausiger Kälte und Bizarrerie.

25. Januar 1897

Ich sah gestern im Stephansdom mit großer Ruhe ein kleines Marienbildchen, das mit einem silbernen Gitter überzogen ist,

und dem man göttliche Ehren erweiſt. Etwa hundert Menſchen ſtanden und knieten immer gleichzeitig und Gebete liſpelnd davor. Der Türſteher ſagte mir, Kaiſer Franz Joſeph habe es von Tetſchen(?) hierher bringen laſſen, weil es ein wundertätiges Bild ſei und aus den gemalten Augen Tränen vergoſſen habe. Am Fundort ſei es nicht genügend verehrt worden und ſtünde deshalb nun hier. In der Tat: es brannten auf eiſernem Ständer davor dicke und dünne, lange und kurze Opferkerzen, deren Flammen der kalte und düſtere Steinhauch des rieſigen Kirchenraumes hin und herbog. In der flackernden Beleuchtung gab es ein unaufhörliches Neigen, Beugen, Sichniederlaſſen, Sicherheben, Kommen und Davongehen. Die Andächtigſten und Gläubigſten küßten das ſilberne Gitter. 26. Januar 1897

Die Orientpracht der Kirche von San Marco erſchließt Venedig. In dieſes goldene Haus gehören die Purpur- und Goldgewänder der Dogenzeit. Ein meſſeleſender Prieſter ordnet ſich in den Prunk durch ſein feuerfarbenes Meßgewand.

Von San Marco zu Tizian iſt ein kleiner Schritt. Hier mußte der Meiſter von Pieve di Cadore gewandelt haben.

Die Prieſter ſind zufällige Beſiedler dieſer Prachtſchale, wie die Larve eines gewiſſen Inſekts des Raumes im Inneren einer Haſelnuß. In gewiſſer Weiſe ſind Prieſter mehr.

Tätiger Wahn, zeugender Wahn! Iſt nicht dies alles, was wir wünſchen können. Dieſe Schale iſt da, um eine religiöſe Hauptempfindung teils zu zeugen, teils zu verherrlichen, teils durch Umhüllung zu behüten. Nicht ſo die Natur, Kunſt gebiert dem Menſchen das Göttliche. Kunſt aber iſt menſchlichen Urſprungs durchaus. Marmor, Porphyr, Gold, Eiſen, Silber, dem menſchlichen Handwerk unterworfen, das wieder der Geiſt zur Einheit fügt, hat die Hülſe geſchaffen für etwas Ungreifbares, Unmeßbares, Unwägbares, Unſichtbares. 1. Februar 1897

Ich träumte von Lonig. Ich beſah mir die Scheune, wo ich als Vogt neben den Arbeitern geſtanden habe. Der Hof machte einen öden Eindruck. Ich ging dann ins Herrenhaus, wo Tante Julie noch wohnte, aber gänzlich vereinſamt. Die Räume und Wände enthielten für ſie und mich noch die Schatten der Vergangenheit. Es herrſchte ein fremder Verwalter. Wir ſchritten gemeinſam durch eine ungeheure Allee von Kaſtanien: Tante Julie und ich. Auf einmal fühlte ich, ſah in ihrem Geſicht die Veränderung zum liebenden Weibe. Um die Lippen ſpielte Zärtlichkeit, Humor und kindliches Leben. Da ſah ich, und weiß nun auch im Wachen, was ihr das Leben genommen hatte. Unter den Seitenfenſtern war ein ſtehendes Waſſer, ein Teich: düſter von Pappeln und Weiden umgeben. Gelbe Blätter bedeckten überall die Ufer. Mai 1898

Mir iſt, als hätte ich den Grat eines Gebirges erſtiegen, auf dem ich nun gehe. Der Gang iſt ſicherer, ruhiger, leichter, indeſſen der innere Auftrieb, der zwecklos geworden iſt, fehlt. Jetzt blicke ich gradeaus, nicht mehr in die Höhe. Ich blicke nach unten, wohin ich, wie ich fühle, wieder hinabſteigen muß, wenn ich eine Strecke in der Höhe werde gewandelt ſein. Früher baute ich Utopien und bildete im Ringen nach ihrer Verwirklichung. Jetzt ſchwebt mir ein plaſtiſches Werk vor, ein großes Denkmal vieler Freuden, Menſchen und Dinge. Ein ſolcher Tempel des Todes müßte reſignierend und veredelnd, ſcheint mir, in das noch übrige Leben hereinwirken. 14. Juni 1898

Warum bin ich nicht Muſiker, der ich doch vor allem Muſiker bin? Ich habe geſtern von Sonnenuntergang bis tief in die Mondnacht mit allen Sinnen Muſik gehört. Es gibt in der Muſik das Konkrete und das Abſtrakte wie in jeder Sprache. Die Muſik des Sonnenuntergangs, die Muſik der Meeres-

unendlichkeit, die myſtiſche Muſik der lebenzeugenden Meerestiefe, die konkrete Muſik der Brandung, die machtvolle der zerklüfteten, wilden Felsküſte mit ihren Faltungen und Verwerfungen. Der Kirchhof auf der Spitze mit ſeiner Muſik. Die Muſik der fortſchreitenden Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht. Das Aufgehen der Lyra des Himmels mit dem Geſang der Sterne. Luna, die Trägerin ſo zahlloſer menſchlicher Irrtümer der Sehnſucht, mit ihrer rätſelvollen Urmuſik. Gegen dieſe duldende ſteht die gewaltig aktive des Sol. — Die Muſik der Straßen. Das aufdringende Geſchrei der Menſchen. Die Hähne mit ihrer Muſik. Der große Karren mit rieſigen Rädern, dieſe ſich bewegend in Ton und Rhythmus. Die Schlittenſchellen der vier Gäule: dieſe ſelbſt von unten beleuchtet und ihre Muſik. Das ſchwankende Licht der unterm Wagen baumelnden Laterne und die ſeine. Der ſingende Fuhrmann dazu uſw. uſw.

Ich

Wonach ich mich ſehne? Nach gläubigen Menſchen aller Art!

Dir das Deine,
jedem das Seine,
mir das Meine.

Ex corde lux.

Ich will etwas, das von Klein und Groß ebenſo unabhängig iſt als von Gut und Böſe.

Ihr glaubt mich zu überſchätzen? Schätzt mich nur als das, was ich bin, ſo verliere ich nichts.

Wo willſt du ſtehn: hoch oder niedrig? verborgen oder öffentlich auf der Rednerbühne? auf der Kommandobrücke eines Schiffes oder eines Staates?
Dort will ich ſtehen, wo ich zu mir und andern ſagen muß: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Ich habe niemals eine andere Würde bekleidet als die mir innewohnende.

Soll ich mich in die Gegenwart drängen wie eine Zeitung?

Es konnte mir nichts Beſſeres paſſieren, als daß der Antagonismus der Welt mich immer wieder auf mich und in mich zurückwies.

Ich achte die geiſtigen Ameiſen. Ich liebe die geiſtigen Bienen.

Der Himmel möge mir das Glück erhalten, mich täglich über das Lokale und allzu Persönliche ins Unendliche und Ewige erheben zu können: will heißen vom zeitlichen ins ewige Schicksal.

Von dem, was die Welt beherrscht und allgemeinste Verbreitung hat, von der Arglist, ist bis jetzt wenig in meinem Werk. Trotzdem habe ich sie von Jugend auf gekannt, gewußt, gesehen, gefühlt und mich gegen sie aufgebäumt: immer ohne sie eigentlich für möglich zu halten. Sie ist das wahrhaft Niederträchtige und im Nurirdischen das wahrhaft Erfolgreiche. Bosheit ist nur eine impotente Abart der Arglist.

Weil Hartmann von Aue atmete, meinen die Leute, ich solle ersticken.

Ich hatte mitunter viel Zeit für fremdes Leid. Allmählich bekam ich mehr zu tun mit dem eigenen.

Oft, wenn ich Schwächen meiner Natur freimütig bekannte, fand ich einen Menschen, der sich gleicher Schwächen rühmte.

Die Hand am Ruder kenn ich keine Furcht, wohl aber als untätiger Passagier.

Vogel-Straußpolitik ist nicht immer ganz vom Übel. Ich erfahre es oft in den Kämpfen meiner Seele, in denen ich zugrunde gehen müßte, wenn ich nicht einen vorübergehenden Frieden auf Vogelstraußmanier mitunter erzwänge.

25. Januar 1897

Mein Frühjahr muß früh sein, mein Herbst spät, wenn Früchte reifen sollen.

Die glücklichſten unter meinen Tagen begannen zuweilen hoffnungslos, die übelſten wie Gottes Sonntag.

Mein Leben an einem Tage ohne Einſamkeit iſt das Leben des Fiſches in einem Teiche ohne Waſſer.

Meine Kunſtform iſt meine Moral.

Haus Gottes, Kirche. Welchen Beſudelungen ausgeſetzt! Wie rein dagegen mein Haus!

Wer meine Dramen verleugnet, verleugnet ſein Menſchentum.

Mich beſchäftigt nicht nur die Sache der Lebendigen, ſondern auch die der Toten.

Ich fühle, daß ich wirke, und das macht mich, im Augenblick, wo ich es fühle ... nicht glücklich, nicht zufrieden, nicht ſtolz, aber ... im Wirken wahrhaft wirklich.

Glaubt ihr, daß ich alles nicht kann, was ich ungetan laſſe?

Was ich vielleicht habe, und was mein iſt, wird mir fremd wie einem Fremden. Aber ich behalte keine Möglichkeit, es mir wie dieſer vertraut zu machen.

Wir haben ein Recht über Unſinn zu klagen. Wir müſſen ſchwerſte Anklagen geduldig und ſchweigend anhören mit den lebendigſten Gegenbeweiſen in der Hand. Unſere Richter ſind ſo geartet, daß ſie ganz beſtimmt und gelaſſen wiſſen: ihr Juſtizmord ſei reinſte Gerechtigkeit. Oh, wann wird der Tag kommen, dieſe Richter vor Gericht zu ſtellen? Niemals!

Anfang Februar 1908

Es kommt vor, daß eine Geſamtheit ſich entſchließt, dir großmütig das zu verehren, was ſchon ſeit Jahrzehnten dein ſchönſtes Eigentum iſt.

Bewunderung, die man erfährt, macht klein; Geringſchätzung groß.

Der Dummſtolz iſt der undurchdringlichſte Panzer: aber ich mag wider ihn nicht einmal die goldene Rüſtung meines echten Stolzes anlegen! Warum nicht? weil ſie ein wenig jenem andern Panzer ähnlich ſieht.

Zwei Dinge unterſchätzen meine Gegner, meinen Hochmut und meinen Gleichmut.

Nein, ich liebe nicht alle Menſchen, und ſie haben es auch wahrhaftig nicht alle nötig.

Es gab eine Zeit, wo ich für mutig galt. Heut bin ich es.

Ich habe dem Politiker in mir jeden Tag mit einem Hammer den Schädel einſchlagen müſſen, um zu leben: es wäre verkauftes Menſchentum, wenn ich es in meinem beſonderen Falle nicht getan hätte.

Im April 1913 ſprang mein Kätzchen in den weißglühenden Kamin und wieder heraus. Es war vollſtändig nackt geſengt. Am 31. Mai 1913 tat ich dasſelbe.

Glaubt jemand vielleicht, ich könnte mich je als Kohlhaas auftun und nach Gerechtigkeit ſchreien? Der irrt ſich.

Meine Feinde kennen den Grad der Verachtung nicht, deſſen ich fähig bin.

„Und wiſſen Sie was, ich kann ſchweigend lachen!“ die wenigſten Menſchen können das.

Perſönlichkeit

Man ſagt, eine Perſönlichkeit ſei bedeutend oder nicht. Nennen wir ſie bedeutend, ſo laſſen wir das außer acht, was ſie iſt. Was bedeutet ein Menſch? Das zu wiſſen iſt wichtiger, als die richtige Antwort auf die Frage: was iſt er?—?

Menſchen klagen zuweilen über Mangel an Perſönlichkeit bei anderen: meiſtens ſind es Leute, die Perſönlichkeit weder haben, noch dulden können, wo ſie ihnen entgegentritt. Juni 1905

Man redet von öffentlichen Charakteren: es gibt überhaupt keine anderen. Das, was wir Charakter nennen, iſt eine Form, die nur im Betrachter entſteht. Je intuitiver die Betrachtung iſt, je tiefer ſie auf Weſenhaftes drängt, um ſo weniger Charakteriſtiſches wird ſie bemerken. Der Künſtler iſt der ſicherſte, geduldigſte, am wenigſten voreingenommene Betrachter. Wenn auch das Künſtleriſche in jedem Kinde und Menſchen enthalten iſt, ſo iſt es doch meiſt verkümmert, und die Künſtler ſind eine kleine Gemeinde. Ihre Propaganda der Tat wirkt nicht ſo weit, weil nur auf Eingeweihte! wie die Propaganda des Wortes, die von den Schulmeiſtern ausgeht. Sie, dieſe Schulmeiſter, haben den guten und ſchlechten, den ſchwachen und ſtarken Charakter erfunden. Ihrem oberflächlichen Blick genügen wenige Züge, und der Maſſe wiederum behagen die wenigen Merkmale, die ihr an die Hand gegeben werden, um „richtig" über Menſchen urteilen zu können. Überdies will der Schulmeiſter mit etwas „fertig" werden oder „fertig" ſein: ſonſt läßt ſich darüber nichts „Richtiges" ſagen.

Ergo: Ihr ſollt nicht einen „Charakter" aus mir machen wollen, und ſucht ihr an mir feſte Merkmale, ſo werdet ihr letzten Endes nur auf das ſtoßen, was allen Menſchen gemeinſam iſt.

Ein Miniſter, mehr noch ein Parteipolitiker, iſt ein Charakter. Ich nicht. Die Geſichter aber, welche dieſe Leute jahrzehntelang der Öffentlichkeit zukehren, ſind nicht ihre eigenen, ſondern Masken. Hinter jeder ſteckt ein Charakterloſer, der mich tiefer als der Charakter intereſſiert. Charaktere wollen und müſſen ſich darſtellen. Ich aber muß weder, noch will ich einen Charakter darſtellen, ſondern mich, mich ſelbſt. Wenn ihr nach meinem Charakter ſucht, ſo iſt das, als ob ihr nach meiner Staatsuniform ſucht: ich habe keine. Aber ich denke mehr wert zu ſein als das Werk eines Schneiders, und wenn ich auch ſelbſt der Schneider wäre.

11. Mai 1898

Jedes Menſchen Geiſt iſt über alles hinaus ſynthetiſch, und auch Goethes Kraft zur Syntheſe war dieſe natürliche, nicht außergewöhnliche Kraft. Aber daß er ſie in ihrer Wirkſamkeit erkannte und gelten ließ, auch über alle logiſchen Widerſprüche hinaus, gab ihr die große Entfaltung. Sie wird in vielen Fällen verkannt, negiert und in Bann getan zugunſten der reinen Logik, die auf gewiſſen Gebieten die großartigſten Syntheſen zuwege bringt. Die reine Logik als ſynthetiſche Kraft iſt immer nur eine Teilkraft der großen ſynthetiſchen Kraft der Perſönlichkeit.

Der Menſch beruhigt ſich dem Mitmenſchen gegenüber niemals gänzlich. Seelenruhe iſt unſozial, man muß ſie geheim halten. Man gewinnt ſie einzig aus ſich und in ſich. Jeder andere muß ſie, ſelbſt wenn er nicht will, zerſtören.

Was iſt mein Eigen? Alles und nichts! Mit größter Wahrſcheinlichkeit ein feinſtes formales Element, welches in der Geſamtäußerung der Perſönlichkeit am ſtärkſten hervortritt. Dieſe Geſamtäußerung kann aber nie eintreten, es wird ſich alſo um Teile handeln, in denen aber das Eigenelement ſchwerer nachzuweiſen iſt.

4. Februar 1899

Eine Sache gewinnt oder verliert durch den Mann, der sich für sie einsetzt, auch ein Gedanke und eine Meinung.

Man nehme ein Bild von Rubens und lasse es von van Dyck kopieren: es wird ein van Dyck daraus.

Schroff, eckig, unabgeschliffen, schmerzend im Reagieren muß der Echte zur Tiefe gezwungen sein: er muß Tyrann, Narr, Hysteriker scheinen! — Anders geht er den Weg der Verflachung.

Es ist wohl der Beweis einer kräftigen Seele, wenn sie, jahrzehntelang öffentlichen Angriffen ausgesetzt, von den übrigen Leiden abgesehen, sich weder zum Rundspiegel wölben, noch zum Hohlspiegel einschlagen läßt, sondern richtig und gerade nach wie vor Gott, Mensch und Welt widerspiegelt.

Was verwandelt die geistige Atmosphäre in ein Vakuum? Nichts Eigenes mehr sein zu dürfen.

Bekenntnisse sind ihrem Wesen nach flach; aber dieser Art Flachheit soll man sich niemals schämen, sie ist urlebendig.

Wir sehen überall Individualitäten, selbst in einem halb verkohlten Stück Holz: aber ebensowenig wie dieses in sich, würden wir, ohne andere, imstande sein, Individualität an uns selbst festzustellen.

Menſchentum

Wenn der moderne Fortſchritt mit Hilfe der Wiſſenſchaft auch den Wagen gebaut hat, wohin wollt ihr reiſen? Zu einem Menſchen wollt ihr reiſen! So achtet darauf, daß noch irgendwo in dem Wirbel der Ziviliſation einer übrig bleibt.

Es liegt ein dunkler gewaltiger Rhythmus in der Natur. Wir hören ihn nicht mehr! Wer ihn hört, wird fortgeriſſen zum tanzenden Sein und Sehertum, zum Dithyrambus des Alls.

Gerade wir, die wir den Bund der wahren Menſchheit wiederherſtellen wollen, wir können leben ohne Bund, und doch, und doch: einigt euch, Ihr Einigen.

Er will gelten!
Nein!
Nicht gelten!
Sein!

Etwas ſein iſt nicht ſo viel als etwas werden, am allerwenigſten etwas ſein, ohne es geworden zu ſein.

Abhängigkeiten? Ja! Durch Liebe, aber nicht durch Furcht.

Man muß zugleich mit dem Geſicht, dem Gehör, dem Geruch, dem Geſchmack und dem Gefühl vorſtellen. Die reichſte Empfindung des Lebens liegt im Atmen.

Das Neugeborene: das neue Zentrum, die neue Sonne für das Planetenſyſtem und Spiel unſerer auseinanderſtrebenden Seele.

Der wahre Menſch geht auf dem Kopfe, weniger auf den Händen, noch weniger auf den Füßen: aber die Gehwerkzeuge müſſen alle in Ordnung ſein, wenn vollkommen gegangen werden ſoll.

Die Jugend legt die Fundamente aller unſerer künftigen Werke in unſeren Geiſt.

Die Trennung der Generationen iſt ein zu wenig beachtetes Phänomen: dieſe Trennung iſt abſolut; größte Vertraulichkeit ja Freundſchaft (ſelbſt von Vater und Sohn) können ſie nicht aufheben. Die neue Generation lebt in einer neuen, jungen, ſelbſtgeſchaffenen Welt, die aber doch etwas Einmaliges hat. In dieſe hinein ſind ſie geboren, in ihr leben und ſterben ſie. Wir aber ſind nicht hinein geboren, noch leben und ſterben wir darin.

Ich möchte mich in deine Jugend drängen, iſt der Gedanke mancher Väter, die ihre Söhne betrachten.

Ich war einmal jung, du aber warſt niemals alt, ſagte der Greis zum Jüngling, alſo habe ich etwas voraus.

Jugendliche Greiſe ſind die Hauptpfeiler des menſchlichen Kulturbaus. Darunter verſtehe ich ſolche, die nicht erſtarrt ſind, ſondern die noch immer an bewegter, beweglicher und bewegender Weisheit zunehmen.

Die pſychiſchen Flugbewegungen ſeien ſchön und vielgeſtaltig: Taube, Falke, Storch, Kranich, Adler, Geier, Bachſtelze, Schwalbe fliegen auf ſehr verſchiedene Art, und es gibt noch unzählige Formen des Fluges unter Käfern, Fliegen und Schmetterlingen.

Der „moderne Menſch" kann ſich ſeine Bedeutung meiſt nur durch Negation ſichern.

Vergeßt nicht: jedes Inſtrument muß geſpielt werden und in gewiſſem Sinne von ſeinesgleichen geſpielt werden. Daher iſt man zuweilen in Geſellſchaft ſtumm. Das geſpielte Inſtrument aber will auch von ſeinesgleichen gehört werden. Damit tröſte ſich der Stumme. Überhaupt wird der Redende nur ſelten gehört, höchſtens der Redner. Und auch dieſer hört ſich beſſer ſelbſt, als ihn die anderen hören.

Wir glauben mit Unrecht, daß menſchliche Ziviliſation, das heißt die geſamte Ökumene, mehr ſei als eine Arche Noah.

Wer die Empfindungen nicht in ihrer tiefen, anklagenden Kraft verſteht, der wird überall nur das Gewöhnliche ſehen.

Oft erneut der Morgen über Erwarten.

Man darf jeden Tag einen Geburtstag nennen. Von früh an üben wir gleichſam das Aufwachen. Wir wachen von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer vollſtändiger auf.

Das Leben bedeutet eine faſt lückenloſe Reihe perſönlichſter Entdeckungen.

Alle wahren Häuſer (nicht Warenhäuſer!) erſcheinen äußerlich einſam und verlaſſen, innen aber ſind ſie voll des wahren Lebens.

Der Menſch iſt des Menſchen Zeuge und Zeugnis.

Die Fackel, die leuchtet, zeugt für Licht und Träger.

Jedem Mitgefühl geht eine Empfindung von Schönheit voraus.

Die Tummelplätze der Seelen sind nur wieder Seelen.

Jeder Mensch verbirgt ein geheimstes Motiv. Es ist oft über jeden Begriff nebensächlich und lächerlich. Weil er das weiß, stirbt er, ohne es je verraten zu haben. Wer es entdeckt, besitzt oft den Schlüssel zu vielen und großartigen Handlungen eines großen Mannes.

Das, was das Allerzarteste, Edelste und Reinste der Menschenseele einschließt und verbirgt, ist immer aus gröberem Stoff, ja zuweilen aus grobem. Wie könnte es anders sein?

Ich fragte ein elfjähriges Mädchen: „Was macht Deine Tante?" (Sie hat ihren Mann und ihr Kind vor etwa Jahresfrist bei den Spartakistenkämpfen in Berlin verloren.) Also „Wie geht es der Tante?" frage ich. „Gut," antwortet das Kind, „aber alles, was sie ißt, schmeckt ihr bitter."

Die Welt ignoriert uns alle wahrhaft; und das ist gut.

Dummheit und Langeweile sind als zwei furchtbare Mächte oft genannt, aber in ihrer ganzen ungeheuren Größe noch nicht begriffen.

Wenn die menschliche Arroganz körperlich dargestellt werden könnte, so würde die Menschheit darunter begraben sein wie ein Ameisenhaufen unter dem Mont Blanc.

Optimismus an sich hat etwas Verdächtiges... mehr: etwas Vulgäres... mehr: etwas Banales... mehr: etwas Gemeines! — Aber auch der Pessimismus wirkt abgegriffen und in jeder Beziehung als geforderter Gegensatz zu dem vorherigen: denn

Begriffe ſind ganz unzulänglich, wenn es gilt, das Myſterium des Seins auch nur zu berühren.

Pariagefühl und die Verhöhnung des Volksmäßigen verhalten ſich zueinander wie Zweig und Frucht.

Es gibt einen blinden Eigenſinn, der ſich für Kraft nimmt und genommen wird, und eine redliche Klugheit, die Kraft iſt und für Schwäche gilt.

In den modernen Großſtädten rennen die Menſchen hinter ſich ſelbſt her und erreichen ſich ſelten.

Wir ringen alle um das Weſtöſtliche.

Wer ſchreibt uns den neuen weſtöſtlichen Koran?

Ziviliſation

Der Oſten verliert ſein Öſtliches, der Weſten ſein Weſtliches: beide ihr Köſtliches!

Mit der Bekleidung beginnt Maskerade, das heißt Kultur. Das iſt einigermaßen ernſthaft geſagt.

Ziviliſation iſt Zwang, Kultur Freiheit.

In jedem Menſchen ſchläft ein Tanz.

Weſſen Leben feſtlich durchwoben iſt vom Großen und Göttlichen, ſo daß er den Alltag nicht kennt: was ſind dem „Feſte?"

Gemeinſchaft? iſt einer außen geblieben,
der trete herein: wir wollen ihn lieben.

Erkenntnis

„Philoſophiere mit wenigem, Neoptolemus!"

„Sedula curavi, humanas actiones non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere." Baruch Spinoza

Deine tiefſte Erkenntnis iſt zugleich am meiſten und ganz ausſchließlich dein Eigentum.

Der Menſch kann niemals etwas anderes entdecken als ſich ſelbſt: aber das iſt ein unendliches Feld.

Erkenntnis iſt Anbetung.

Erkennen heißt: Raum und Zeit beſiegen.

Wahre Zeit: wahre Produktivität!
Wahre Produktivität: wahre Zeit!

Wir wollen das Rätſel nicht in ſein Bett legen, ſondern nur Wahrheit, darum bleibt das Bett leer.

Viel Chaos empfinden heißt weiſe ſein.

Jedes Sinnes Weſen iſt Sehnſucht.

Was du nicht malſt, Liebe, bleibt farblos.

Erkenne dich ſelbſt! — Die Befolgung des Satzes und die Konſequenzen des Gehorſams würden die Welt erneuern.

Der Strauß im zoologiſchen Garten zu Dresden hat im Freien ein weites Begängnis, geht aber immer an der Umzäunung, das heißt an der Grenze, hin und her. Das Gleiche iſt's mit dem Menſchengeiſt.

Laß deine Skepſis ins Rieſenhafte anwachſen, aber laß ſie den Rieſen des Poſitiven nicht niederwerfen und beſiegen!

Gewonnene Einſicht und betätigte Einſicht ſind zweierlei. — Die allgemeinſte Erſcheinung ſind Menſchen, die, harmlos ſowohl als ahnungslos, täglich die Summe ihrer beſten Einſichten in ihren Handlungen unberückſichtigt laſſen.

Wie ſorgfältig vermeiden ſie alles, was einen Anflug zur Größe notwendig macht; ſie meinen: Verehren, das ſei Erniedrigen.

„Morgen iſt auch noch ein Tag."
Morgen iſt auch noch kein Tag!

Irrtümer, durch Überzeugung und Mehrheit getragen, werden nur ſtärker in ihrer Weſenheit als Irrtümer, entfernen ſich damit aber nur um ſo weiter von der Wahrheit.

Je mehr Stimmen einen Irrtum ſtützen, um ſo ſtärker wird er als Irrtum, um ſo verheerender greift er über in das Gebiet der Wahrheit, deren Namen er ſich anmaßt.

Es gibt einen Leittrieb beim Obſtbaum, es gibt einen Leittrieb auch im bewußten Seelenleben.

Ich glaube, daß der erſte unter ſeinen Mitmenſchen, der erkannt hatte, wie ſich das Leben in Schlaf und Wachen teilt, geſteinigt wurde.

In der Lebensgeſchichte Stanleys: „während ſolch niedriger Daſeinsſtufe war es mir nicht möglich, zwiſchen Traum und Wirklichkeit zu unterſcheiden".

Dies iſt ein Beleg für meine Anſicht, wonach es in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit einen entſcheidenden Augenblick gab, wo man anfing, die Welt des Schlafes von der Welt des Wachens abzuſondern. Lange jedoch blieben ihre Bilder noch als Objekte des Denkens ununterſchieden.

Die Erſcheinung des intermittierenden Wachens (und Schlafens) iſt irgendwie verwandt mit der Erſcheinung von Ebbe und Flut.

Zieht man ab, was der Menſch wirklich erkennt, ſo bleibt ihm noch das ungeheuere Werk ſeiner Einbildungen: faſt alles, was ihn ängſtet und erfreut, iſt darin beſchloſſen. Zieht man dagegen alles dieſes ab, was bleibt übrig? Keinesfalls irgendein Grund zur Angſt, noch zur Freude.

Einbildungen ſind die Unterjocher der Menſchennatur. Wer iſt nicht durch ein Bild und Bilder unterjocht!

D'Anville, ſagt A. von Humboldt, hat die geiſtreiche Bemerkung gemacht, daß der größte aller Irrtümer die Menſchen zu der größten Entdeckung in bezug auf neue Erdſtriche geführt habe. (Gemeint iſt die Entdeckung Amerikas auf Grund der irrtümlichen Meinung über die Ausdehnung Aſiens nach Oſten.) Nun: das Kapitel: produktive Irrtümer iſt ſehr groß.

Wäre Irrtum nicht produktiv, dann ſollten wir lange warten, ehe wir Brot zu eſſen bekämen.

Welche große Wahrheit hat nicht Unheil angeſtiftet in den Köpfen der Menſchen? Welche große Lüge hat nicht Segen gebracht? Auch das Gegenteil iſt vorgekommen.

Wahn iſt wichtiger für uns Menſchen als Wahrheit.

Wer tiefer irrt, der wird auch tiefer weiſe.

Der Denktraum iſt höchſte menſchliche Kraft, Bedingung höchſten menſchlichen Adels, in ſeinen höchſten Auswirkungen Gotteswort.

Irrtum des Herzens iſt der köſtlichſte aller Irrtümer.

Oh, wie tief beuge ich mich vor den wahrhaften, den wirklich göttlichen Irrtümern der Seele.

Die abſoluten Wahrheiten — ſcheint mir — haben das größte Unheil angerichtet. Daher iſt weniger verbrochen durch Wiſſen als durch Glauben, durch Denken als durch Eingebung. Die „Nägel" im Menſchenhirn, das iſt die Gefahr: um ſie herum beginnt es immer zu eitern. 22. Oktober 1892

Vermutlich iſt Glaube die ſtärkſte Macht im Menſchen. Die geglaubte Subſtanz übertrifft weit die des Weltalls.

Erwägen wir recht, was wir in dieſem Leben tun, ſo werden wir finden, daß ein jeder an der Welt malt. Michel Angelo.

Nur Glaube exiſtiert, Aberglaube iſt ein monſtröſer Begriff.

Die Welt und der Himmel bauen ſich auf aus unſeren Denkfehlern.

Lüge iſt eine Wahrheit mit ſchiefer Wurzel.

Wer die Wahrheit ſpricht, durch den braucht deshalb die Wahrheit noch nicht zu ſprechen.

Jedes Wort iſt Proteus.

Wie ſchwer iſt es irgend etwas zu ſagen. Sagen heißt Wahrſagen, und alles Wahrſagen ſetzt den Propheten voraus und den Gläubigen. Welche Verantwortung für den mit Sprachwerkzeugen begabten, der Lüge und der Verführung abgeneigten Menſchen.

Wahrheit ſah noch niemand, außer in ihm ſelber.

Wer fühlt, fühlend denkt und erkennt, dem ſind alle menſchlichen Bekenntniſſe und Erkenntniſſe, inbegriffen Sprache, gleich verkorkten Flaſchen mit eingeſchloſſenen Notſchreien verſchollener Schiffbrüchiger, auf dem Weltmeere treibend.

Das iſt mir nun aufgegangen: Ein Menſch kehrt nicht nur jedem ſeiner Mitmenſchen eine andre Seite zu, ſondern er iſt tatſächlich jedem gegenüber von Grund aus anders.

Ich habe während dreißig Jahren keine wirkliche Veränderung an Menſchen wahrgenommen, außer an mir ſelbſt.

Nie wirſt du wahrhaft erfahren, was du nicht an dir ſelbſt erfährſt: ergo mußt du alles ſelbſt erfahren.

Wenn nach Schopenhauer der Widerſtreit des Willens gegen ſich ſelbſt der Quell alles dem Leben eigenen Leidens iſt, ſo muß, da dieſer Widerſtreit auf Vernichtung des Willens hinausläuft und dieſe Vernichtung auch das Streben des Weiſen iſt, ihm etwas weſentlich Gutes eigen ſein, wie einem immerwährenden, immererneuerten Verſuch zur Erlöſung.

Nur in der Tätigkeit sondert man sich rein von der Welt, von der Masse und vom Chaos im Innern.

Du willst Bescheid sagen über das Leben der Menschen in vergangenen Jahrtausenden! Was weißt du von denen, die mit dir leben? ja was auch nur von dir selbst?

Wir wissen nicht einmal, was wir sind, geschweige was wir werden können.

Wer nicht weiß, was ist, wie will er vorausſagen, was werden soll, oder erkennen, was einmal gewesen ist?

Wir wissen von keiner höheren Vollkommenheit als die menschliche ist.

Was für uns nicht Individuum ist, ist für uns nicht.

Was die Menschenstimme von andern Naturlauten allein grundsätzlich unterscheidet, ist der bewußte Gebrauch.

Die Seele empfindet nicht eigentlich, sondern erkennt nur den Schmerz.

Der eine Sinn des Auges hat mehr für das Bewußtsein getan als alle übrigen.

Der Hunger der Organe: er ist am deutlichsten beim Magen. Es gibt aber auch einen Hunger des Auges, er geht auf Licht, Farbe und Form. Er ist der immateriellste. Was essen die Augen? Was verdauen sie? Die Vorteile der Belichtung hat auch der Körper eines Blinden, nicht aber die der Augennahrung.

Was ſind dieſe? Wer und welches unſichtbare höhere Organ wird dadurch geſpeiſt, ernährt, entwickelt? Das Denken.

Beethoven, Bach uſw. können nur durch das Ohr aufgenommen werden. Wie mächtig alſo ſind die Funktionen des Gehörſinnes erweitert und geſteigert worden durch den Geiſt. Iſt das Auge wirklich ſo weit gediehen? Nein. Ich glaube wenigſtens nicht. Was alles müßten wir ſehen, könnten wir ſehen, was wir hören können.

Leute mit Suggeſtionskraft ſind in viel höherem Grade Erlöſer der Menſchheit als man gemeinhin annimmt. Feſte Willensrichtungen haben nur wenige Menſchen, ſofern es ſich nicht um Ziele handelt wie eſſen, trinken, ſchlafen und andere tieriſche Funktionen. Der Sonderling, dem es gelang, ſeiner Umgebung ſeine Idee, alſo eine fremde Idee, einzuprägen, war der Begründer der Kultur. Dieſe Idee mußte zunächſt unpraktiſch ſein, denn ſie konnte nicht unmittelbar mit den Zielen der tieriſchen Triebe identiſch ſein. Sie vermittelte höhere Ziele und einen höheren Willen, die dem gemeinen Individuum ohne Suggeſtion nicht erkennbar noch nutzbar geworden wären. September 1898

Jenes eigentümliche Phänomen des leuchtenden Punktes, den wir als den Quellpunkt der Seele, den Sitz der Seele, die Seele ſelbſt empfinden, und den wir im Kopfe lokaliſieren, lokaliſiert der Inder im Herzen. Alſo kann dies Phänomen Verſchiebungen erfahren, kann auch wohl eines Tages in den Fuß verlegt werden. Ungeeigneter aber, es zu beherbergen, kann uns ein Zweig, ein Baumblatt auch nicht erſcheinen: die Folgerung iſt klar.

Wir ſind in die Welt geſtellt, um zu prüfen.

Gibt es eine Aufrichtigkeit ohne Tat?

Dem denkenden Geiſt kann keine Schranke geſetzt werden, eine ſolche aufrichten heißt den Verſuch machen, alles Denken überhaupt auszurotten.

Das grenzenloſe Denken kann niemals eine allgemeine Gefahr werden. Die Gefahr entſteht dort, wo es ſich beſchränkt; dort allerdings droht immer wieder der neue malleus maleficarum.

Es gibt weder wirkliche Zeugung, noch wirkliche Zerſtörung.

Alle Geburt iſt Wiedergeburt.

Wer beſtreiten wollte, daß ein Leben vor der Geburt möglich ſei, ohne daß wir uns ſeiner erinnern, der bedenke, wieviel, genau genommen, nach einer durchſchlafenen Nacht vom vorhergehenden Tage in Erinnerung bleibt: einiges, manches, keineswegs alles! Schon iſt viel Verluſt zu bezeichnen; ſchon zeigt ſich eine Unvollſtändigkeit und zwar des bloßen Traums.

Verbarg dir Licht nie etwas?

Du glaubſt, die Finſternis ſei nur Nichtlicht: ſie iſt eine Form des Lichts.

Eine goldene Folie, darauf die Sonne fällt, macht den Geiſt leuchten, dem ſie zum Grunde liegt: Glück! — Eine dunkle Folie macht den Geiſt dunkel, dem ſie zum Grunde liegt: Gram! Verbitterung! — Jeder Gedanke bekommt, je nach der geheimen Folie, die Helle und Wärme der Liebe oder die düſtere Färbung des Haſſes, ſo daß er ein dunkler oder lichter Dämon, ein Schöpfer oder ein Mörder ſein kann.

Deine ganze, gute und freundliche Auffaſſung irgendeiner menſchlichen Angelegenheit kann, ſo feſt ſie immer gegründet ſei, mit einem Schlage ins Böſe verkehrt werden.

Von Illuſion zu Illuſion gelockt, erreicht man ſchließlich ein Ziel: in der Kunſt! — aber im Leben?

Das Bewußtſein wandert. Allem jedoch, was wandert, offenbart ſich etwas bei jedem Schritt und etwas verſchließt ſich ihm: nämlich das, was vor ihm liegt, offenbart ſich, was hinter ihm zurückbleibt, ſchließt ſich zu. Die Summe des Offenbarten iſt immer gleich der Summe deſſen, was verloren geht.

Willſt du ſchreiten, ſo kannſt du auch einen hohen Standort nur vorübergehend betreten. Du mußt notwendigerweiſe Abhänge auf- und abſteigen, Täler verfolgen, Ebenen nach allen Himmelsrichtungen durchmeſſen uſw.: denn ſelbſt die ganze Erde iſt zu enge für einen immerwährenden Fortſchritt.

Alle Urteile ſind Vorurteile.

Erzwungene Geiſtesklarheit iſt Lüge.

Der wahre Skeptiker wird zum konſequenten Individualiſten: aber wer weiß, was das heißt? Verallgemeinerungen ſind Lügen.

Jedes irgendwie gefärbte Urteil verſtellt dem Urteilenden ſeinen Gegenſtand.

Urteilen iſt leider immer eine Wohltat für den Urteilenden. Aus dieſem Grunde ſeien wir milde gegen Vorurteile: falſche, dumme, tolle, blinde, wilde und grauſame, niederträchtige, ſchurkiſche, beſchränkte, neidiſche, ironiſche, hinterliſtige, feige, verwegene,

ja verruchte. Urteilen iſt der größte Selbſtgenuß, verurteilen der tiefſte und verruchteſte! Anerkennen? Dieſe Funktion löſcht uns aus, nimmt uns den erwähnten Selbſtgenuß, macht urteilen überflüſſig und läßt uns das Gefühl der Unterlegenheit. Es iſt klar, weshalb ſo viel geurteilt wird.

Moraliſche Urteile ſind Bequemlichkeit.

Zuweilen verwechſeln wir Kälte mit Größe.

Eine Krume Weißbrot erſchlägt dich wohl: wer kann es wiſſen?

Eine Lüge kann mehr Adel in ſich tragen als zehn Wahrheiten.

Öffentlichkeit trivialiſiert,
Heimlichkeit idealiſiert.

Genau ſo weit, als man ſich ſelbſt kennt, kennt man die andern.

Der größere Kenner der Menſchen iſt der größere Menſch.

Weib, Wein, Geſang ... alles in Ordnung, das heißt, wenn der wirkliche Mann noch hinzu kommt.

Die Folgen einer wahrhaft ſelbſtloſen Tat wiſſen nichts von ihrem Urſprung. Wer Gedanken hat zu denken, der denke!

Das Gegenwartsleben hat wenig Sinn für Humor und Humore. Die meiſten Menſchen ſchleppen einen toten Humor mit ſich herum. In ſeinen Humoren einig ſein, heißt im Tiefſten befreundet ſein und teilhaftig eines überirdiſchen Glückes.

Humor iſt Scharfſinn an ſich. — Humor iſt zugleich die tiefſte Schätzung und die tiefſte Geringſchätzung. — Humor erhebt über den Wunſch zu fliegen und über die Notwendigkeit zu gehen. — Humor hält den Dachdecker auf dem Kirchturm und ſchickt den Bergmann in die Grube: er iſt da, ſteckt unter dem größten Ernſt und tut ſeinen Dienſt, den der Ernſt allein nie leiſten würde. — Humor iſt das Wappen des Weltüberwinders: in hoc signo vinces. — Humor iſt kein Lachreiz für Toren, ſondern allein für Weiſe. — Humor iſt adlig. — Humor iſt in ſeiner Domäne, wenn er über den Ernſt ... nicht lacht! — Humor iſt das wahre Echo des Schweigens Gottes. Humor iſt gelebte und gelachte Erkenntnis. — Humor iſt Erkenntnis der Grenze, verbunden mit grenzenloſer Erkenntnis. — Humor vereinigt das Beſcheidenſte und das Unbeſcheidenſte in einem Gelächter. — Humor löſt den Willen ab, wenn er ruhen muß. — Humor iſt nicht unſterblich, auch Humor iſt verwundbar, aber der letzte Widerſtand, den der Menſch leiſten kann, iſt der des Humors. — Humor läßt nie fallen, trägt immer: er befreit immer, ſchlägt nie in Feſſeln. Er ſchlägt die ſicherſten Brücken, er verfeindet nie. — Humor habe das letzte Wort: der Leichtſinnigſte und der Schwerſinnigſte ſollen Hochzeit machen und ihn wieder zeugen, wenn er einmal ausſterben will.

Man darf nicht das Gras wachſen hören, ſonſt wird man taub.

Wahrheiten dürfen nicht dicht beieinanderſtehen, ſonſt verbrennen ſie.

Mit alledem kann ich dir nichts geben, als was du haſt.

Wunder

Wahrheit und Lüge ſind Geſchwiſter,
das Märchen ſtammt aus einem edlern Haus.

Das Urgeheimnis: wenn nicht zum Sprechen, bringe es zum Tönen.

Der Märchenerzähler gewöhnt die Leute an das Ungewöhnliche, und, daß dies geſchehe, iſt von großer Wichtigkeit: denn im Gewöhnlichen erſtickt der Menſch.

Das Leben ſchmückt Erinnerung eines Traums, es ſchmückt den Traum Erinnerung eines Lebens.

Du hörſt durch die Nacht, ſiehſt erleuchtete Häuſer. Die Menſchen hinter den Mauern ſind dir ebenſo fern und fremd wie jene, die zu Karl des Großen Zeit gelebt haben. Seltſam genug.

Mythos, große Heimat.

Man darf die Illuſion des Lockenden nicht zu ſehr verfolgen und nicht zu lange, ſonſt verflüchtigt ſie ſich: ſieh ab von ihr, und ſie ſchenkt ſich dir wieder.

Wie unreal iſt ein Traum, und wie feſt verbindet er Menſchen!

Nicht träumen können würde, wie es mit uns nun einmal beſtellt iſt, heißen: nicht denken können, weder Geſchichte noch Sage, weder Zukunft noch Vergangenheit! Und was wäre dann unſere Gegenwart?

Einſt war anſchauliche Phantaſie von einer ähnlichen Kraft als heut die Mathematik.

Wieviel Phantaſie hat Amerika geſucht, gefunden, begründet: wieviel Nüchternheit iſt das Reſultat!

Wir leben ebenſo ſehr und mehr auf der Sonne als auf der Erde, in der Sonne als in der Erde.

Wir wiſſen nichts über das Weſen der Kraft und ſind ſelbſt das Weſen der Kraft.

Wenn du horchſt, hörſt du eine Stimme zuweilen in dir, ſie ſagt: ich verſtehe dich uſw. — Nimm dieſe Stimme getroſt für das, was ſie iſt: Gottes Stimme. Gott ſpricht mit einer Menſchenſtimme in dir. In dieſer Anſicht liegt nichts Überſchwengliches, ſolange du das Denken als etwas Wunderbares, als Wunder anſiehſt. Gott kann nur nah ſein, nicht fern, wenn er iſt. Er kann dir nur das Vertrauteſte ſein, wenn er iſt.

Iſt es nicht ſeltſam, daß wir durch menſchliche Bildung, alſo künſtlich, zu den höchſten Dingen gelangen: zur Kunſt, zur Wiſſenſchaft von Natur und Gott.

Das Bewußtſein als das höchſte Wache in uns iſt aus Schlaf geboren, aber wenn es brennt, ſo bedient es ſich der Sinne als Diener, der Welt als Scheiterhaufen und nährt und vergrößert durch beides den Brand.

Aber wer oder was, aus dem Schlaf heraus, bedient ſich des Bewußtſeins?

Lebenskampf

Du ſchöne, ſeufzende Welt.

Die großen Geſunden.

Wo kann man die Menſchen hinführen? Ich fürchte immer nur wieder in den Kampf.

Einen aufrechten Mann nur ſehen, ſtärkt das Rückgrat.

Man ſteht wohl einmal am Ende des Lebens, immer aber am Anfang des Lebens.

Die Leidenſchaften erzwingen das Leben.

Es iſt verlorene Unſchuld, wenn jemand nicht ganz an dem Orte iſt, wo er ſteht, das heißt eine geſpaltene Seele hat.

Saul ging aus, ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen, und fand ein Königreich, aber wieviele gingen und gehen aus, ein Königreich zu ſuchen und finden nicht einmal die Eſelin!

Das Geheimnis jedes Erfolges heißt Organiſation.

Ordnung iſt die Grundlage aller Kultur. Ackerbau, Architektur, alle Künſte und Erfindungen gehen auf Ordnungsſinn zurück und aus ihm hervor.

Es genügt nicht, auch im Geiſtigen nicht, Kadaver am Wege liegen zu laſſen: ſie müſſen begraben werden.

Es iſt beſſer, das Geringſte zu unternehmen, als die halbe Stunde unbenutzt vorübergehn zu laſſen.

Wenn die Ratten das Schiff verlaſſen,
muß der Mann das Steuer faſſen.

Alle großen und wichtigen Sachen haben wenig Gehilfen: Martin Luther.

Die Menſchengeſchichte, ſowie die perſönliche, bedeuten Rückblicke auf ein ungeheures Totenfeld von Illuſionen: welcher grenzenloſe Aufwand von Täuſchungen zu einem unerſichtlichen Zweck. Außer dem Begriff der Wahrheit haben wir nichts von ihr.

Welche Verſchwendung an Gläubigkeit, welche Gleichgültigkeit gegen Enttäuſchungen, welche Blindheit bezeichnet den Weg der Menſchheit!

Bild und Bilderſturm iſt vielleicht eine ewig notwendige Ergänzung.

Es gibt viele Spiegelbilder des Leidens. Aber ſolche der Freude? Leiden wird illuminiert im Spiegel! Aber die Freude im Spiegel? — Leid verwandelt ſich nicht in Freude, wenn es verſchwindet, aber Freude, wenn ſie verſchwindet, je nachdem die Freude war, in mehr oder weniger tiefes Leid.

Die Welt der Scheinfreude und des Scheinleides einen ſich, die Welt der abſoluten Freude und des abſoluten Leides niemals. Dann gäbe es Himmel und Hölle? Hölle bedeutet eine ſchmachvolle Degradation des Leidenswertes. Durch dieſe wird auch die

Freude, das heißt der Himmel, degradiert, zu einer vulgären Volksbeluſtigung herabgewürdigt.

Das iſt ein zäh Kapitel: der Zweck verdirbt die Mittel.

Der Begriff des Richters iſt die höchſte menſchliche Anmaßung.

Handeln macht gemein.

Immer wenn das Volk zu einer großen moraliſchen Handlung aufgerufen wird, verſteht es: kreuzige, kreuzige!

Wie allſeitig iſt das Gute bedroht. Selbſt durch ſeine Verteidiger. Wie wirr und verworren ſind die Richtungen ihrer Schwertſchläge, verworrener faſt, wie die der offenen Gegner des Guten, wirrer und verworrener als die Richtungen des Haſſes.

Der Verſtand arbeitet unverſehens leider immer wieder an einem malleus maleficarum.

Der Hunger des Raubtiers iſt eine Art Raſerei: eine ſchreckliche, ſchmerzgepeinigte Ekſtaſe: Das Grauſame liegt nicht in ihrer Abſicht, ſondern nur die Stillung ihrer ſelbſt.

Es gibt naiv aggreſſive Geiſter, die es darauf anlegen, daß man ſich in ſie verwickelte, ich möchte ſagen mit den Beinen der Seele.

Reizbaren Temperamenten liegt Irrtum und Gehäſſigkeit meiſt ebenſo nahe als echte Begeiſterung.

Den weitaus bitterſten und heftigſten Haß erzeugt man durch Humanität.

Mit den Waffen der Seele können ſich nur wenige verteidigen, ohne ſich ſelbſt zu verwunden.

Wiſche die Läſterungen ab wie die Athleten den Staub.

Der Kommunismus im Menſchlichen allzu Menſchlichen iſt längſt eine Tatſache.

Zwei Dinge erzeugen gleicherweiſe Ungeduld: Schmerz und Freude.

Ein Leben muß ſich in ſich ſelbſt immer wieder entzünden können.

Es gibt eine Kraft der Werkſtatt.

Wahre Muſik ſtärkt den Starken.

Solange man lebt und wirkt, muß man leben und wirken, als ob man ewig lebte und wirkte.

Der Einzelne, wahrhaft Einzelne, wahrhaft einzeln Denkende muß notwendigerweiſe vor der Maſſe, der Menge, der ſozialen Gemeinſchaft im Ideellen und Materiellen als Verbrecher oder als Irrſinniger gelten.

Es kommt mir vor, zu allermeiſt
erweiſt ſich feindlich Geiſt dem Geiſt.

Lebe jeden Tag, als ob er dein erſter und dein letzter wäre!

Man muß ſeine Gebäude errichten mit Schwert und Kelle, wie zu Zeiten des Romulus und Remus die erſten Römer.

Du haſt eine Idee: ſtelle dich mit dem gezogenen Lauf deines Gewehres davor und verteidige ſie! — Du willſt abſeits von der Heerſtraße einen Schritt tun: tue ihn mit dem Revolver in der Hand! — Du willſt Gott, deinem Gott, dienen: ſtelle Kanonen um den Altar! Du willſt anbeten: tue es hinter dicken Steinmauern, wohin das Hohngelächter der Niedertracht nicht dringt, noch ſeine Stein- und Schmutzwürfe.

Der Orkus ſoll verſchüttet werden, das iſt die Rieſenarbeit der Menſchheit.

Weltabgeſchiedenheit? Worauf käme es alſo an? Erſticke das Drama in dir.

Wenn die Füße nicht mehr auf der Erde ſind, hört auch der Tanz auf.

Romantik iſt das Leben als Spiel gelebt.

Worauf ſtützt ſich der innere Widerſtand? Gegen Auflöſung und Untergang im Menſchen.

„Ich kann des Niederträchtigen, Allzumächtigen um mich nicht Herr werden." „Verſuchen Sie es noch einmal aus Leibeskräften mit Humor."

Sollen wir warten, bis die Gegenſätze des Lebens ausgeglichen, die Armen und die Reichen reich geworden ſind: wann ſollten wir denn ein höheres Leben anfangen?

Die Tat trägt, die Tat macht Zeit, ſie ſchafft, ſie wirkt die Schöpfung: denn wo Schöpfung iſt, da iſt Zeit. — Alſo tut! —

Tut einen Tag, ſo habt ihr ein Jahrhundert oder Jahrmillion oder was ihr davon zu beſitzen wünſcht. Verſäumt einen Tag, ſo habt ihr ein Jahrhundert verſäumt. — Dies alles bezieht ſich auf das höhere Leben und Sterben. Kloſter, 4. Auguſt 1918

Zieh ſelbſt den Wagen aus der Klemm
und dann ruf an den Herkulem!

Die Qual von geſtern muß die Tat von heute werden.

Will Gott den Frieden nicht — ich will ihn!

Vergänglichkeit

Wer Landſchaft ſieht, Landſchaft wahr ſieht, wahre Landſchaft ſieht: der ſieht die wahre Verlaſſenheit des Menſchen.

In der Jugend hat man Zeit treu zu ſein.

Mein Freund! Es gibt Menſchen und Dinge, die für dich zu lange leben. Du haſt den rechten Augenblick nicht benützt, ſie ſterben zu laſſen.

Wer richtig tötet, macht recht lebendig.

Leben heißt auch ſterben: das bedenken die wenigſten.

Man darf nicht durch ein Schlachtfeld ſchreiten wie der Storch durch den Salat.

Es muß in der Seele etwas geben, ähnlich den Jahresringen der Bäume.

Warum können wir das Leben nie, jederzeit aber den Tod hervorrufen?

Mit den Griechengöttern vernichtete man einen ganzen Olymp der Seele.

Wenn du im Leben nur noch Wiederholungen ſiehſt, intermittiert der Lebensprozeß.

Wenn der Geiſt eine Zeitlang einen gewiſſen Grad von Ruhe genoſſen hat, ſo gelangt er in eine Verfaſſung, die dem Tode mehr verwandt iſt als dem Leben.

Sie ſahen plötzlich nicht mehr, daß es Leute gab, die das Gewordene darſtellten. Sie wollten mit lautem Geſchrei die Welt ganz ummodeln: was ſpäter die Welt in aller Ruhe mit ihnen tat.

Die meiſten unſerer Wünſche ſind deshalb unerfüllbar, weil ihre Erfüllung irgendwie unſere Vernichtung in ſich ſchließt.

An unerfüllten Wünſchen hängen noch mehr falſche Vorſtellungen, die niemals korrigiert werden.

Der Vogel, das Kamel, der Sklave, der Krieger, der Menſch überhaupt, alle ſind notbeflügelt.

Wie viele gehen zugrunde, Männer und Frauen, weil eine fette, große, dicke Lüge über ihnen liegt und ſie erdrückt.

Es gibt nichts ſo Grauenvolles als die Fremdheit derer, die ſich kennen.

Die Bruderzwiſte in der Geſchichte ſind die in jedem Betracht grauenvollſten Phänomene der menſchlichen Pſyche. Ich glaube, daß Beethoven nur durch Vermittelung ſeines Bruders den tiefſten Abgrund der Hölle kennen gelernt hat und damit einen Grad des Leidens, von dem alle diejenigen nichts wiſſen, die den Schatten nicht kennen gelernt haben, den Bruderliebe zu werfen vermag.

In das Bruderproblem ſchlägt das Doppelgängerproblem. Völlige Doppelgänger müßten ſich ohne Überlegung ſogleich mit dem Dolch anfallen. Sie müßten einen grenzenloſen Haß gegenſeitig erwecken, den Urhaß, der ein Zwang, ein Befehl zur Vernichtung iſt.

Hat man die Vergänglichkeit tief erfahren, ſo dauert es einen, daß man die Jugend mit ihrem Glauben an ſich gebunden ſieht.

Das größte Mauſoleum iſt das der Lebendigen.

Der Grundklang des Todes iſt in allem Feſtlichen.

Mit jedem Menſchen ſtirbt eine Welt.

Um wie weniges tiefer liegen die Toten als wir.

Er und ich, wir nähern uns einander langſam im Laufe des Lebens: man mag unſern Staub vermiſchen.

Weiſungen

Gehe blind an die neue Arbeit: Homer war blind.

Durchdenke deine Sinne.

Sobald man in einer Sache Meiſter geworden iſt, ſoll man in einer neuen Schüler werden.

Iſt es eigentlich vornehm, ſich im Geiſtigen allzuweit auszubreiten, allzuviel Plätze zu belegen?

Es müßte uns gehen wie echten Teppichen; je mehr man mit Füßen auf uns herumtrampelt, um ſo beſſer ſollten wir werden.

Enttäuſche nie das wahrhaft Dienende.

In der Kraft liegt auch die Geduld. In der Ungeduld offenbart ſich die Schwäche.

Sowohl in der Freude als im Leid bleibt Arbeit das Quietiv.

Laſſet uns leben in Eintracht der Dämonen!

Gib deine liebſten und geheiligten Werte nur mit größter Behutſamkeit preis, am liebſten gar nicht.

„Wer das Leben nicht ſchätzt, verdient es nicht." Leonardo. „Wer das Leben ſchätzt, verdient es" würde ihm Eckehart und Gotamo Buddha antworten.

Vom Mann und vom Weib

Als die Götter zeugten und nicht wußten, was, war Eros aller Götter Vorfahr und Herr.

Auf der falschen Voraussetzung, als könnten zwei Menschen ganz ineinander aufgehn, wurzeln die schlimmsten Übel des Lebens.

Es gibt Frauen, die nur Frauen und sonst ohne Talente sind, die aber nach Geist hungern, wie der Fisch auf dem Strande nach seinem Element. Sie öffnen und schließen gleichsam Kiemen und Mund ihrer Seele krampfhaft, um aus der leeren Luft Lebensgeist einzuatmen.

Unter den Ehefrauen gibt es sehr viele eingemauerte Nonnen.

Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtsein ihres Wertes zu gewinnen, als sich vorzustellen, was sie ist: nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt, gewirkt, gedacht und gedichtet haben. Dieses Bewußtsein, verbunden mit dem jener unendlichen Summe von Schmerzen, durch die sie das Geschlecht der Menschen stetig verjüngen muß, wird jenen Stolz in sich schließen, den sie braucht, um sich aus einem nicht hinreichend würdigen Zustande aufzurichten, in dem sie ist: denn die Gesellschaft entzieht ihr mit Fug die Freiheit, Kinder zu töten, aber mit Unrecht die Freiheit in alledem, wodurch sie wahrhaft lebendig macht. Diese Freiheit muß sich die Frau zurückerobern! Einen Sieg, den sie niemals erringen wird, sie werde denn Mutter in großem Sinne.

Die Mutteraufgabe ist fruchtbar und reich: die Mutter ist mit Seele und Leib um den Quellpunkt des Lebens herumgebaut.

Wenn viele Kinder ſich in die Liebe einer Mutter teilen müſſen und jedes einzelne die ganze zu beſitzen meint, iſt dies nicht ſpukhaft?

Kind der Liebe: kein reinerer Name.

Wer nicht ein Kind von ſeiner Geliebten will, liebt ſie nicht.

Vom Mann zur Seele des Weibes gibt es Verwachſungen. Mit unſichtbaren Polypenwurzeln ſenkt ſich die Seele des verführeriſchen Geſchöpfes in dich. Du gehſt vorüber, ahnungslos, und trägſt den Paraſiten im Innern davon. Er zehrt von dir, aber er iſt nicht ſo ganz ein Paraſit, daß du nicht auch von ihm zehren könnteſt. Liebende ſind innerlich eins, bevor ſie es äußerlich ſind. Gewaltſames Auseinanderreißen iſt ſchmerzlich, läßt Wunden zurück, wo es nicht tötet. Es gibt allerdings auch ein Auseinanderwachſen, wie es ein Ineinanderwachſen gibt: das eine geſchieht gedankenſchnell, das andere braucht lange Zeit. Wird der Prozeß nicht unterbrochen, ſo verläuft er ſchmerzlos.

Gewiſſe Ehen halten nur in der Weiſe zuſammen wie ineinander verbiſſene Tiere.

Haben wir Frieden, ſo müſſen wir nach Liebe gehen, haben wir Liebe, ſo müſſen wir nach Frieden gehen.

Liebe ſtrebt zur Vereinigung, durch Vereinigung erſtrebt ſich der Friede, das heißt die Ruhe: iſt ſie erreicht, ſteht man aber auch vom Tode nicht mehr allzu fern.

Liebe ſtellt eine Beziehung zwiſchen Menſchen her. Ebenſo der Haß. Wer Beziehungen ſucht, hat die Wahl.

Stabil im Knaben bleibt das Verhältnis zu seiner Mutter. Dem Vater gegenüber schon wird er zum Mann. Der Mann wiederum wird zum Unmann seinem Weibe gegenüber. Sein Verhältnis zum Weibe an sich dagegen bleibt stabil, ihm gegenüber bleibt er Mann.

Man redet über tiefste eigene Schmerzen, die wie tiefstes Glück aus Liebe stammen; man redet zu anderen, hört die Antwort und ist zumeist verletzt auch durch den Wohlmeinenden. Warum? Gerade das Eigenste bleibt den Freunden immer fremd, und jeder Anteil in dieser Beziehung ist oberflächlich: weshalb er als das und meistens als roh empfunden wird. Er gestattet jedoch keinen Schluß auf das Wesen des Menschen, der ihn uns zuteil werden läßt.

Die Weiber zerreißen immer noch den Mann, wie die Mänaden den Stier.

Spiel mit Frauen: Keine Partie wird zu Ende gespielt. Immer werden zuletzt die Figuren durcheinander geworfen.

Jemand sagte: „Wir wollen Gott lieben, das Weib ist es nicht wert."

Sie war ein echtes Weib und hatte täglich Freude an ihrem Pantöffelchen.

Religion und Pfaffentum

„Wie wir getragen haben das Bild des Irdiſchen, alſo werden wir auch tragen das Bild des Himmliſchen.“ I. Kor. 15. 49

Duldſamkeit

Duldſamkeit iſt die Religion der Zukunft. Duldſamkeit beruht auf der völligen Gleichachtung des Nächſten. Ohne Duldſamkeit keine Freiheit. Es gibt wohl eine religiöſe Wahrheit, aber dieſe iſt nicht ſo geartet, daß ſie vielgeſtaltige religiöſe Wahrheiten ausſchlöſſe. Der tolerante Chineſe ſagt: „Bruder, wie ſchön iſt deine Religion.“

Es wird lange dauern, bevor ſich aus den jahrtauſendelangen Wehen der Kultur die Toleranz geboren hat. Bisher iſt der einzig vollkommene Toleranzfaktor die Kunſt. Die Kunſt kennt nicht den Fanatiker. Die Kunſt, durchaus nicht charakterlos, iſt parteilos: allen Künſten voran die Muſik. Sie iſt unter den Künſten die univerſellſte und die Seele aller übrigen. Die Künſte verwirklichen den Frieden durchaus. Nicht nur den Frieden, ſondern auch die Religion. In ihnen verbindet ſich das wahrhaft Humane mit dem wahrhaft Göttlichen. Alſo nicht: du ſollſt dir kein Bild machen! ſondern: du ſollſt dir Bilder machen! Nur vergiß nie, daß es Bilder ſind.

Natur iſt die größte Bildnerin. Was ſie gebildet hat, bildet ſie uns ein (Einbildung) und bildet es durch uns aus zur Kunſt. Natur ſchafft die Vorbilder der Kunſt, den Künſtler und die Kunſt. Sie dichtet blind, wie Homer, aber es iſt, als wolle ſie auf dieſe Art langſam, langſam ſehend werden. Auch in der Natur liegt aber das zerſtörende Prinzip. Nur ſcheint es, als ſuche ſie in der Kunſt zum Unzerſtörbaren durchzudringen, um deſſen Anblick und deſſen Weihe zu ſichern.

Die Natur ſchafft die Blume und ſchafft Eſel, Ochſe und Schaf, die ſie ſtumpfſinnig auffreſſen. Nur der Künſtler frißt ſie nicht, wenn er ſich ihrer durch die Kunſt bemächtigt. Die Natur ſchafft den Vogel und den Fallenſteller, den Fiſch und den Fiſcher, das Raubtier und den Haſen und ſo fort. Aber indem ſie den Künſtler ſchafft, ſtellt ſie das parteiloſe Auge in den allgemeinen Krieg: dieſen irdiſch notwendigen Krieg, der nur mit dem Leben der Erde ſtirbt, deſſen Formen aber immer mehr und mehr zu veredeln ſind.

Bilder als Bilder, Viſionen als Viſionen anſehen, darauf kommt es an. Unſre Phantaſie nährt ſich von den Eindrücken des Tages, mehr noch von denen der Nacht. Unſer wahrer Zuſtand wird mit der Erſcheinung der Sonne gleichſam unterbrochen. Wir werden in die göttlichen Äußerlichkeiten abgelenkt. Der nächtliche Traum reicht aber ins tägliche Leben und der Tagestraum ins nächtliche. Der Tagestraum hat einen mehr dualiſtiſchen Charakter. Das Subjekt erhält ein Objekt. Der Vollblutkünſtler iſt mit allen Arten Bildern und Träumen vertraut, aber der rohe und ehrgeizige Dilettant kommt in Gefahr, aus irgendeinem ſeiner Bilder und Träumereien, ohne Fähigkeiten dafür, eine Realität machen zu wollen. Ihm gelingt kein Kunſtwerk, dafür aber das Furchtbarſte, was es geben kann: der Götze.

Iſt aber das Phantaſiebild des Künſtlerdilettanten zum Götzen geworden, ſo iſt er ſelber zum Pfaffen geworden. Die Eigenliebe jedes Menſchen iſt ſo groß, daß er leicht ſich und das, was er hervorbringt, anbetet. Der Dilettant, der den Götzen geformt hat, ohne die wahre Beſcheidenheit des Meiſters einer Kunſt, betet erſt ſich in dem Götzen an, unterjocht alsdann, in Geſtalt des Götzen, eine möglichſt große Menge ſeiner Mitmenſchen und wird endlich ſelbſt von dem Götzen unterjocht.

Wahre Religion hat nichts mit Unterjochung und mit Götzen zu tun, ſie iſt ſynonym mit dem Wort Frieden.

Nicht die Könige, ſondern die Pfaffen, die Schöpfer der Götzen, haben die Welt unterjocht. Um der Götzen der Pfaffen willen iſt das meiſte Blut gefloſſen. Wo aber Blut um religiöſe Dinge fließt, ſo fließt es immer nur um der Götzen willen.

Götzendienſt iſt die ärgſte und furchtbarſte Greuel. In der Reihe der Unterjochungen iſt dieſe beſonders grauſig, die der ſchlechte Künſtler durch ſein ſchlechtes, angebetetes Werk erfährt. Er beſitzt ſein Werk und wird noch mehr durch ſein Werk beſeſſen. Alſo wird der Pfaff ein Beſeſſener.

Unter dieſen Beſeſſenen lebt, ſtatt des ewigen Friedens, der ewige Krieg. Wer von dieſem ewigen Kriege erzählen will, der verſinkt in Blut. Man ſpricht davon, daß im rohen Heidentum nicht ſelten Menſchen den Götzen geopfert wurden. Zweifellos war es der Fall. Die Menſchenopfer der alten Ägypter, Babylonier, Juden, der alten Karthager, Inder und Germanen ſind bekannt. Man glaubt, in dieſe Epochen wie in Zeiten überwundener Barbarei zurückblicken zu können. Aber dieſe Opfer ſind ſehr gering im Vergleich zu denen, die man indirekt den Götzen darbrachte. Was ſind nicht in grauſamſten Götzenkriegen, bis noch zuletzt im Dreißigjährigen Krieg für unzählbare Menſchenmaſſen geopfert worden. Wir haben einſtweilen nicht den geringſten Grund, mit hochmütiger Genugtuung auf die Zeiten vor Chriſti Geburt herabzublicken.

Und auch auf die Zeiten der Chriſtenverfolgungen von Nero bis Diokletian ſollen wir nicht herabblicken. Sie ſind aufgebauſcht. Die ſchlimmſten Verfolgungen hatten Chriſten von Chriſten zu erdulden; Chriſten waren es, die chriſtliche Brüder in unzählbarer Menge hinmordeten. Dagegen ſchrumpfen die ſogenannten Chriſtenverfolgungen des alten Rom zur Geringfügigkeit. Aber nicht nur katholiſche Chriſten haben in maßloſen Chriſtenſchlächtereien ſich hervorgetan, ſondern auch unter den Reformatoren floß in Strömen unſchuldiges Blut. Richtet man den Blick auf dieſe Verhältniſſe,

ſo iſt es nicht zu begreifen, wie Hiſtoriker noch immer eine Art Schuld der Gerichteten herauszutüfteln den Mut haben. Statt die ungeheure, ſchwarze Laſt von verbrecheriſcher Schuld zu ſehen, die nur als finſterſter Wahnwitz zu begreifen iſt, der unerſättlich mit Henkersſchwert, Scheiterhaufen und jeder fluchwürdigen Folter gearbeitet hat. Götzendiener waren die Richter. Reißende Tiere ſind barmherziger!

Die Religion der Zukunft iſt Duldſamkeit! 1912

Das individuelle Verhältnis zu Gott iſt die Religion eines Menſchen: ſie bleibt faſt immer Geheimnis.

Ich glaube, das Wort der Pythia muß eine Kraft entwickelt haben ähnlich der Lawine, die, je weiter ſie ſich vom Punkte ihres Entſtehens entfernt, um ſo mehr wächſt.

Die Religionen ſiechen hin, ſeit ſie die Spaltung in ihr Exoterium und ihr Eſoterium aufgegeben haben. Ihr Mark wird von der Maſſe vertilgt.

Der Begriff phyſiſcher Reinheit und Ordnung iſt urſprünglich mit dem göttlicher Reinheit und Göttlichkeit überhaupt beinahe identiſch.

Totenkult, Ahnenkult: angeblich nur bei Chineſen, Japanern oder primitiven Völkern. Und doch, was iſt die Liebe zu Shakeſpeare, Goethe, Buddha, Jeſus uſw. anderes?

Geſellſchaftsreligion muß notwendig flacher ſein als Individualreligion, weil ſie Produkt eines Übereinkommens iſt und nur Übereinkommen zum Ziel hat. Das bedeutet für jedes Individuum erſtens bewußte Aufgabe des Tiefſten und Eigentümlichſten, wenn

es dem Übereinkommen schädlich ist. Es bedeutet zweitens Verlust eines wertvollen Teiles des Individualbekenntnisses durch das unzulängliche Mittel der Sprache. Es bedeutet drittens Beschneidung des zutage Geförderten, sofern es dem erstrebten letzten Idealübereinkommen entgegensteht. Alles in allem: Gesellschaftsreligion ermöglicht sich nur durch fortgesetzte Opfer an Individualreligion. Auch in Jesus war Individualreligion, als deren einziger Bekenner er starb: was von ihr Gesellschaftsreligion geworden ist, hat das Individuellste ihres Gründers unberührt, sowie unentwickelt lassen müssen und besitzt übrigens alle Eigenschaften eben einer Gesellschaftsreligion.

Das Gefühl des Verlorenseins im All als Wollust.

Sollte nicht, um die blutige Raserei der Menschen untereinander und gegeneinander zu hemmen, ihre eingeborene Gottesscheu auf den Menschen dadurch überleitet werden, daß man diesen zu Gottes Ebenbild machte? In weiterer Folge dieses Gedankens könnte man vielleicht das Christentum überhaupt eine Staatsreligion oder eine Gesellschaftsreligion nennen, zum Unterschied von Individualreligion, weil sie den Landfrieden, Volksfrieden, Gesellschaftsfrieden als vielleicht wesentlichstes Ziel hat. Überall finden wir den Gewalttätertypus, die Großen und Gewaltigen ausgesondert, welche die eigentlichen „Gottlosen" sind, trotzdem sie so wenig gottlos sind oder sein können wie Hiob. Diese Großen und Gewaltigen und Verbrecher haben Individualreligion: in ihr Bewußtsein tritt eine Art universales Bewußtsein, in welchem die Gesellschaft, ja der Mensch nur sehr beiläufige Figuranten sind. Damit werden sie und ihre Religion leicht der Gesellschaft und ihrer Religion feindlich. Die Gesellschaft, das ist der himmlische Friede; alles Außergesellschaftliche, das ist hölliſches Chaos, Krieg, böser Feind. Juni 1898

Wir haben nicht den Wunſch, im Paradieſe heroiſche Taten verrichten zu müſſen.

Man iſt erſtaunt, wie alles, was das Tridentiniſche Konzil, 1577 die Formula concordiæ der Proteſtanten in ſich begreift, ſo vollkommen abſeits vom Begriffsvermögen des Volkes ſteht. Eine Welt- und Lebensfremdheit ohnegleichen macht ſich darin geltend. 99 Teile vom Hundert der ganzen Chriſtenheit, auf dieſe ſubtilen Dinge eingeſchworen, haben falſch geſchworen.

Mein Freund, Pfaffen ſtecken in vielen Vermummungen, und wir ſind ſtets in Gefahr, entweder von ſolchen der Religion, der Philoſophie, der Wiſſenſchaft und der Kunſt vergewaltigt zu werden.

Krankheiten des Leibes und der Seele ſind es, welche die Menſchen immer wieder Quackſalbern Leibes und der Seele in die Arme treiben. Wahre Religion iſt Geſundheit in ihrem Weſen und hat mit Pfafferei nichts gemein.

Gott ſprach: Glaubſt du, ich könnte meinen Prieſtern nicht vorgreifen?

Der Menſch, deſſen Sinne durch eine antiſinnliche Moral verdorben und geſchwächt worden, iſt ein von Prieſtern um ſich ſelbſt betrogener armer Schelm. Wir verwerfen heut Aſkeſe in Form der Kaſteiung und blutiger Geißelung, auch ſind die eingeſtandenen Formen der Gottesopfer — Menſchenopfer! — ſelten geworden. Aber ihre geheimen, feinen und tödlichen Formen blühen geheimöffentlich.

Die Moral hat mehr Kinder gemordet als Herodes und Moloch, Scharlach, Maſern und ſämtliche Seuchen der Welt.

Der organisierte Wahnsinn ist die größte Macht in der Welt.

Vielerlei Irre liefen im Mittelalter herum, fanden sich, tauschten ihre Erfahrungen aus, erhoben und verfochten ihre Wahnsysteme gemeinsam, erklärten sie für Offenbarungen und verbreiteten sie fanatisch.

Wir preisen die „Gemeinde"
und sind die besten Feinde.

In jeder direkten Beziehung zu Gott liegt Gefahr für die soziale Ordnung.

Um bloß immer so fort zu leben in Ewigkeit, liegen allbereits die Himmel unserem Wesen zu offen da.

Ihr löst den Gewöhnlichen aus seinem einzigen Verhältnis zum Ungewöhnlichen: ihr habt ihm die Ehrfurcht genommen.

Ganz unwillkürlich nenne ich den Himmel mitunter, zu ihm aufblickend, den blauen Gott.

Es gibt eine heitere Ironie und eine finstere: die letztere geht auf stärkeren Füßen. Gott vernichtet beide, wenn er will. Vor Gott besteht keine Ironie außer der ihm eigenen.

Die Götter waren Begriffe, nichts weiter! und noch immer machen wir Begriffe zu Göttern.

Gott ist auch im Säugling, aber dieser weiß nichts von Gott. Also beginnt irgendwann die Offenbarung Gottes ins Bewußtsein des Menschen zu treten. Er kann auch wieder darin erlöschen.

Da Gott ſich im Geiſt des Menſchen nach und nach offenbart, ſeine Offenbarung alſo fortſchreitet, iſt es wichtig, alt zu werden. Bleibt es wichtig und richtig, auf immer neue Offenbarungen zu hoffen.

Natur, ſich voll genießend, iſt Gott.

Geht und ſeht, wie die Tempel entſtanden, die Dome, die Theater, die Städte überhaupt, die Staaten überhaupt, die höhere Menſchlichkeit, die Menſchlichkeit überhaupt ... Dionyſos! Dionyſos!

Von Gott ſoll man wiſſen, an Gott ſoll man nicht glauben.

Im Geiſt iſt eine Vergötterung der Natur im Gange.

Schauſpieler, indem ſie das Leben ſpielen, leben ſie es erſt! Sollte es Gott ebenſo gehen?

In neuerer Zeit, auch mit durch die Reſultate des Darwinismus, liegt die Idee nahe, die Schöpfung der Welt als des eigentlichen Paradieſes ſei im Gange: eines Menſchenparadieſes.

So viele Gedanken über Gott! Warum nicht auch zahlloſe Bilder von Gott?

Der Scholaſtiker, der Gott nachzulaufen glaubt, läuft dem Teufel nach. Der Künſtler nicht.

Schildere, wie alle Götter zum Altare Jeſu kommen. Warum? Weil er ein Menſch war.

Ihr bliebt nur Götter. Er wurde Menſch.

Gott iſt hier, der gerecht macht, wer will verdammen? Römer 8, 33. Dieſen Spruch hatte ein frommer Proſelytenmacher in eines Knaben Hand geſpielt. Handelte da der gute, enge, magere Frömmling wohl im Sinne ſeiner intoleranten Sekte? Schwerlich! Graviert ſich wirklich dieſe Goldſchrift auf dem blutroten Gelablättchen in junge Seelen, dann ade Eiferertum.

Der Proteſtantismus iſt unſinnlich und unſexuell.

Die Seele brennt auch im Himmel, nicht nur in der Hölle.

Die Götter pochen noch immer vergebens an die Türen der Menſchen.

Der Born der Sage iſt vertrocknet. Die Berge ſind entgöttert und kahl. — Aber ſie ſind! Sie ſind und warten.

Politiſches

Man verleumdet die Wüſte, wenn man ſagt, Politik ſei eine.

Größe holt ſich ein Volk auf dem Meer.

Wenn Sie wiſſen wollen, was Europa iſt, müſſen Sie nach Amerika gehen.

Es war für Napoleon leicht, über die Menſchen ſchlecht zu denken. Es iſt für die Menſchen leicht, über Napoleon ſchlecht zu denken: wer entſchließt ſich zuerſt, das Schwerere zu wählen?

Bismarcks Erinnerungen. Sprachlich durchaus nichts Lutheriſches. Eine Art Benvenuto Cellini auf preußiſch. Deutſches Fundamentalbuch. Ein Buch, das Preußens Hegemonie rechtfertigt. Ein Lehrbuch, ein Grundbuch. Bismarcks zweite Tat, die ſeine erſte ergänzt. Es muß die tragende Säule der deutſchen Einheit werden. 3. Dezember 1898

Deutſche Geſchichte. Selbſt in Lamprechts Darſtellung, wo liegt für all das die Verantwortung? Es liegt keine befriedigende Erklärung in der moraliſchen Belaſtung von Ständen oder einzelnen.

Geſchrieben und geleſen: Was ſagt das? Geſchrieben, ein Schatten! Geleſen, eines Schattens Schatten. Wie hoch anzuſchlagen, mit ſolcher Erkenntnis, iſt der Anſpruch auf Realität unſerer Geſchichtſchreibung.

Wie ein Menſch zunächſt erzogen wird, dann aber nur fortſchreiten kann und eine höhere Bildung erlangen, wenn er dieſe

ſeine Bildung ſelbſt in die Hand nimmt, ſich ſelbſt erzieht: ſo ein Volk. 15. Februar 1913

Vorausſetzung der Kultur iſt, daß dem Menſchenleben höchſte Wichtigkeit beigemeſſen wird. Krieg, dem das Menſchenleben nichts gilt, verleugnet, ja verrät deshalb die Kultur.

Jeder Schwertſtreich entehrt und verwundet irgendwie die ganze Menſchheit. Jeder Spatenſtich bereichert ſie.

Nur die Idee des Friedens, nicht die des Krieges iſt ſteigerungsfähig.

So viel Spekulation beſchäftigt ſich heut mit der Zukunft, warum ſo wenig mit der Vergangenheit? Kann es nicht ſein, daß dieſe uns überſchwemmt wie eine rückkehrende Flut eine fruchtbare Inſel, die durch die Ebbe freigelegt wurde? So ſchrieb ich am 30. Oktober 1911. Heut 1921 iſt das Gefürchtete geſchehen.

Poſitive Begabung des Menſchen iſt nur in den Künſten nachweisbar. Die negativen Begabungen überwiegen. Sie kritiſieren und analyſieren: Gott, Natur, die Welt, den Himmel und alles. Aber was von allem können ſie machen? Marx und Engels kritiſieren den Gegenwartsſtaat. Wer wird die neue Geſellſchaftsordnung aufbauen und ausbauen?

Das Reinindividuelle vom Reinſozialen zu trennen ſind Menſchenalter genialer Arbeit erforderlich.

Wir ſind im Demokratiſchen ahnungslos: deshalb wiſſen wir nicht, wie produktiv wir im Demokratiſchen ſein würden.

Der Idealſtaat würde mit voller Geſundheit des Volkes identiſch ſein.

„Wer Soldat werden muß, muß auch Offizier werden können, ſolange der Staat nicht faul iſt", ſagt Mommſen in ſeiner römiſchen Geſchichte.

Es gibt Fehlſprüche mit Gewicht und ſolche ohne Gewicht: dieſe ſind zahllos, die andern gering an Zahl, — aber doch zahlreich genug, um das allergrößte Elend über die Welt zu bringen.

Recht häuft ſich nicht, wohl aber Unrecht.

Krieg iſt gewöhnlich, Homer iſt ſelten.

Wenn ſie unſer Volk nicht mögen in der Welt, ſo iſt höchſtens der Durchſchnittszuſtand zwiſchen Menſch und Menſch ein wenig verſtärkt worden.

Zu erſtreben?
Das Volk der Einzelnen.
Der Staat der Individuen.
Die Geſelligkeit der Einſamen.
Die Herrſchaft der Duldenden.

Denn keiner hat einen ſo hohen Stand,
daß höher nicht ſtände das Vaterland.
(Im eigenen Exemplar des Feſtſpiels.)

Literariſches

Die Sprache, ſofern ſie die Gegenwart betrifft, iſt unartikuliert. Ihr Entwicklungsgebiet iſt Vergangenheit und Zukunft.

Schrift der Götter nannten die Ägypter die Hieroglyphe: Kunſt!

Die meiſten Leute vergeſſen, in wie hohem Maße fragmentariſch doch alle Bücher ſind: in dem, was ſie ſubjektiv ausſagen, in dem Objektiven, das ſie darzuſtellen gedenken. 15. Juni 1898

„Die Mundart zerſtört die Poeſie?"
Der Quell verdirbt das Waſſer!

Das Alte Teſtament hat die monſtroſe Suggeſtionskraft, die begrenzt, indem ſie vertieft, aber nur ſo weit vertiefen kann, als ſie begrenzt; darin iſt ſie unerhört magiſch, weil unerhört ſubjektiv: ſie vermittelt Unendliches auf der Grundlage von Beſchränktzeitlichem, alles Unendlichzeitliche ignorierend.

Ich habe mich von jeher beſonders zum indiſchen Drama gezogen gefühlt: der Blumenſaft, das Blütenarom, die weiche, brünſtige Natur des indiſchen Dramas entſpricht meiner Weſensheit. Es iſt alles ſinnlich in ihm und jeder Sinn darin ganz geheiligt. Sinnfein und ſinnrein alſo und dabei üppig iſt das indiſche Drama im Schoße einer natürlichen, tiefſinnlichen Religion erzeugt. Es iſt nicht lärmend und ſkandalſüchtig, ſondern tief und ſtill, und der Ohr und Seele zerreißende Knalleffekt hat in ihm keine Stätte.

Die Minneſänger erkannten den unendlichen Wert der Freude, Schiller den der Begeiſterung. Heilig war das Lieblingswort Hölderlins. Goethe ſprach viel von Wirkung und Wirken, E. T. A. Hoffmann viel von Wehmut.

„Ungeacht des Papſtes Bann, Kaiſers, Kunige, Fürſten, Pfaffen, ja, aller Teufel Zorn": das war Luthers Sprache, des Gottesmannes, zu Wittenberg.

Luthers wahre Vorzüge haben zu wenig gewirkt, ſeine Fehler zu viel.

Was wißt ihr von dem abgrundtiefen Haß Shakeſpeares, von dem furchtbaren Ernſt ſeiner von ihm voll erkannten Situation!

Ich ſah geſtern „Romeo und Julia" (1898). Ich will keine künſtlich geſtachelte und auf die Spitze getriebene Handlung. Pater Lorenzo würde die Trauung, bei ſeinem Wunſch beide Häuſer zu verſöhnen, nicht geheim halten, ſondern zur Verſöhnung ausnützen. Romeo würde nicht von Julia, ſondern mit ihr fliehen. Julia würde, als ſie mit Paris vermählt werden ſoll, dieſem bekennen: daß ſie es bereits iſt. Die Fläſchchen-Geſchichte iſt für ſolche Leute fabuliert, denen es nicht abenteuerlich genug, nicht toll genug kommen kann; und nur Shakeſpeares Kunſt bewahrt in den Konſequenzen vor dem Lächerlichen. Die plötzliche Trauungsidee, der Tod am Hochzeitstage, als gerade der Traugang ſtattfinden ſoll, ſind eine Häufung grobſchlächtiger Effekte, wodurch die Charaktere mißbraucht, die Schlußtragik völlig vernichtet wird. Was in der Wirkung übrig bleibt, iſt allein die Leidenſchaft junger Liebe: eine ſchnelle, großartig geſtaute, und dadurch furchtbar gemachte Leidenſchaft.

London. Kaufmann von Venedig. Irving gehört unter die Großen seiner Kunst. Der „Kaufmann" ist ganz als Märchen aufgefaßt. Viel Musik. Die Poesie erhebt sich aus einem musikalischen Gewölk. Sie liegt darauf wie schöne Stickerei auf einem Kissen. Das Beste an Irving läßt sich nicht ausdrücken. Er ist nie laut, nie, als Schauspieler, allein. Als Shylok oft allein. Er ist fast ganz verzehrt von Erwerbsgier, Haß, Liebe, Intelligenz, Alter, sobald er auftritt. Es ist eine furchtbare Senilität in ihm, eine aktive: aus ihr heraus glaubt man ihm alles. Furchtbar in sich gekehrt ist sein Haß, scheu seine Liebe, scheu seine Intelligenz, scheu und schamhaft. Seine Haut ist wie gelbes Leder, die Gestalt gebeugt. Aber sie richtet sich auf in Haß. Einmal entblößt Shylok den Hals bis unters Schlüsselbein und schlägt mit der Faust seinen mageren Leib. Der Laut des Pochens an das alte Gebäude gibt uns die unabweislich schmerzliche Gewißheit, daß dort ein Brudergeschöpf von Fleisch und Blut leidet. Überhaupt: wir fühlen das Leiden in Shylok. Der große und hauptsächlich an zertretenem Stolz leidende Geist reißt das kraftlose Fleisch zu einer letzten kläglichen Anstrengung auf, die das ganze Gefäß zertrümmert. Das lange innere Werden seiner Qualen, Ängste und Anschläge zeigt Irving. Groß sind die halbblinden Augen aufgerissen, vagierend der Blick, die Hände, aber alle unvermeidliche Gebrechen dennoch durch den Willen geführt. Irvings Organ umspannt jeden Ausdruck. Er greint kläglich oder böse wie eine Katze, zeigt greisenhafte Anstrengung der Sprachbildung. Seine Bewegungen haben das ewig Lauernde ohne Aufdringlichkeit. Er rührt und ergreift und erregt zugleich Entsetzen, Mitleid, Ekel, Liebe. Er hat eigenen Stil: so wenn er in stummer Versonnenheit eine Minute lang und länger das Haus anblickt, aus dem seine Tochter entflohen ist. Da bricht das Theater in Beifall aus. Er hat das Stück mit Kunstverstand inszeniert. Tiefe Dunkelheit wird durch festliche Helle,

Häßlichkeit durch Zartheit und Jugend abgelöſt. Die Qual des Einzelnen durch Muſik und Maskentaumel. Am Ende iſt Shylok wie ein ſchlechtes Inſekt unter Shawls aus Seide, unter gold-damaſtnen Gewändern, unter Juwelen und Blumen erſtickt und erdrückt, und das grauſam göttliche Märchen triumphiert.

3. Juni 1905

Falſtaff in „Die luſtigen Weiber von Windſor" macht, ſeinem Dichter ſpitzbübiſch zublinzelnd, gleichſam gute Miene zum böſen Spiel und läßt gutmütig alles mit ſich geſchehen, was den luſtigen Weibern ſowohl, als etwa einer allerhöchſten Beſtellerin Spaß macht. Aber dieſe ſind die Gefoppten. Er ſtellt ſich nur ſo, als ob er der Angeführte ſei.

Sommernachtstraum. Er iſt, im böſen Sinne, die Komödie der Liebe. Die Menſchen zu Marionetten herabgewürdigt und als ſolche genasführt. Zettel muß einen Eſelskopf aufſetzen, um geliebt zu werden. Und es iſt niemand geringeres als Titania, die ihn liebt.

Shakeſpeare-Viſionen

(Einleitung zum dritten Druck der Marées-Geſellſchaft.)

Dieſe Blätter enthalten Shakeſpeare-Viſionen moderner Künſtler. Hier entzündet ſich Phantaſie an den Geſichten, die der Seele des großen Briten entſtiegen und von ſeinem inneren Auge zuerſt wahrgenommen worden ſind. Die wiederholten Geſichte haben neue Geſtalter und neue Geſtalt gewonnen, durch die ſie ſichtbar bleiben und fortwirken.

Die Viſion des Dichters hat eigentlich keine Sichtbarkeit. Sie geht von Einbildungskraft zu Einbildungskraft mittelſt krauſer Zeichen. Einbildungskraft jedoch nennt Kant ein blindes Vermögen der Seele.

Vielleicht wird jede Shakeſpeare-Viſion durch jede äußere Sichtbarkeit abgeſchwächt: durch die des Pinſels, des Griffels ſowie der Bühne, weil ſie allein in dem blinden Vermögen der Seele ganz zu Hauſe iſt. Aber was kann man über das Geheimnis des Hin und Her von geſchriebener Sprache und innerer Apperzeption überhaupt ausſagen?

Oder was wiſſen wir über den Schöpfungsprozeß, der den Viſionen und Geſtalten Shakeſpeares ihre beſondere Art von Realität, Dauer und Weihe gibt! Eines von Shakeſpeares Dramen heißt „Der Sturm". Vielleicht kann man den Sturm als Symbol des Schöpfungsprozeſſes gelten laſſen. Es geſchehen vielleicht in der Dichterſeele Ballungen ſtürmender Rotation, erzeugen im Verdichten Wärme, Licht und zuletzt das Leben. Dabei iſt etwas wie Kampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman.

Überhaupt Ormuzd und Ahriman, Gott und Teufel, bekämpfen ſich, und Schauplatz dieſes Dramas iſt des Menſchen Bruſt.

So wäre denn jeder Menſch Dramatiker? Ich meine, daß es ſo iſt. Goethe ſuchte die Urpflanze. Man könnte mit mehr Recht nach dem Urdrama, und zwar in der menſchlichen Pſyche ſuchen. Es iſt vielleicht zugleich der früheſte Denkprozeß.

Urſprung alles Dramatiſchen iſt jedenfalls das geſpaltene oder doppelte Ich. Die beiden erſten Akteure hießen homo und ratio, oder auch „du" und „ich", das primitivſte nach außen zur Erſcheinung gebrachte Drama war das erſte laute Selbſtgeſpräch. Die erſte Bühne war nirgend anders als im Kopfe des Menſchen aufgeſchlagen. Sie bleibt die kleinſte und größte, die zu errichten iſt. Sie bedeutet die Welt, ſie umfaßt die Welt mehr als die weltbedeutenden Bretter.

Der Seher und Schöpfer großer Dramen bedarf allerdings nicht nur der Einbildungskraft, ſondern auch der Ausbildungskraft. Er iſt Bändiger und Verdichter des Sturms, Schöpfer, Demiurgos einer neuen, inneren Himmels-, Erden- und Menſchen-

welt, über deren Geſchicken er mit der Zaubergewalt eines Proſpero waltend ſchwebt, auch bewirkt, daß dieſe ganze ſeiende und nichtſeiende Schöpfung anderen im göttlichen Lichte der Kunſt erkennbar wird.

Proſpero Shakeſpeare iſt dieſer Zauberer. Niemand hat ſo wie er die Gewalten magiſcher Täuſchungen in der Hand. Wir unterſcheiden ſeine Welt des Scheins in vielen ihrer Geſtaltungen nicht von der Wirklichkeit. Wem wäre zum Beiſpiel Falſtaff nicht eine Realität. Kein Menſch iſt es mehr, dem man irgend im Leben begegnet und nahe geweſen iſt. Er wirkt ſo real wie ein Schauſpieler, der ins Theater ging, um zu ſpielen, und den man hernach bald da, bald dort auf der Straße trifft. Sein Leibgericht und Getränk kennen die Weinwirte. Man weiß nicht nur, wie es um ſeinen Geldbeutel, ſondern auch wie es um ſein Hirn, ſein Herz, ſeine Leber beſchaffen iſt.

Es gibt unter den Dichtern keinen, der es uns ſo leicht macht, die Fiktion aufrecht zu erhalten, als hätten wir es in ſeinen Geiſteswerken nicht mit Erdichtungen, ſondern mit Wirklichkeiten zu tun. Der Zauber, das göttliche Blendwerk dieſes Proſpero, iſt unergründlich und unübertrefflich. „Man kann über Shakeſpeare nicht reden, es iſt alles unzulänglich", ſagt ein Goethewort. Alſo tritt der Sprecher zurück und gibt denen Raum, die als Künſtler bilden, nicht reden.

Goethe entfernte ſich nie weit von ſich ſelbſt, blieb vielleicht ein wenig zu ängſtlich in ſeiner Nähe.

Goethe wollte nur Liebhaber ſein und war doch Bildemeiſter.

Es iſt ſchön zu ſehen, wenn das Göttliche in Goethe den Bildemeiſter überſtrahlt.

Die Geſtalten Hebbels ſind wie Eisblumen, gefrorener Seelenhauch.

Ein wirklich gebildeter Menſch kann unmöglich den Begriff des Unzüchtigen mit der großen Kunſt Flauberts in Verbindung bringen. Dazu ſteht dieſer Begriff an ſich viel zu niedrig. Mit dem gleichen Recht könnte man die Klinik und den kliniſchen Bericht eines Dermatologen als eine Porcherie bezeichnen. Der große Arzt, der große Künſtler kann ebenſowenig wie der große Politiker beſtehn, wenn man ihn den kleinbürgerlichen Moralbegriffen ausliefert.

Ibſens Stücke enthalten eine gewiſſe unentſchiedene „Moral".

Tolſtoi

Tolſtoi iſt tot. Die Welt hat ihren zweiten Savonarola verloren. Der einzige große Chriſt der Zeit iſt nicht mehr. Die Kirche hat ihn verflucht. Sie würde ſeinen Leib zu Aſche verbrannt haben, wie den Savonarolas, wenn ſie die Macht dazu beſeſſen hätte. Immerhin bedeutet der Fluch ihr mehr, der die Seele trifft und ſie der Verdammnis für ewig ausliefert. Und wiederum mußte dies alles geſchehen, wie geſchrieben ſteht. Wiederum iſt der wahre Chriſtos, der wahre Geſalbte, der Stein des Anſtoßes und das heilige Ärgernis.

Viele haben Tolſtoi für einen Narren gehalten. Auch Jeſus, den Heiland, hielt man dafür. Er war ein Menſch. Er war unſer Bruder. Es brannte in ihm das verzehrende Feuer der Liebe, der Menſchlichkeit. Dies nahm der Synod für ein Feuer der Hölle. Und es brannte in ihm der Geiſt, den die Kleriſei mit Beſchwörungsformeln nicht auslöſchen konnte, weil ſelbſt herrſchſüchtigen Prieſtern Gott überlegen iſt.

Tolſtoi iſt kein Reformator geweſen. Er war mehr. Wer das nicht ſpürte, ſolange er lebte, der ſpürt es jetzt, wo Tolſtois Laufbahn beſchloſſen iſt. Wer es jetzt nicht ſpürt, der wird es nach zwanzig Jahren ſpüren. Furchtbar und ſtärker, wie die des Lebendigen, pocht die heilige Geiſterfauſt des Toten gegen die Kirchentür, und ſie greift hindurch und ſchreibt an die innere Kirchenwand mit feuriger Schrift ihr Mene, Mene, Tekel, Upharsin. Geſchrieben unmittelbar nach Tolſtois Tode.

Tolſtoi, ein ſchwacher Luther, für alle: Rußland, Europa Amerika, ein ſchwacher Luther: der ſtarke hat gewirkt und ſein Werk verwirkt, wie Kohlhaas, der ſchwächſte Luther. Was nun, wenn wir lutheriſch, wahrhaft lutheriſch noch ein Intereſſe haben? Was tun?

Nietzſche empfand ſich vor als Religionsgründer. Sein Angriff gerade auf Straußens neuen Glauben bedeutet im Grunde: Raum für Zarathuſtra!

Strindberg

Auguſt Strindberg iſt für mich eine der markanteſten Perſönlichkeiten unſerer Epoche: Dichter, Wahrheitſucher, Skeptiker und Mann des Glaubens! Alles nicht etwa lau, ſondern in Glut. Seine Leidenſchaft erreicht zuweilen einen furchtbaren Grad, wo ſie dem Gefäß, das ſie einſchließt, gefährlich wird. Dann gibt es etwas wie „einen Brand in der Schmiede". Aber Strindberg meint: Mag die Schmiede verbrennen, wenn nur der Schmied, der Hammer, der Amboß und genug Roheiſen übrig bleibt. Immer wieder geht er ans Werk und ſei es auch unterm bloßen Sternenhimmel der Winternacht. Wer in einer ſolchen Natur keine Größe ſieht, der wird ſie auch nicht in der Sage

von Prometheus finden, der um der Menschheit willen mit den Göttern im furchtbarsten Kampfe lag, oder in dem Mythos von Veland dem Schmied. Zwar ist das Flugproblem heute gelöst, aber doch nicht so, wie es Veland und Lionardo auffaßten, denn wir sind höchstens zu fliegenden Philistern geworden. Strindbergs Flüge in den eisigen Weltenraum und sein Hinabsteigen in die Abgründe bietet meinem Geist noch immer das sowohl gefährlichere als erhabenere Schauspiel dar, und seine Abenteuer sind die verwegeneren. — Es gibt starke und große Geister, die sich mehr disziplíniert haben als er. Aber die Gewitter, die See, die Vulkane, die Urwälder sind undisziplíniert, dennoch befruchten die Gewitter die Erde! — die See gibt Fische und Perlen! — die Vulkane bringen kochende Solphataren ans Licht, und der Urwald köstliche Früchte! Strindbergs Arbeitstag ist stark, gefährlich und schöpferisch wie die Natur, und viele seiner Werke besitzen Meisterschaft! Das germanische Geistesleben wird stets mit ihm rechnen.

Zu Strindbergs Geburtstag.
(Vor dem Kriege.)

Rhythmen
Neue Folge

Ob man auch wenige Blätter eines bedeutenden Künstlers vor Augen hat, sie werden sein gesamtes Werk vor die Seele rufen. Das Werk Ludwig von Hofmanns ist durch und durch Kultus der Schönheit. — Es ist damit wenig gesagt. Der Streit über das Wesen der Schönheit ist noch nicht ausgetragen. — Wir wollen ihn nicht entscheiden. Das Werk Ludwig von Hofmanns überträgt in die willig erschlossene Seele Heiterkeit, Freude, Rausch, Glanz. — Die Gestalten des Werkes — Mensch, Tier — haben die Aura von Göttern oder sie leben in Götternähe. Sie trinken den gleichen Äther mit Zeus und Helios. — Besonders diesem Gotte scheint das in ewiger Jugend freudeatmende Menschen-

geſchlecht entſproſſen zu ſein und den Sonnenroſſen die Hofmannſchen Pferde.

Selige Mädchen, ſelige Knaben, ſelige Kindlein, Tänzerinnen, Badende, Licht- und Freudeberauſchte überall, allüberall. — Überall auch die keuſche Nacktheit des Griechentums. — Ob dieſer Künſtler Pinſel, Farbſtift oder Holzſchnittmeſſer führt, es iſt immer ein Suchen, nach dem entſchwebten Lande der Griechen, mit der Seele. — Die Zartheit, die Reinheit, die Innigkeit ſeiner Hand in dieſem Betracht erinnert an Hölderlin.

Wie ſeltſam, wenn man von dieſem Suchen und Finden des entſchwundenen Landes der Griechen den Blick auf die grundſtürzenden Geſchehniſſe unſerer harten Zeiten abirren läßt. — Beinahe iſt es, als blicke man von der Mondinſel Leuke auf eine verfluchte Erde herunter. — Als weltfern und weltfremd könnte man dieſen Geſtalter mit Pinſel und Stift anſprechen, ihm etwa auch einen Mangel an Ernſt vorwerfen, träten nicht eſſentielle, vom reinſten Feuer des Lebens durchglühte Gebilde aus ihm hervor, die als ſolche nach einem Recht auf Daſein nicht zu fragen haben, und läge nicht Flucht in jeder Art Eigenleben, das ſich erhalten und durchſetzen will. — Hier iſt alſo kein Mangel an Tiefe, kein Mangel an Ernſt, kein ruchloſer Optimismus, wie Schopenhauer es nennen würde, ſondern aus dem geſättigten Humus, aus dem Kampf- und Gräberfelde der Erde, darin ihre Wurzeln ſich ausbreiten, erhebt ſich die überirdiſche Blume dieſer Kunſt. Agnetendorf im Sommer 1921

Wenn im Bereiche der literariſchen Welt die Wege gebeſſert werden, ſo geht man mitunter wie auf Haifiſchzähnen.

Abſchiedsworte an Richard Dehmel

Wir ſind wieder einmal die Zurückbleibenden. Lieber Dehmel, lieber Freund, Du haſt uns verlaſſen, wie uns ſo mancher liebe

Kamerad und Mitſtreiter im Laufe der Jahre verlaſſen hat. Solche Trennungen ſind immer groß und trübe, auch in Zeiten, die wir glücklich zu nennen geneigt ſind. Sie ſind größer und trüber in trüben Zeiten. Es ſind trübe Zeiten, in denen Du uns zurück und allein gelaſſen haſt.

Wir waren gemeinſam jung. Etwa zur gleichen Weltſtunde betraten wir das ſchöne Reich verantwortlicher Geiſtigkeit, getragen von einer Welle — ich möchte ſagen — ſonniger Energien. Unſere Mutter, unſer Deutſchland, war bekränzt und heiter. Es war bekränzt und war heiter, trotzdem manche es ableugneten. Wir gehörten nicht zu denen, aber auch nicht zu den anderen, die mit unermüdlichen, grellen Siegesfanfaren den Neid der Götter herausforderten. Den nationalen Gewinſt in allen Pulſen fühlend, wandten wir uns dem allgemein Menſchlichen zu, in dem die Gegenſätze der Nationen verſchwinden und von jeher verſchwunden ſind. Und getragen von eben jener ſonnigen Welle der Energien, wurden wir im rein Menſchlichen ſtark, und vor allem Du wurdeſt ſtark darin, und das Starke iſt immer optimiſtiſch, will heißen: im Guten zuverſichtlich.

In Dir war eine gute Zuverſicht. Es lag in Deiner Dichtung die volle Sinnenfreude des Diesſeits in der Umarmung mit der Wirklichkeit, in der Vermählung mit der Tragik des Irdiſchen, und nicht zuletzt mit einer Ewigkeitshoffnung, ja, einer Ewigkeitsgewißheit. Deine Inbrunſt war, obgleich ſie kein Nonnen- oder Mönchsgewand, ſondern den Purpur des Lebens um ſich gelegt hatte, der Inbrunſt chriſtlicher Heiliger nicht unähnlich, die in Jeſu ihrem Bräutigam entgegenleben und entgegenharren. Nicht war es bei Dir der Bräutigam, ſondern das „Ewig-Weibliche" zog Dich hinan.

Was in Deiner Dichtung das Beſte iſt, hatte dieſen Charakter. Es war von der Art, daß es den Tod als eine Brücke zum Jenſeits nicht anzuerkennen ſchien. Vielmehr bot es ſich ſelbſt

als Brücke. Das Beſte in Deiner Dichtung war, oder ſchien zu ſein, ein beſonderes ätheriſches Element, das ſchon hier die ungehemmte Einheit von Jenſeit und Diesſeit herſtellte.

Nun, lieber Freund, lieber Dichter und Seher, der Du auch aus der Inbrunſt Deiner Empfindung ein Erkenntnisorgan Dir gebildet hatteſt, wir müſſen in Deine Dichtung flüchten, denn anders wüßte ich keinen Weg, weiter mit Dir vereint zu ſein. Und wir müſſen geduldig zuwarten, bis die Weltſtunde die Entſcheidung bringt, daß Dein wiſſensmächtiges Gefühl Dich nicht getäuſcht hat.

Ohne das, ohne dieſes Gefühl, ohne das ätheriſch verbindende Element Deiner Dichtung, ſehen wir uns rettungslos vor Deinen Sarg, vor Deinen Verluſt geſtellt, und wir ſind geneigt, wenn wir von unſerem nahen und perſönlichen Verluſt und perſönlichen Schmerz abſehen, Dir nachzurufen: „Oh, wäreſt Du doch bei uns geblieben, nicht um unſertwillen, ſondern um Deutſchlands willen, Deiner Mutter willen, der Du mit ſo heißer Liebe Treue gehalten, Treue bewieſen haſt!“ Sie iſt nicht mehr, wie damals, heiter und bekränzt, Deine Mutter. Sie iſt tief unter ſchwarzem Schleier verhüllt. Sie ſteht nicht an einer Bahre bloß, nicht an Deiner Bahre bloß, ſie ſteht an der Bahre von Millionen hingemordeter Söhne. Und wenn ſie ſich wendet, dieſe in ſchwarze Trauer gehüllte Geſtalt, ſo ſieht ſie hinter ſich ein baufälliges Haus, in das der eiſige Herbſt hineinregnet. Sie ſieht unzählige Hände, die bemüht ſind, es ganz und gar abzutragen. Und ſie ſieht und erleidet und erduldet noch viel, viel mehr. Ihr heiliges Trauergewand, das iſt nicht hinwegzulügen, ſieht ſie, von oben bis unten, durch Würfe wahnwitziger Fäuſte mit Unrat beſudelt.

Dich und Deinesgleichen braucht Deine Mutter wie nie zuvor.

Aber wir wollen von Dir nicht Abſchied nehmen, ohne daß Du uns mit einer kleinen Welle Deines Lichtäthers beſchenkſt. Mit einem Hauch Deiner Zuverſicht. Du wirſt Söhne haben im Geiſt, Söhne und Töchter, wie Sand am Meer, und das

arme, gemarterte Deutſchland wird nicht untergehen. Langſam, langſam wird unſere Mutter Schleier um Schleier ablegen und eines Tages daſtehen in geſunder Weiße und Reine. Dann wird ſie auch wieder einen Kranz tragen, und niemand, der ſich ſelbſt nicht beſudeln will, wird noch wagen, ſie zu beſudeln. Aber wir wollen auch — darin weiß ich mich einig mit Dir — jene grellen Fanfaren nicht mehr hören, womit man einſt den Neid der Götter herausforderte.

Lieber edler Mann: lebe wohl!

Xenien

Es gibt Esel, die tote Adler mit den Zähnen rupfen, um sich in ihren Federn zu wälzen.

Eitelkeit ist eine schöne Wiege für Erwachsene.

„Ihr versteht es nicht in eurem Frankfurt", sagte Imhoff zu einem Frankfurter: Albrecht Dürer hatte, nachdem sich sein Auftraggeber, eben dieser Frankfurter, töricht gezeigt, den von ihm erhaltenen Auftrag annulliert und die Anzahlung an Imhoff zurückerstattet. Der Frankfurter nahm sie von Imhoff befriedigt in Empfang.

Es gibt Männer, die sind ihre eigenen Schulmeister, Pfaffen und Henkersknechte.

Ich schätze sein körperliches Gewicht höher als sein geistiges, sagte jemand.

Er hatte eine nicht sehr ausgedehnte Verschönerungsanlage im Kopfe, und darauf ging sein Geist spazieren.

Die Poesie lag über ihrem Wesen wie die Lackmalerei auf einem japanischen Kästchen. Das Holz des Kästchens ist hart und saftlos. Dazu ist das Kästchen leer.

Nichts liebe ich mehr als das kalte, klare, reine Gebirgswasser, sagte der Schlammpeitzker und schnellte vergnügt durch die dicke warme Lehmpfütze.

Die Benachteiligten und Erfolgsarmen halten sich auf gewisse Weise reichlich schadlos.

Es gibt in der Welt allzuviel geiſtreichen Schweiß.

Es gibt ein Genie der Oberflächlichkeit.

Es gibt Pfennigfuchſer der Begeiſterung.

Es gibt Gymnaſtiker der Gemütsbewegungen.

Gewohnheitstiere ſind keine Charaktere.

Er hatte ſein ganzes Leben dazu verwendet, ſeine Perſönlichkeit rein und groß auszubilden, und brachte es am Ende nur zu kleinen Schurkereien.

Einer hatte geborgt, veruntreut, geſtohlen ſein Leben lang und behauptete ſchließlich vorwurfsvoll, die Welt ſei ihm alles ſchuldig geblieben.

Man erkennt den Deutſchen ſchon am Huſten.

Wie wäre es mit einem neuen Begriff: Humanitätsſchurkerei.

Es gibt heute eine philoſophiſche Waſſerpeſt.

Es gibt etwas in unſerem öffentlichen Leben, das man treffend geiſtigen Speichelfluß nennen könnte.

Ihr nehmt teil an allem Neuen und laßt alles beim Alten.

Wahrhaft ſterile Bücher haben den Geruch der Frechheit und der Unfähigkeit zum Reſpekt.

Es gibt Literaten, die ſagen: friß mein Buch und ſage, daß es gut ſchmeckt, oder ſtirb.

Die ſchwächſten Intelligenzen bedienen ſich zumeiſt der ſtärkſten Worte. Naturen von den kleinſten Maßen, die ſich nur höchſt mühſam „druckreif" machen können, beſtreiten „Größe" oder fordern ſie. Was können ſolche Menſchen von Größe wiſſen? Und wenn ſie ſchon etwas ahnen von ihr, warum bewundern ſie nicht das Geahnte, anſtatt die Erkenntnis ihrer eigenen Geringfügigkeit unnützerweiſe in anderen zu erzwingen, ſomit den Adel der Ahnungskraft ſelbſt verſcherzend?

Dieſer Publiziſt iſt wie eine Waſchfrau. Er bringt ſein Leben zwiſchen Bergen ſchmutziger Wäſche zu. Er chlort mit Vorliebe. Eine Stänkernatur: er ſchreit in einem fort: „Achtung! ich bin ein Kra ... Kra ... Kra ... Krawattenmacher."

Er iſt wie ein Vogel, der immerfort über der Erde fliegt und dabei piepſt: „Ich kann mich nicht ſetzen, ich kann mich nicht ſetzen." — „Das iſt dein Pech, guter Junge!" — Aber er ſetzt ſich doch, wenn er Hunger hat und ſchnabuliert ſein Räupchen. Gleich darauf ſchreit er ebenſo weiter: „ich kann mich nicht ſetzen". Überall ſucht er das Poſitive! Überall iſt es da, nur fehlt ihm der Sinn dafür. Oder tut er am Ende nur ſo, um ſich bemerkbar zu machen? „Ich kann mich nicht ſetzen, ich kann mich nicht ſetzen."

Die Suchenden.
Ich ſuche, du ſuchſt, er ſucht, wir ſuchen, ihr ſucht, ſie ſuchen.

Gewiſſe Miſtkäfer, wenn ſie auf den Rücken fallen, vermögen ſich nicht mehr aufzurichten: einige aber doch.

Paradoxe

Das Paradoxon iſt der Gedanke in der Faſſung des Affekts.

Da ich mich ſchon entſchloſſen habe, im Geiſtigen zu leben, lebe ich viel zu wenig im Geiſtigen.

Werde Menſchenfeind, damit deine Menſchenfreundlichkeit Dauer gewinne.

Sehr viele Menſchen leben ohne Gegenwart.

Es gibt Leute, denen der Anſtand nicht fehlt — den ſie nicht beſitzen.

Das Dilettieren in den Künſten iſt verzeihlich, ja ſogar zu billigen: nur darf man es nicht berufsmäßig betreiben.

Nirgends rauſchen die Laubwälder ſüßer und erquickender als am kahlen Strand, wo keine ſind.

Die Ehe iſt ein Staatsinſtitut — die Galeere ein anderes.

Irren iſt göttlich.

Güte iſt eine Kunſt.

Nichts iſt ſo fürchterlich als die Macht der Dummheit in den Klugen.

Wieviel Kluges iſt geſagt, wieviel Törichtes benutzt worden!

In Reimen

Das Feuer minn ich,
das Feuer verehr ich.
Ein Feuer bin ich,
zum Feuer kehr ich.
Muß ich einſt ruhen tief in der Erden,
werd ich zum ſchlafenden Feuer werden.
Schlafende Feuer, wachende Flammen
ſchlagen doch einſtmals wieder zuſammen.

Gehe deiner Wege gerade,
ſchenken wird ſich dir die Gnade.

Was ich einſog von dem Licht,
nahm mir meinen Schatten nicht.

Die Erde gab ihre heiße Kraft,
mir Leidenſchaft, die Leiden ſchafft.

Die du ſchön und groß zugleich
ſchenkteſt liebe Gabe,
ſei belohnt durch alles, reich,
was ich nicht mehr habe.

Ihr Augen, die ihr ſeht aus Sehens Grund,
Mund, der du iſſeſt mit des Mundes Mund,
aus Horchens Urgrund, wie du höreſt, Ohr!
Dort bricht des Fühlens Fühlen reich hervor.
Und alles, was da riechet, ſchmeckt und ſpricht,
es iſt nicht Naſe, iſt die Zunge nicht;
es ſtammt aus ganzer Gottheit ew'gem Sinn,
mit der ich, als ihr Sinn, verbunden bin.

Unter ein Bild für Elſe Lehmann:

Ich hab es erdacht, du haſt es gemacht,
wir waren Genoſſen in mancher Schlacht.

Ein goldnes Sternlein reiſet
mit mir ferne übern dunklen Wald.
Es reiſet durch grünlichen Schimmer,
durch klaren, roſigen Hauch,
es reiſet im ſchönen Himmel,
ich muß auf der Erde gehn.

Unter der Berge Schnee und Eis
ſchluchzen die Vögel frühlingsheiß.

Ich rufe einen Vogel,
der ſoll dir ſingen.
Ich grabe eine Quelle,
die ſoll dir ſpringen.

Eine Scala d'oro dacht ich mein eigen,
nun muß ich auf grauen Stufen ſteigen:
grau, wie die Steine, die wir beſchreiten,
Kummer und Sorge zu meinen Seiten.
Oben über der höchſten Schwelle
ſtatt des Weines die Wermutsquelle.

Tremezzo, 25. April 1898

Hier hab ich nach jeder reichen Nacht
das Licht erwacht,
das Große gedacht,
das Niedere veracht,
Agni das heilige Bett gemacht:

Oh wahre Sonne, oh letzte Pracht!
wie im Meere doppelt entfacht,
so bist du doppelt in mir erwacht!
Oh, wem die doppelte Sonne lacht,
der hat gewonnen die doppelte Schlacht!

Villa Carnarvon

Krankheit

Ich stehe fest mit meinem Schiff,
mit meinem Meer zwischen Riff und Riff.
Mir bleibt verschwiegen, was sich bewegt,
starr ist das Bild, das mein Innres trägt.

Hast du jemals darüber nachgedacht:
was sie entschleiert, die alte Nacht?
Und was sie verhüllt an Schauern und Wonne,
die Allerleuchterin, Mutter Sonne?

Prüderie

Womit hat Gott dich am reichsten beschenkt?
Mit dem Rocke, der am Nagel hängt?
Oder mit dem, was übrig ist,
wenn du nackend wie Adam bist?

Wer alles faßt in seine Hand,
dem wird auch alles wieder entwandt.

Verschlafner Grieche, salbe deine Glieder
und steig geschmeidig zur Palästra nieder.

Du hattest dir meine Achtung erworben,
sonst wärst du nicht in ihr gestorben.

Northwestern
University
Library

Der Himmel dampft, feucht glänzt das Gras,
ein klingend Maschennetz, von Vogelkehlen
gesponnen, überzieht das offne Tal.
Stumm gärt an allen Hängen Öl und Wein.
Dicht überdeckt mit Blütensternen spreizt
das Pfirsichbäumchen seine nackten Ruten
in feuchte Luft und Klang: ein Weltenraum
voll lauschender, voll werdender und voll
welkender Sonnen. Drüber sät der Wolke
sich lösender Schoß des Regens wehende
Saat in des Tales krause Runzeln und
der Bauern Gärten. Alles trank und trank.

St. Margherita. Februar 1912

Siehst du Christophoro ins Gesicht,
am gleichen Tage stirbst du nicht.

Als wäre nichts geschehen,
liegt Sonne auf dem Blatt:
die Arche scheint zu stehen
am Berge Ararat.
Und doch, noch steigt die Flut!
Noch fließet, fließet edles Blut.

26. Dezember 1918

Viel Lebendes wird durcheinander gerüttelt,
viel Leben tödlich abgeschüttelt: aber die Toten!?
Die sind stumm.
Sie können ihr Recht nicht mehr vertreten.
Laßt sie für uns beten.
Für sie zu beten, wäre dumm.

Geiſter gehen mit lautloſen Füßen,
ſtumm können ſie lieben, unſichtbar grüßen.

Kein noch ſo winzig kleines Tor,
draus Gott und Welt nicht tritt hervor.

Zu eurer Freude gehören zwei:
Leider bin ich nicht dabei.

Kinderreim

Ich klopfe, klopfe Steine,
ſo grobe wie feine:
die Straße liegt im Sonnenſchein,
bald wird mein Tempel fertig ſein.

Es frißt und glimmt von Flämmchen und Flammen,
ſchlügen ſie niemals in Brunſt zuſammen.

Breche niemals der Herd im Haus
zum alles verſchlingenden Brande aus.

Was wird nicht alles in Aſche gelegt,
wenn erſt die Brunſt aus den Fenſtern ſchlägt.

Es iſt immer ein einziger Augenblick,
da endet das Unglück, beginnt das Glück! —
Da endet das Glück — und kein Schritt zurück
macht ungeſchehen das ſchwerſte Geſchick.

Spinne dich ein!
und du wirſt befreit zu Tiefen und Höhen ſein.
Aber, wenn das Gewebe reißt,

der Alltag die goldenen Fäden durchbeißt,
dann iſt ſelbſt der Sonntag ein toter Mann,
der nicht ſchreiten, geſchweige fliegen kann.

Der Papierne ſpricht:

Ich bin Papier, du biſt Papier.
Papier iſt zwiſchen dir und mir.
Papier der Himmel über dir,
die Erde unter dir Papier.
Willſt du zu mir und ich zu dir:
Hoch iſt die Mauer von Papier!
Doch endlich biſt du dann bei mir,
drückſt dein Papier an mein Papier:
ſo ruhen Herz an Herzen wir!
Denn auch die Liebe iſt Papier. —
Und unſer Haß iſt auch Papier.
Und zweimal zwei iſt nicht mehr vier:
Ich ſchwöre dir, es iſt Papier.

23. Februar 1908

Oh, wenn er nur nicht ſo krampfhaft wäre,
voller Künſte, Dünſte, Schwüle und Schwere!
Voller Flüche, die wir, wie lange, nicht fluchten
Voller Ängſte, die uns nicht mehr ängſten,
immer auf der Jagd nach dem Allerbängſten,
dem Blutrünſtigen und Verruchten.
Oh, wenn er nur nicht! Denn ſtark im Kleinen
iſt er im Großen leider ſchwächlich:
im Einzelnen tief, im Ganzen nur oberflächlich.
Und will er auch noch ſo blutig ſcheinen,
ſo iſt er doch leider blutlos ganz.

Und noch ſo reicher Firlefanz
iſt immer noch kein Blutestanz.

Er?

Wir deckten ihm den Tiſch,
Gaſtgeber ward er friſch.
Wir buken gut Gebäcke,
ihm zahlte man die Wecke.
Wir kelterten die Weine,
ihm trocknete man die Beine.
Der Bürger, der die Weine trank,
ihm ſagt' er freundlich ſchönen Dank.

Er findet an mir alles ſchief und ſchlecht,
dieweil an ihm keine Faſer gerecht.

Ich weiß nicht, was mein Pate hat,
er macht ſonſt einen beſſern Salat.

Willſt ins Herbar tun deinen Witz,
gibt es einen getrockneten Blitz.

Sie treiben alberne Tändeleien
und laſſen ſie als Kunſt ausſchreien;
ſo wie Wahrheit im dicken Dunſt,
ſteht vergeſſen im Nebel die Kunſt,
ſteht verborgen, nein liegt begraben.
Wär ſie ſterblich, fräßen ſie Hunde und Raben.

Wenn Straßendirnen Tugend predigen,
wer ſoll dann die andern Dinge erledigen?

Er reibt die Heſperidenfrucht
und Dreck in ſeinem Tiegel:
Duft wird Geſtank, Wein Waſſerſucht
verfluchter Schweine-Igel!

Die Reblaus, die am Weinſtock heckt,
hat nie einen Tropfen Wein geſchmeckt.
Es liegt ihr gar nichts an Traube und Wein!
Würde ſie ſonſt eine Reblaus ſein?

Erzählendes

Das Feſt

Fragment

Der Raum glich einem Refektorium, die Tafel war gedeckt. Ein bartloſer Mann von ſechzig Jahren rückte den großen ſilbernen Weinkrug, der voll Wein war. Nach und nach fanden ſich drei andere Männer hinzu, ein ſtarker, weißbärtiger, ein magerer und gebeugter mit ſcharfen Zügen, und ein kleiner und dicker, der oft und laut lachte. Sie kamen zuſammen, um zu eſſen, ſie wollten bei weit geöffneten Fenſtern ſitzen und ſchmauſen. Die Klarheit eines ſonnigen Herbſttages lag über den Gebirgen, und von den Wieſen drang das Geläut der Herdenglocken herein.

Über der Tafel, von dem Gewölbe herab, hing eine Lichterkrone aus blankem Meſſing; ſie war mit den letzten Roſen bekränzt: weißen Roſen und nur wenigen roten, das hatte der alte bartloſe Mann getan, bei dem die anderen zu Gaſte waren. Er hatte ſein ganzes Haus geſchmückt und Blumen in alle Räume verteilt, um das Stille, Feſtliche hineinzubannen, das ihn erfüllte.

Bald ſaßen die Freunde beieinander zu Tiſch. Ein Diener ſetzte die Speiſen auf, der Wirt zerteilte den Braten und legte vor, mit Ruhe und Andacht wurde geſpeiſt, wie alten Männern geziemt, und jeder genoß das gute Mahl, dankbarlichſt zufrieden, daß es ihm noch vergönnt war. Geſprochen wurde zuerſt nicht viel. Sie kannten einander, ohne zu ſprechen. Auf einmal faßte der Wirt ſein Glas, erhob ſich und ſagte dies: „Liebe Freunde, wir ſind die Übriggebliebenen. Wir haben ein langes, ſeltſames Leben gelebt, das für keinen von uns ohne die anderen zu denken iſt. Nach zahlloſen Stürmen ſitzen wir nun doch wieder in einer Art Hafen. Nach langen, lichtloſen Wochen und Monaten, wo der Hunger nach Sonne das einzige war, was uns vom Leben blieb, ſitzen wir nun wieder im Licht. Es iſt eine herbſtliche Sonne, die uns beſcheint, aber ſie verklärt uns nicht minder als die

Kraft des Frühlings. Laſſet uns dankbar ſein für die Stunde, die uns geſchenkt iſt, laſſet uns dankbar ſein für den Becher und für den edlen Wein, den wir daraus noch trinken dürfen. Wenn das Feſtliche aus dem Glaſe geſtiegen iſt, ſo empfinde ich es immer noch, wie wenn das Meer, vom Treibeis frei, wogt. Die Liebe erwacht. Nicht nur an klaren, hellen, heiligen Tagen wie heut, iſt der Zauber kräftig, ſondern auch zwiſchen den dumpfen Mauern der Städte, in trüber, mondloſer Nacht. Da kommen die Toten zu uns als die Lebendigen, die ſie uns waren, zugleich mit allen Fernen, noch Lebenden, und die Seele umſchließt ſie alle inbrünſtig. Wenn ich trinke, bringe ich Opfer, wenn ich anſtoße, iſt es eine Libation. Ich bin nie tiefer religiös geweſen, als beim perlenden Wein. Alles Zeitliche ſtirbt da ab, alles Ewige tritt hervor. Es kommt etwas ſelig Lachendes in mich, eine wundervolle Gewißheit. Während die Fächer meines Innern, wo die toten Namen liegen, ſich ſchließen, brechen tiefſte Quellbrunnen des Lebens auf. Scheinbar tote Beziehungen der Vergangenheit treten in einer Art Ewigkeitsverklärung hervor und nahe, und Saiten, welche ich zerſprungen glaubte, geben Klänge von ſich, jugendlicher und ſüßer, denn je. Schmerz und Luſt treten gleichſam in ein Leben, ſo daß Höhe der Seligkeit und Tiefe des Wehes ein einiges Schwingen und Beben ſind.

Freunde, gedenket der Toten!" Er trank und ſetzte ſich nieder, die anderen erhoben ſich nicht. Sie nickten und tranken ſtill. Dann lehnte ſich einer zurück, es war der mit dem weißen Bart und den breiten Schultern. Er kaute, huſtete etwas, und ſagte dann: „Du haſt eine ſchöne Rede gehalten, Joſeph, es iſt aber gut, daß ſie niemand gehört hat als wir. Den Wein zu loben, wie Du es tuſt, mag hingehen, wenn Du es tuſt und kein anderer, und wenn Du es tuſt vor Leuten, wie wir ſind. An uns iſt nichts zu verderben, dem Volke draußen den Segen der

ſtarken Getränke predigen, das hieße ſoviel als Feuerbrände in eine gefüllte Scheune tragen."

„Natürlich!" entgegnete ihm der Wirt, und während er ruhig weiter aß, verzog ſich ſein altes Geſicht ein wenig, die Naſenflügel vibrierten leiſe, und es leuchtete unter der hohen Stirn. Ein wenig Spott und viel, viel Liebe. — So hatte ſich alles zur Ruhe begeben, und Alf mit den breiten Schultern auch. Einſt war er der wackerſte Ritter Georg, der gegen den Drachen der Trunkſucht zu Felde zog. Zu Zeiten legte er da die Lanze täglich ein. Heut war es nur noch ein ſchwaches Erinnern an ehemals. Die Sommerfäden ſchwammen herein, die Gabeln und Meſſer klapperten leiſe, und alles war gut und friedlich geworden. Nun ſagte, zum Wirt gewendet, der Gebeugte: „Wir haben ſo manches im Laufe der Jahre eingeſargt, Joſeph: Menſchen, Dinge und Meinungen, vielerlei Glück, vielerlei Unglück, manche Hoffnung und auch manche Befürchtung. Ich wundere mich oft, daß ich noch immer des Morgens aufſtehe und meinen Tag lebe, und es iſt wahrhaftig wunderbar genug, daß wir vier noch ſitzen und ſchmauſen können auf einem ſo ausgedehnten Trümmerfelde." — „Das iſt kein ganz treffender Ausdruck: Trümmerfeld", ſagte der Wirt. „Solange einer lebt, iſt, im Grunde genommen, nichts von alledem geſtorben, was er hinter ſich gelaſſen. Das wirkliche Erlebnis iſt nicht allzuviel realer als die Erinnerung daran. Je älter der Mann wird, je mehr gewinnt er durch ſeine Erinnerung. Wenn die glücklichſten Ereigniſſe unſeres Mannesalters ohne das leidenſchaftlich verlangende Weib nicht zu denken ſind, ſo ſind die freundlichſten Stunden unſeres Alters durch Erinnerungen verſchönt: Das ſind gleichſam milde, reſignierte Frauen, welche mit ſchönen Krügen hin- und wiedergehen und uns verjüngendes Quellbrunnenwaſſer aus dem fernen Quell der Jugend zutragen, der uns ſelbſt unzugänglich geworden iſt. Wir haben die Erinnerungen, und zumal wenn vier Freunde zuſammenſitzen, ſo

ſind die Samariterinnen beſonders geſchäftig. Ich weiß nicht, wie Ihr fühlt, aber bei mir bewirkt Eure Gegenwart eine Art Wunder. Ich brauche gar nicht mit Euch zu reden, und doch iſt mir mein ganzes Leben mit Euch gegenwärtig. Der ganze Raum erfüllt ſich mit einem äolsharfenartigen Akkordklang, jeder von Euch klingt für mich wie die Säule Memnons, und in ſolcher Muſik iſt alles, was wir waren und ſind. Ich ſuchte da etwas auszudrücken, was unausſprechlich iſt, ich weiß es wohl, aber es gibt ein Fluidum der Freundſchaft, das alten Männern wie Waſſer des Lebens wird. — Alte Männer ſind froſtig, ſie brauchen Wärme: wenn vier beiſammen ſind, wärmen ſie ſich."

Alf ſagte das und blickte dabei den Gebeugten an, der nickte, kaute und wiſchte ſich die geröteten Augen. Sie ſchienen ſonſt klein und freundlich und blau. Der Gebeugte war Dichter und Philoſoph, er wiſchte den Mund und begann aufs neue. „Joſeph hat recht; Proſit, liebe Kinder, es iſt um die Freundſchaft kein leerer Wahn. Unſere Kultur hat im allgemeinen keinen Platz dafür, oder beſſer, ſie läßt die fruchtbarſten Gebiete der menſchlichen Seele unbebaut. Im Haß ſind die Menſchen heutigen Tages nicht lau, der Haß iſt ſo tätig am Werk, wie nur je, und wer wollte den Wert des Haſſes verkennen? Aber die Menſchen ſind lau in der Liebe. Die Menſchen ſind lau und ängſtlich und klein in allem, was mit der Liebe zuſammenhängt. Der Haß mag wüten in allen Formen, das ficht ſie nicht an, das ſtört ſie nicht, er knebelt die Liebe überall, das laſſen ſie ungehindert geſchehen. Wo Liebe ein bißchen ihr Haupt erhebt, gleich ſchlägt der Philiſter ſie auf den Kopf. Der Haß wird belobigt und geſtreichelt. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, mein Loblied der Freundſchaft kennt Ihr ja. Von uns vieren bin ich es vielleicht geweſen, der den Freundſchaftsgedanken am zäheſten feſthielt."

Sie ſtießen nun alle mit ihm an.

„Ich hab ihn nicht minder festgehalten und hoch dazu," erklärte der Wirt, „allein weder Liebe noch Freundschaft sind im Zeitlichen unzerstörbar, wie nichts im Zeitlichen unzerstörbar ist. Auch unsere Freundschaft konnte zerstört werden, und daß sie es nicht ward, beruht auf Glück. Ihr wißt ja, wie viele Krisen sie hatte. Es ist überdies ein Glück für uns, und wir müssen sehr dankbar dafür sein. Jeder von uns ist zu Zeiten auch in der Freundschaft lau gewesen; das konnte nicht anders sein, wir wissen das und haben einander längst vergeben. Weil jedoch irgendeiner von uns immer das Band wieder festzog, wenn es sich allzusehr gelockert hatte und Schicksal das übrige tat, hielt das Ganze bis diesen Tag. Über irgend etwas allzutief nachdenken, führt davon ab. Über die Freundschaft allzutief philosophieren, ist ebenso gefährlich für den einzelnen Freundschaftsfall, wie die Neugier des Botanikers für die einzelne Pflanze. Vielleicht ist es außerdem nicht viel anders, als wenn man ein Netz wollte auswerfen, um einen vorüberziehenden Narzissenduft, der uns für Augenblicke frühlingshaft beseligt, darin aufzufangen und festzuhalten. Freundschaft ist nicht zu bezweifeln. Man braucht nicht einmal an sie zu glauben. Sie ist. Wir wissen es, daß sie ist!"

Sie stießen an. Eine rote Rose löste sich von dem Kronleuchter und fiel auf das weiße Tischtuch. Dort lag sie neben dem breiten Rand einer flachen Fruchtschale aus Messing, einem alten, ehrwürdigen Stück, das mit frischen Weintrauben, dunklen und grünen, mit Äpfeln und Pfirsichen prangte. Der Diener brachte neue Speisen herein.

Mit einem kühlen Windhauch durchdrang den Saal der Geruch der Bergtannen und das Rauschen des Baches, der fern durch Gerölle zu Tale floß. Das weiße Haar auf den Scheiteln der alten Männer regte sich leise, wie kühle Flämmchen des Geistes. Sie wurden still. Nach einer Weile sagte der kleinste,

der Arzt: „Wenn einer doch die vielen Verkappungen des einen Triebes feststellen könnte, der die Welt erhält. Ich meine natürlich den Trieb des Geschlechts, den meist geschändeten und dennoch unter tausend Formen herrschenden Trieb. Er scheint mir der wahrhaft unbekannte Gott zu sein: allwissend, allmächtig und allgegenwärtig. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Erzeuger der Kunst, der Religion und der Wissenschaft.“ — „Doch nicht so schlechthin“, bemerkte der Wirt. „Du hast in gewissem Sinne recht. Darüber einiges zu ergründen, könnte nach meinem superklugen Bedünken vielleicht sogar für die Allgemeinheit fruchtbar werden. Im Allgemeinen ist meine wissenschaftliche Neugier nicht so sehr auf die Grundkräfte gerichtet als Deine. Sie ist überhaupt, wie Du weißt, ziemlich schwach. Ich habe fast nur mit den Formen zu tun und lasse mir gern an den Formen genügen.“

„Das ist bei Euch Künstlern das alte Lied“, so sagte der Arzt und lachte behaglich. „Er wollte wahrscheinlich,“ fügte der Dichter an, „auf jenen nicht mehr ganz neuen Gedanken hinaus, daß es im Grunde nur eine Art Liebe gäbe und ihre verschiedenen Formen nichts weiter seien als Gradunterschiede. Daß also die Elternliebe, die Liebe zweier Geschwister, die Liebe von Freunden untereinander, die Liebe der Nonne zum himmlischen Bräutigam, die Liebe des Mönches zur himmlischen Braut und schließlich die Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann schlechthin aus ein und derselben Wurzel stamme. Kinder, ich glaube, daß es so ist. Die Frommen im Lande wissen das nicht, Gott sei's gedankt. Sie würden sonst die Liebe in ihren letzten Schlupfwinkeln aufstöbern und wer weiß wohin, aus der Welt jagen. Das ‚Kindlein, liebet euch untereinander‘ würde sie daran wenig hindern. Ebensowenig die Worte und Handlungen dessen, den sie als ihren Meister mit dem Munde bekennen und der von der Ehebrecherin sagte: ‚Ihr wird viel vergeben, denn sie hat viel

geliebt.' Die Frommen reden von Liebe viel und wiſſen von Lieben wenig, wie mir ſcheint." Der Wirt, der eben die Becher füllte, begann nun wieder: „Sie haben auch eine Art von Liebe, die lieben Frommen, doch iſt es gleichſam gefrorene Liebe. Denn Liebe und Waſſer ſind darin gleich, man kennt ſie heiß und man kennt ſie kalt, man kennt ſie ſchäumend und brauſend und hart wie Stein. Die Frommen lieben die ſteinerne Liebe."

Mit mancherlei Scherzen wurde das Bild von der ſteinernen Liebe und von der gefrorenen zu Tode gehetzt. Sie meinten, die Frommen im Lande würfen mit Steinen nach jedermann, indeſſen, wenn einer geſteinigt ſei, ſo könne er doch noch im Sterben zu ſich ſagen, er ſei mit Steinen der Liebe geſteinigt. Dann kam die Rede auf Toleranz, die edelſte Blüte der Menſchlichkeit: dafür erklärten ſich alle vier.

Die Früchte wurden herumgereicht, und wie das Geſpräch noch immer inſonderheit um die Freundſchaft ging, ſo ſagte der Wirt, in den Seſſel zurückgelegt: „Ich war einmal nahe daran, uns allen Fünfen, denn damals lebte der fünfte noch, ein würdiges Grabmal zu errichten. Zu einer Zeit war das, wo ich ohne äußeren Markſtein empfand, daß meines Lebens Mittagshöhe nunmehr erreicht ſei. Mir kam es vor, als ob der Weg unter meinen ſchreitenden Füßen ſich langſam ſenkte. Ich ſah zurück, ich ging auf dem Scheitel eines Gebirges, ſchon wieder ein wenig tiefer als kurz zuvor. Zur Rechten lag das bekannte Tiefland, aus dem ich gekommen war, ein abendlich farbiger Duft verklärte es. Zur Linken, im Nebel, lagen die Täler der Zukunft, die unbekannten, in die ich hinab ſollte. Keine Höhen, die über mich ſelbſt noch hinauswieſen, Täler und Hügel überall, aber unter mir. So hatt' ich nun das gewonnen, wonach zu ſtreben mein Schickſal geweſen war. Aber der große Gewinſt war ein großer Verluſt zugleich. Das Glück des Aufſtiegs mit all ſeinen jugendlich treibenden Kräften, ſeinen verwegenen Wünſchen,

ſeinen lockenden Phantasmagorien, war unwiederbringlich dahin. Ich war nicht enttäuſcht! Auf meinem Wege hatte ich Sonne, Waldesſchatten, Quellen, Blumen und Früchte getroffen. Auf manchen bunten Paradiesvogel richtete ich unterwegs mein Geſchoß und holte ihn mir herunter. Ich hatte genoſſen, was zu genießen iſt und empfand das dankbar. Ich empfand auch zugleich, triumphierend im Herzen, daß Himmel und Erde nichts Göttlicheres und nichts Süßeres zu vergeben haben, als was mir geworden war ohne Verdienſt. Aber dieſer Triumph war vollgeſogen gleichſam mit Wermuth. Genuß wie Entſagung verbrauchen gewiſſe Gebiete der menſchlichen Seele und der menſchlichen Lebenskraft, und was ich genoſſen hatte und niemals in dieſer Friſche wieder genießen konnte, das ließ mir nun eine unſtillbare Sehnſucht zurück. Ich mußte entſagen, ſo gut wie der, der nie zum Genuſſe gelangt iſt. Und kurz und gut, mich befing eine große Traurigkeit. Empfindungen, welche das Leben in der Reihe der Jahre in uns auslöſt, und die wir mit gleichem Namen bezeichnen, ſind einander nur ähnlich, niemals gleich. Und da mir der Sinn nicht abgeht für ihre Verſchiedenheit, war eben das Gefühl, von dem ich rede, mir eine ſeltſame, ſchöne und neue Erfahrung. Die Zugänge zu den ſeltenſten Empfindungen ſind der Willkür faſt immer verſchloſſen. So vermag ich Euch auch jetzt nur ins Ungefähre davon zu reden. In einer großen Traurigkeit, in einem großen Trübſinn, iſt immer etwas Trennungsſchmerz. In mir war damals etwas von dem tiefen und rätſelvollen Trennungsſchmerz der Welt, verbunden mit einem wehmutsvollen Hellſehen in einen weiten Geſichtskreis. Der Verbrüderungs- und Verſchwiſterungsdrang, der die Menſchheit zur Zeit unſerer Jugend beſonders ſtark zu bewegen ſchien, und der auch in unſerem kindlichen Freundſchaftsbunde ſeinen Ausdruck gefunden hatte, ſchien mir hoffnungsloſer als je zu ſein. Die hochaufſchwellende Woge der Liebe, die uns getragen, ſchien mir verebbt, und ſo

dachte ich, was die Welt zerſtört und getrennt hatte, in einer gemeinſamen Totenhalle wenigſtens feierlich zu vereinen."

Der Arzt hub an, nachdem eine Weile Schweigen geherrſcht hatte. „Mir iſt dieſe Leichenbeſtatterſtimmung auch bekannt. Die erſten inneren wie auch äußeren Todesfälle bringen ſie mit ſich, und da ſich das Glück verzehrt, ſo gut wie der Schmerz, und eines wie das andere ſterben muß, ſo ändert es nichts an der Sache, daß ich ziemlich viel Schmerzen und wenig Glück zu beſtatten hatte. Denn wie es dem Joſeph gegangen iſt, ging es mir nicht."

„Kinder, nehmt Euch in acht," ſagte Alf, indem er langſam Beeren von einer Traube pflückte und aß, „ſonſt kommen wir jetzt noch zuletzt ins graue Elend hinein, und unſer ſolennes Gelage, das Gott uns geſegnet, bekommt uns ſchlecht; zum Teufel die Leichenbittermienen und alle Leichenbeſtattergeſpräche. Denk lieber daran, Joſeph, wie Du von den Hallen des Lebens träumteſt. Weißt Du noch? Da warſt Du ein anderer Kerl, als in der vertrackten Mauſoleumszeit, da hatteſt Du buntere Sachen im Kopfe."

„Ganz recht," entgegnete ihm der Wirt, „es ſah überhaupt recht bunt aus in unſeren Köpfen dazumal. Aber warum fürchteſt Du, weil wir ein wenig um Tod und Grab herumreden, gleich ein Verſtauen der Stimmung, Alf? Eine Stimmung, die ſich verflüchtigen will, verflacht ſich zuerſt, ein ernſtes Thema vertieft ſie nur. Eine feierliche Vertiefung der Empfindung iſt für mich in den letzten Jahren überhaupt nicht zu denken, als durch den Gedanken an Grab und Tod. Die magnetiſchen Liebeskräfte, die uns im Leben und ins Leben gelockt haben, ſind mit ſo vielen trauten Geſellen und Geſellinnen in die Gräber geſunken und wirken von dort aus ſtärker auf mich, als die gleichen Kräfte des mich umgebenden Lebens der Gegenwart. Kinder gehen nicht gern auf Gräbern, Erwachſenen und Greiſen wird

der Kirchhof ein traulicher Ort. Denkt doch an unſere ganze, liebe Kumpanei, die uns vorangegangen iſt. Jeder nahm etwas Heimliches mit ſich hinunter aus der Welt. Sollte, da doch die Welt für uns an Heimlichkeit vieles verloren hat, auf dieſe Art ... ſollte es nun da unten nicht heimlicher für uns geworden ſein?"

„Joſef hat recht, Kinder", ſagte der Dichter. „Alten Männern ſteht es überhaupt an, ſich mit dem Tode auf einen freundlichen und würdigen Fuß zu ſtellen. Wir haben ja nun eine Reihe gemeinſamer Tage vor uns, und ich bin ganz dabei, wenn wir uns gelegentlich in die Zeit der goldenen Jugendeſeleien, der Utopien und Luftſchlöſſer zurückverſetzen. Aber es ſchadet auch nichts, wenn ſich die ſtillen, leichten Feſtſtunden des heutigen Tages zu einer Art ſonnigen Totenfeier geſtalten. Das Leben enthält ja doch alles, auch den Tod, und der Tod iſt ja nur die mildeſte Form des Lebens." „Und überhaupt, liebe Kinder," ſagte der Wirt, „es iſt um den Tod ein ähnliches Weſen wie um die Liebe. Ein- oder zweimal, vielleicht nur einmal im Leben des Mannes, kann durch das Weib die große Liebe in ihm entbunden werden. Ingleichen die große Liebe des Weibes durch den Mann. Da werden alle göttlichen, reinſten Kräfte der Liebe befreit, zwei myſtiſche Flammen treten in eine zuſammen, und in ihrem Lichte erſchließt ſich das tiefſte Rätſel des Seins. Der Tod entbindet Liebe, ſo wie dem Weibe der Mann und dem Manne das Weib. Sofern die Dämonen des Lebens die Sinne des Sterbenden nicht verwirren, umfaßt er noch einmal mit ganzer, liebender Seele alles, was er im Lichte zurückläßt, und einig in dieſem Gefühl und gleichſam verjüngt in Liebe iſt alles, was um ihn iſt. Verſteht Ihr das?" Die Freunde nickten, und er fuhr fort: „Die ſchöne, traurige und ſchwere Zeit nun, wo der alte Mann, der in der Kette meines Lebens der Vorgänger war — von dem ich die unauslöſchliche Fackel des Lebens gleichſam empfing — ſeine letzten Stunden lebte — er lehrte mich damals

zugleich, wie man ſterben ſoll! — Die ſchöne, traurige, ſchwere Zeit ließ mich zu meinem Staunen gewahr werden, wie ſehr der Zuſtand, darein ich im Anblicke dieſes Sterbens geraten war, einem andern glich, den einſt die Geliebte entbunden hatte. Das war ein heißes, göttliches Fieber des Lebens geweſen, das Leben ſelber in ſeiner ſtärkſten Form (wo es ‚Liebe' heißt) und doch eine Krankheit zugleich, mit dem Drohen des Todes. Ich ward zugleich ein Gefäß des tiefſten Leides und der höchſten Glückſeligkeit. Schmerzlich, glückſeliges Wiedergebären in jedem Augenblick, und ſo auch jetzt. Jetzt hatte der Tod den Aronſtab, den damals die Geliebte beſeſſen, und machte die Quellen der Liebe ſpringen. Sie ſind den blutigen Quellen verwandt, die aus den Wunden der Märtyrer fließen.

Velas Teſtament

Ich ſage zu mir dies und Ihr mögt mir zuhören. Wenn ich als ein Toter noch auf meinem Krankenbette liege, oder wenn das Feuer meinen Leichnam verzehrt haben wird, wie es nach meinem Wunſche tun ſoll, werden dieſe Zeilen offen vor Euch liegen als ein wichtiger Teil meines vergangenen Lebens. Ich ſagte zu mir dies alles, was nun folgt, und wiederholte es mir in ſehr vielen Augenblicken, bis ich den Wunſch in mir reifen fühlte, es ſo zu geſtalten, daß auch Ihr es hören könnt, aber nicht früher, als bis ich geſtorben bin. Der Unterſchied zwiſchen dem, was die Menſchen ſind, und dem, was ſie ſcheinen möchten voreinander, war immer ſehr groß. Ich habe mich gleichermaßen intereſſiert ſowohl für den Schein, als auch für das Sein. Allein, je länger ich in der Welt gelebt, je ſeltener konnte ich in den Fehler verfallen, den Schein für das Sein zu nehmen und umgekehrt. Sehr mannigfaltig fand ich den Schein, und ich habe mich viel und mit großem Vergnügen mit ihm befaßt. Es iſt ſehr luſtig, ſich mit dem Schein zu befaſſen, mitunter auch traurig, mitunter führt es zum blutigen Kampf bis aufs Meſſer mit ihm. Einfacher und reiner iſt die Beſchäftigung mit dem Sein. Ich ſchloß mich um ſo tiefer an es, je älter ich wurde, und in dieſem Beſtreben erloſch für Zeiten in mir der Hohn, der Spott und jede Beluſtigung der Oberfläche.

Wenn ich gezwungen war, mit dem Schein zu kämpfen, ſo ſah ich ihn in feindlicher Beleuchtung, ſcharf und klar. Mein Urteil wurde ein Schwert, das die Faſchingsgewänder und Masken zerſchnitt, der Könige Masken, die Masken der Generale, die Masken der Kirchenfürſten, die Talare der Richter und Paſtoren, die Kutten der Mönche, die Kleider der Nonnen, ganz zu geſchweigen von der übrigen Herde der großen Narren, welche von ihresgleichen ſich haben beſcheinigen laſſen, daß ſie Weiſe

ſind. Man kann dies tun und braucht darauf doch keinen Wert legen, aber ſie legen den höchſten Wert darauf und werden dadurch zu ſehr niedrigen Narren. Ich ſpreche mit mir und zu den Bildern von Euch in mir, denn Ihr lebt in mir und ſeid Beſtandteile meines Weſens geworden, wie meine Hand, mein Auge oder mein Ohr; Kinder beiderlei Geſchlechts, Freunde beiderlei Geſchlechts. Ich ſage Euch alſo, auch ich bin einer der Narren geweſen. Ich ſtritt als Narr mit den Narren, ich ſtritt auch dann ohne Maske und Faſchingsgewand mit ihnen und ſchließlich ſchwieg ich als Weiſer. Und wenn ich hier rede mit meinen geliebten Bildern, ſo weiß ich doch zur Genüge, ich ſchweige den Narren ſo wie bisher. Es iſt eine allgemeine Krankheit bei ihnen, ſie kennen nichts Höheres als ihr Faſchingsgewand, und nichts iſt ihnen verächtlicher in der Welt, als einer, der dieſes Faſchingsgewand ſtillſchweigend ſich auszieht. Da wenden ſie ihre Geſichter ab und wollen nichts hören und ſehen, und ſehen auch nichts und hören auch nichts.

Ich lief alſo mit den Narren, und Ihr tut ein gleiches und werdet ein gleiches tun. Eins aber ward mir von Anfang an zur Pein dabei. Es iſt immer einer, der führt die vielen an, da heißt es: Beugt euch, hebt euch, ſetzt euch, ſteht. Da heißt es: Lacht, weint, belobigt, flucht, verwünſcht, und wer die Befehle nicht augenblicklich befolgt, der bekommt die neunſchwänzige Katze zu koſten, nicht nur der Führer ſchlägt auf ihn ein, ſondern alle, alle, ſoviel ihrer ſind. Auf dieſe Art ward ich mit Striemen geſegnet. Ich konnte nicht immer fluchen, wenn andere fluchten und konnte nicht immer verdammen, wenn andere verdammten. Dagegen fluchte ich denn zuweilen, wo allen zu ſegnen geboten war. Wie das: ‚Metaphoriſch!‘ Doch nun genug von der Narrenzunft. Eins ſchießt mir noch durch den Sinn. Ich hatte immer ein tiefes Gefühl von Schmach, wenn ich ſollte gezwungen werden etwas zu tun, was ich nicht frei bei mir ſelber bedacht

und beſchloſſen hatte. Ich ſage Euch, lieben Kinder und lieben Freunde, es iſt ſehr ſchwer, wahrhaftig zu bleiben, und die Sprache iſt nicht die Seele ſelbſt, ſondern auch nur immer ein Mantel der Seele. Die Seele webt ihn, die Seele hüllt ſich darein. Er iſt ihr Erzeugnis, aber doch nie die Seele ſelbſt. So fordert es alle Behutſamkeit der höchſten Urteilsinſtanz in unſerm Innern, etwas Schlichtes und Richtiges auszuſagen. Es kommt hinzu, daß wir ſelber ein inneres Drama ſind und daß eine innere Ausſage meiſt in einer zweiten, entgegengeſetzten eine Antwort erfährt. Über dieſe beiden ſtreitenden Stimmen erhebt ſich dann eine dritte Inſtanz, die Schweigen gebietet und entſcheidet. So wird denn Frieden geſtiftet, aber es kann kein dauernder Friede ſein, es iſt immer nur eine Waffenruhe.

Einen Teil von dem nun, was meine höchſte Inſtanz entſchied und was mein Auge, nach innen gerichtet, im ruhigſten Anſchaun von meinem Weſen erkannte, verbunden mit dem, was ich als Eſſenz aus vielen äußeren und inneren Lebenserfahrungen zog, die mein Gedächtnis verwahrt, nur dies allein kann ich hier niederlegen, nur dies allein kann ich in den Mantel der Sprache wirken. Ich bin wahrhaftig, indem ich dies ſage, das iſt meine höchſte Wahrhaftigkeit. — Fragt Ihr mich, lieben Kinder und lieben Freunde, warum ich mir dieſe Umſtände mit mir ſelber mache? Antwort: Ich lebte, als ich dies ſchrieb! Ich lebe jetzt nicht mehr und die Umſtände habt nun Ihr. Solange ich lebte, war ich mir doch nun einmal der wichtigſte Gegenſtand. Es hat mit jedem von Euch die gleiche Bewandtnis. Ich war gezwungen, mich wichtig zu nehmen wie Ihr, wenn Ihr leben wollt, Euch wichtig zu nehmen gezwungen ſeid. Willſt Du Dich ſelbſt zerſetzen, Dich ſelbſt geringſchätzen oder verachten, es hindert Dich keiner, aber Du haſt damit nichts weiter getan, als den Weizen im Raum Deines Schiffes über Bord geworfen. Ich habe von Gott gewußt und der Welt gewußt, die Geſtirne ſind um mich

gekreiſt, die Erde hat ſich mit mir durch den Raum gerollt, die Sonne gab mir ihr Licht, der Mond ſeinen Schein. Ich hatte die Kraft und den Willen und ward gezwungen, andere Geſchöpfe zu töten, um zu leben. Gott hatte mein Auge berührt, daß ich wußte, was Schönheit war, und zweimal gab er mir Früchte des Paradieſes zu eſſen, wovon eine göttliche Trunkenheit in mich kam. Von dieſer Trunkenheit will ich nur dieſes ſagen: Ich finde in ihr des Lebens Eſſenz, ſeinen Sinn und Lohn und alles, was irgend von einem höheren Daſein dem Menſchen bewußt werden kann, wird ihm gegeben mit dieſer Trunkenheit. Bevor wir mit ihr begnadet werden, die eine Hälfte unſeres Lebens ſind wir die Wartenden, und wenn wir ſie einmal gekoſtet haben, ſo iſt die zweite Hälfte unſeres Daſeins durchleuchtet von der Erinnerung.

Was ich von Gottes Wundern weiß, das weiß ich durch mich, ich war mir das vollkommenſte Werkzeug ſeiner Offenbarung, Luſt und Schmerzen und Leid und Liebe und Sehnſucht und Grauen genoß ich durch mich und war mir von allen Wundern das Wundervollſte und bin mir von allen Wundern das Wundervollſte geweſen.

Solltet Ihr bis zur letzten Zeile dem, was ich hier niederlege, nachgehen, ſo werdet Ihr, möglicherweiſe, nichts für Euch gewonnen haben, als daß Ihr in einer oder der anderen nun herzlich gleichgültigen Sache klarer ſehen und gerechter urteilen könnt. Das Bild von mir, das in Euren Seelen lebt, wird bis zu einem gewiſſen Grade von den hier niedergeſchriebenen Worten bedingt und beleuchtet ſein. Das iſt mir ein lieber Gedanke. Um dieſes Gedankens willen, der zu einer Hoffnung, zu einem Wunſch ſich geſteigert hat, iſt mir die Arbeit an dieſer Schrift zur Wohltat geworden. Denkt nicht, liebe Kinder und Freunde, Ihr hättet, als Ihr dies Siegel von dieſen Blättern nahmt, den Eingang zu dunklen Geheimniſſen etwa gefunden. Ich hatte im Leben

nichts zu verſchweigen und was ich hier unter Siegel lege, ſind allerlei Äußerungen, wie ich ſie, zeit meines Lebens, überallhin gemacht und verantwortet habe. Weshalb ſollte ich mich auch geſcheut haben zu reden? Wir können doch immer nur weniger ausſprechen, als wir ſtillſchweigend voneinander wiſſen. Irgendwelche Bekenntniſſe habe ich auch nicht zu machen und Sünden, um derenwillen ich Verzeihung etwa erbitten ſollte, habe ich nicht begangen. Ich bin mir niemals als Sünder vor Gott erſchienen. In dieſem Punkte habe ich ſtets wie Hiob gedacht, aber das Leben bringt es mit ſich, daß oft der Nächſte nicht hört, was der Fernſte vernimmt und das feinſte Ohr weniger als das taube, und der Lärm, den das Leben mit ſich bringt, die immerwährende Bewegung der Menſchen umeinander, das Anziehen nnd Sichabſtoßen der Einzelnen, ihr unausgeſetztes Gruppieren, Binden, Löſen und Neugruppieren hindert es leider oft, daß Worte die Seelen erreichen, für die ſie vornehmlich beſtimmt ſind. Tretet zu mir heran und ſeht in mein Geſicht, ob es nicht ruhig iſt. Nicht dieſe Ruhe, aber ein Vorſchmack davon war in mir, als ich beſtimmte, daß Ihr jene Siegel nach meinem Tode erſt brechen ſolltet, denn iſt der Tod in ein Haus getreten, dann ſenken ſich zum letzten Male die Gedanken der Zurückgebliebenen wie ein Schwarm Vögel auf den Verſtorbenen, um dann auseinander zu fliegen und nur vereinzelt hie und da noch wiederzukehren an ſein Grab. Ich habe mir alſo gedacht in dem Augenblick, wo Eure Gedanken zum letztenmal um mich verſammelt ſind und in der Stunde der beſten Empfänglichkeit Euch nochmals und zwar zum letzten Male, anzureden.

Ich gedenke noch nicht ſo bald zu ſterben, aber ich hoffe in Bereitſchaft zu ſein, wenn es geſchehen muß. Mein Wunſch iſt lange zu leben, denn nur ein langes Leben kann alle Keime zur Reife bringen, die ich in mir trage. Mein Leben iſt außerdem reich und ſchön an ſich. Die herrliche Fantasmagorie, deren

Mittelpunkt ich bin, zu ſehen, werde ich ſchwerlich jemals müde werden. Ich bin der Erzeuger dieſer Fantasmagorie, ſie iſt nicht die Welt, aber ſie iſt doch das, was mir gehört von der Welt. Sie iſt mein bewußter Schöpfungsanteil und wird verblaſſen, ſobald meine Kraft zu ſchaffen nachläßt. Ich lebe gern, das will heißen, ich liebe gern und ich leide gern. Dabei faß ich nur das unter ‚Leiden‘, was die aufrechte Perſönlichkeit nicht zerſtört. Wenn dieſe zerſtört iſt, ſo treten die großen Dämonen in ihr Recht, und aus ihren eiſernen Banden befreit nur der Tod. Sind wir erſt ihnen überliefert, ſo haben wir nichts mehr mit uns zu tun und unſere wahrhaft irdiſchen Geſchäfte, die auch zugleich unſere wahrhaft himmliſchen waren, ſind uns entrückt. Es iſt uns ganz die Verfügung genommen und ob über irgend etwas noch fernerhin zu verfügen iſt, das werden die Erben ſpäter Jahrhunderttauſende vielleicht einſtmals wiſſen. Hier ſetzt mein Glaube ein, und von dieſem Glauben rede ich ſpäter.

Es iſt ſehr wohl möglich, daß von den Keimen, die ich in mir trage, nicht einer mehr zur Entwicklung gelangt und daß die Perſönlichkeit in mir nicht mehr Zeit gewinnt, ihre Angelegenheiten zu ordnen, bevor ſie in die Gewalt der Dämonen gerät. Eine Vorbereitung für dieſen Fall gibt es nicht, denn ſolange Perſönlichkeit iſt, drängt ſie zur Vollendung. Wollt Ihr aber nunmehr erfahren von meiner Perſönlichkeit, ſo hört nun weiter dies und das, was ich von ihr weiß. Stets war ſie voller Bewegung und gleich einem unverlaſſenen Hauſe, das Leben flutete ungehindert herein und hinaus, die Winde kamen und gingen und mit den Winden die Vögel, die Schmetterlinge, der Duft von Blüten, der treibende Schnee, der ſcharfe Froſt und der warme Frühling. Und Schiffe mit allerlei Wimpeln kamen auf einem Strome geſchwommen, der auch durch das Haus floß. Sie kamen und gingen und ſegelten fort, dem

Meere zu. Aber was auch hereintrat in mein Haus, es blieb immer nur eine kurze Weile und mußte fort. Ich will jetzt das Bild von dem Hauſe nicht weiter treiben, denn es kann das bewegliche Leben einer Perſönlichkeit nicht verkörpern. Bis zu welchem Grade alles darin in Bewegung iſt, kann man ſchwer deutlich machen. Die eigentliche Lage, darin der Menſch ſich befindet, erkennt er am beſten, wenn er auf einem Schiffe auf hoher See iſt. So empfindet ſich auch die bewußte Perſönlichkeit. Sie ruht auf den Wogen und wird von den Wogen geworfen wie das Schiff. Das iſt ihre erſte Bewegung. Sie hat eine Zielſtrebigkeit wie das Schiff, und das iſt ihre zweite Bewegung. Sie hat Paſſagiere wie das Schiff, die ununterbrochen ſich umeinander, ſich gegeneinander, ſich miteinander bewegen und von denen jeder ein eigenes Ziel hat, das iſt die dritte Bewegung. Die Perſönlichkeit hat ihren Kapitän wie das Schiff, der dem Ganzen zu dienen ſucht, indem er das Ganze beherrſcht. Ich bin an den ſeligſten Inſeln gelandet, ich bin im Hafen des Paradieſes gelegen, und wie ich den himmliſchen Boden betrat, empfand ich ſchon bitter den Schmerz der gewiſſen Trennung. Ach, laßt uns ein wenig auf den ſeligen Inſeln weilen, wo ſeltſame Vögel den reinſten Hauch Gottes ausſtrömen in Liedern von ſinnverwirrender Süße. Und warum ſind ſie ſo ſüß und warum brennen die Tränen in Deiner Luſt, wenn Du ſie hörſt? (Amalfi). Weil es darin nicht heißt: Hier kannſt Du weilen, Du biſt hier daheim, ſondern weil es nur immer klingt daraus: Du biſt heimatlos und mußt nun ſogleich wieder in die Fremde.

Aus dem Tagebuche eines Edelmannes

(Fragment)

Vor mir liegen die Aufzeichnungen eines Mannes, der nicht mehr iſt. Sie erſtrecken ſich über fünfzehn und mehr Jahre und berühren ſo viele Ereigniſſe des Lebens, daß der Eindruck verwirrend iſt. Das Leben auch nur eines Menſchen iſt unerſchöpflich; man kann, um beſtimmte, zuſammenhängende, überſichtliche Formen zu erreichen, kaum mehr tun als der Chemiker, der einen Faden in eine geſättigte Lauge taucht, damit ſich Kriſtalle daran abſetzen.

Man könne nicht mehr tun, ſagte ich; und dabei erinnere ich, daß auch das Leben ſelber nicht anders verfährt. Indem ich die Tagebücher des verſtorbenen Herrn v. J. durchgehe, finde ich ſogar dieſes Verfahren angewendet und bemerke, daß vieles darin Ausgeſprochene ſich um den Faden der Liebe herum zuſammenſchließt. Ich brauche daher nichts zu tun, als den Anfang oder das Ende dieſes Fadens zu ſuchen und die kriſtallene Schnur ins Trockene zu ziehen.

Der Edelmann ſchreibt:

Dezember 18 ... Merkwürdig! Die letzten acht Jahre meines Lebens erſcheinen mir wie ein Tag, dagegen die Zeit von vorgeſtern zu heut mir wie zehn Jahre und länger vorkommt. Mir iſt, als wäre mein Reiſewagen bei klarem Wetter immer allmählich hügelan gerollt, ſo daß die zurückgelegte Strecke von ihrem Ausgangspunkte an immer unter meinen Augen blieb, und plötzlich habe der Weg eine Biegung gemacht auf eine Art chineſiſcher Mauer zu, die Kutſche ſei durch ein Tor gerollt und dieſes habe ſich dann, ſobald ſie hindurch war, für immer geſchloſſen und alles hinter mir verſperrt.

Das hochverſchneite Gutshaus, darin ich dies ſchreibe, wird von mir, meiner Frau und meinen Kindern bewohnt; nicht zu

vergeſſen einige nahe Verwandte, die den öſtlichen Flügel für ſich benützen. Heute um die Dämmerung kam ich unten im Bahnhofe an, der tiefer im Tale liegt; meine Frau, meine Kinder empfingen mich, und die ausgeruhten, vierjährigen Litauer, die ich erſt vor ſechs Wochen gekauft habe, zogen den Schlitten, darin wir, in Pelzwerk wohl eingemummt, beieinander ſaßen, mit Schellengeläute das Gebirge hinan. Weihnachten ſteht vor der Tür. Die Kinder lachten, forſchten mich nach Geſchenken aus, neckten und ſtreichelten mich, indes meine Frau ſich an mich ſchmiegte und im Gefühle, mich wieder zu haben, ein geſichertes Glück genoß.

Was biſt denn du für ein Menſch? ſprach ich zu mir, äußerlich doch derſelbe; denn die Gattin und die Kinder erkennen dich ganz für den an, der du geweſen biſt. Sie ſind erfüllt von dem Jubel des Wiederſehens, und dir ſitzt der Schmerz des Abſchiedes wie ein unbeweglicher Stachel tief in der Bruſt. Warum wärmt dich das volle und ahnungsloſe Vertrauen dieſer hingegebenen Herzen nicht, ſondern erzeugt vielmehr einen ratloſen Schrecken in dir, wie etwas Furchtbares? Kannſt du nicht ganz gewaltſam der Mann und Gatte und Vater von ehedem wieder ſein und in die vollkommene Harmonie dieſer Seele einſtimmen?

Nein; es war, als habe irgendwo gegen die leichentuchartigen Schneeflächen der Talabhänge oder vor dem klaren und funkelnden Nachthimmel ein rieſiges Haupt ſeine ſchweren Locken geſchüttelt, kurz ehe mein Blick es treffen konnte. Es geht nicht an; du biſt für ſie tot, und ſie ſind für dich tot.

Ich kam aus Berlin. Ich hatte einen äußerſt langwierigen Erbſchaftsſtreit zu einem überraſchend glücklichen Ende geführt. Meine Frau, aus einem begüterten Hauſe ſtammend, hatte doch, als eine von vielen Töchtern, nicht ſo viel in die Ehe gebracht, daß wir mit dem, was ich als fünfter Sohn eines ſchlichten Landedelmannes beſaß, ſorgenlos hätten leben können. Nun auf

einmal waren wir hinsichtlich unseres Durchkommens sorgenfrei. Für mich bedeutete das nicht allzuviel, für meine Frau, die von Natur aus geneigt war, sich Sorgen zu machen, desto mehr. Die Freude über den großen Vermögenszuwachs steigerte ihr für gewöhnlich ernstes Wesen schon während der Fahrt zu einer Art Ausgelassenheit. Sie sagte mir, zu Hause angelangt, unter der freundlichen Lampe, im warmen Zimmer, indem sie sich an mich schmiegte, ich solle fortan keinen Anlaß mehr haben, sie wegen Sorgen und Trübsinns zu schelten, denn nun sehe sie meine Zukunft und die der Kinder gesichert nach Menschenmöglichkeit. Plötzlich stutzte sie aber und fragte mich, ob ich unpäßlich sei. Ich verneinte das. Allein so viel ich mir nun auch Mühe gab, wenigstens diesen Abend noch der Alte zu scheinen, bemerkte ich doch, daß sie beunruhigt blieb und wie in uneingestandener Angst vor irgendeinem drohenden Unheil ihre häuslichen Obliegenheiten verrichtete.

Ich habe unter anderen Schwächen auch diese in meiner Natur, nichts Wesentliches verbergen zu können. Es kam dazu, daß, von dem Augenblicke an, wo meine Frau und ich einander gefunden hatten, Wahrhaftigkeit zur Grundbedingung unserer Beziehung gemacht worden war. Als ich daher mit der Lüge im Herzen nach einer ziemlich peinvollen Nacht mich erhoben hatte und meine Frau mit schmerzlicher Dringlichkeit mich geradezu nach der Ursache meines veränderten Wesens fragte, so bekannte ich ihr, wie in der Tat ein Ereignis in mein Leben getreten sei, unerwartet und unabweisbar, von dem ich nicht wissen könne, ob es sich werde aus unserem gemeinsamen Leben wieder austilgen lassen. Und nun ergriff ich entschlossen und wie unter einem Zwange gleichsam das Messer des Operateurs und trennte mit einem grausamen Schnitte zum größten Teile die Vernetzungen unserer Seelen, indem ich erzählte, daß ich einer Leidenschaft zu einem anderen Weibe wie einer schweren, vielleicht unheilbaren Krankheit verfallen sei.

Sie glaubte mir nicht. Und jetzt, wo die Wunde geriſſen war und blutete, verband ich ſie, und um die Frau, die ich faſt ſo ſehr liebte als mich ſelbſt, am Leben zu halten, gab ich ihr allerhand Stärkungsmittel und behandelte ſie in jeder Beziehung wie ein verantwortungsvoller Arzt. Ich gab mir den Anſchein, als nähme ich nun plötzlich die Sache leicht, als habe ich wirklich nur einen Scherz gemacht, ſchnitt aber doch, mit „wenn" und „vielleicht" das Unheil ins Bereich des Möglichen ziehend, verſtohlen weiter Fäden entzwei, bis die arme Patientin im Fieber lag und alsbald mit ihrem Fieber mich anſteckte.

Ich habe ihr nun zum zwanzigſtenmal geſagt, es ſei, um uns nicht in der erſten Verwirrung unſerer Seelen zugrunde zu richten, nötig, den ganzen Konflikt auf einige Stunden wenigſtens als nicht vorhanden zu betrachten, und bin dann heraufgeeilt, um ſchreibend für einige Zeit die Sachen kühl und als fremde zu ſehen und ſo, wenn auch vorübergehend nur, ihrer Herr zu ſein.

Nachmittags. Es will ihr nicht in den Kopf; und wie ſollte ſie auch, nach dem, was wir einander geweſen ſind und miteinander durchlebt haben, glauben, daß ich ihr unwiderruflich und unwiederbringlich verloren ſei; ſie wollte den Namen des Mädchens wiſſen oder der Frau, die es mir angetan habe, und als ſie ihn, hin- und herratend, endlich erfuhr, fiel ſie erſt recht aus allen Himmeln herab, denn ſie begriff es nicht, daß ein ſo unbedeutendes, oberflächliches Menſchenkind, wie ſie meinte, mich feſſeln könne. Sie meinte, es würde ſie nicht gewundert haben, wenn irgendeine reife und bedeutende Frau — ſie nannte Namen — mir Eindruck gemacht hätte; aber dieſes unbeſchriebene Blatt, dieſes halbe Kind ohne jede Erfahrung und ohne Charakter, wie ſie es kannte, ſich als Rivalin zu denken, verletzte im Innerſten ihren Stolz. Es iſt nicht unedel, ſondern durchaus nur natürlich, daß ſie mit ſtarker Geringſchätzung und entrüſtet von dem Mädchen ſprach und ihr alle erdenklichen Fehler andichtete:

Zynismus, Verliebtheit, Vergnügungssucht, und daß sie für ganz unmöglich erklärte, ein so nichtssagendes, leeres Frauenzimmer könne Sinn und Verständnis für meine Art und Bedeutung haben. Sie täuscht sich vielleicht.

Seltsam, mir wird sogleich um einige Grade leichter zumute, wenn von der Geliebten, sei's auch im bösen, überhaupt nur die Rede ist. Ich verteidige sie nur wenig; denn es liegt mir gar nichts daran, daß andere sie für etwas Besonderes halten; im Gegenteil, so habe ich sie desto mehr und ausschließlich nur für mich.

Ich sehe übrigens ein, daß ich als Mann und Familienvater alles Erdenkliche aufzuwenden schuldig bin, um mich von dieser leidenschaftlichen Raserei zu befreien. Aber die Stärke, mit der sie von meinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hat, läßt wenig Hoffnung nach dieser Richtung; dagegen leuchten andere Hoffnungen in mir auf und erneuern die Welt mit der Kraft eines unerhörten, göttlichen Feuerwerks und decken paradiesische Gegenden auf mit unbekannten, himmlischen Lockungen.

Ich bin mehr als dreißig Jahre alt. Von meinen Kindern ist das älteste ein Junge von acht, das zweite ein Junge von sechs, das dritte ein Mädchen von kaum zwei Jahren. Vier Jahre war ich verlobt, woraus hervorgeht, daß ich zu denen gehörte, die warten können, und daß ich jung in die Ehe kam. Meine Frau ist drei Jahre älter als ich. Ich glaubte in dieser ganzen Zeit der Verlobung und Ehe durchaus nichts anderes, als daß nun mein ganzes Leben, und zwar bis zum letzten Atemzuge, in diesem Verhältnisse gebunden sei. Außerhalb dieses festgefügten Familienweltsystems, wo meine Gattin für mich die Sonne, die Kinder und ich Planeten darstellten, lag für mich nichts, was sein Bewegungsgesetz auch nur von fern zu verändern in der Lage war. Heute, obgleich der alten Sonne noch nahe, bewegte ich mich doch nur noch scheinbar um sie, in Wahrheit bereits um ein neues Gestirn.

Es ſoll alſo nun meine Aufgabe ſein, mich aus der neuen Bahn in die alte wieder hineinzuretten.

Ich will es mir eingeſtehen, daß dieſes Beginnen kein leichtes iſt. Ich vollende dieſes Geſtändnis und füge hinzu, daß ich meinen Kräften nach dieſer Richtung vollkommen mißtraue. Es iſt eigentlich gar nichts Feſtes in mir, nicht einmal Reſte von dem, was man Charakter nennt. Der entſchiedene und gewiſſe Bau meiner Seele ſcheint von reißenden Waſſern unterwühlt und hinweggeſpült, ſo daß ich ſtatt feſter Türme, Mauern, Gemächer und Stockwerke nichts als ſchwimmende Trümmer erblicke. Was ſoll ich tun? Ich ſehe zu. Ich ſtehe in der Gewalt eines Naturereigniſſes, das um ſo furchtbarer iſt, weil es äußerlich niemand bemerken kann. Ich ſehe zu und hoffe und warte auf ein Wunder.

Mein ganzes Weſen befindet ſich in der Umbildung. Worauf ſoll ich fußen? Mitunter kommt mir das ganze, ungeheuer verwegene Spiel, das ich zu ſpielen gezwungen bin, in ſeiner Unerhörtheit zum Bewußtſein und dann, muß ich ſagen, ſchaudert es mich. Ich frage, wie wird der Ausgang ſein? und weiß darauf durchaus keine Antwort. Bringt mir doch einen Arzt. Ihr ſolltet doch wiſſen, daß der Zuſtand, dem ich verfallen bin, ganz unabhängig von meinem Willen iſt. Wenn ich ein Gift auf die Zunge nehme, ſo kann ich nicht hindern, daß es mein Blut zerſetzt und meine Maſchine zum Stillſtande bringt. Man flößt mir Wein durch die Gurgel und ich werde betrunken: mein Wille leiſte auch einen noch ſo entſchloſſenen Widerſtand. Ebenſo iſt es vergeblich, mit dem Willen gegen den Typhus zu kämpfen, ſobald er, und zwar in ſtarker Form, uns einmal ergriffen hat. Wir müſſen uns ſeinem Verlaufe unterwerfen und anheimſtellen, ob wir davonkommen oder zugrundegehen.

Am 13. Dezember, vormittags.

Soeben ſprach mein Bruder mit mir. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß etwas zwiſchen uns iſt, was den Geiſt, den Frieden, das Glück unſeres Hauſes in Frage ſtellt. Was ich ihm aufklärend ſage, nimmt er, obgleich vom ſelben Blute wie ich, doch nicht ernſt. Er betont immer wieder, es ſei ja vielleicht nicht ſo unerhört, daß ein Mann in meinen Jahren ſich nochmals verliebe, aber man könne doch über die Art, wie ein ſolcher Konflikt zu löſen ſei, nicht im Zweifel ſein. Ich bin anderer Meinung. Er widerſpricht und wir redeten ſtundenlang hin und her, ohne am Schluſſe einig zu ſein. Er fragt auch, was ich beginnen wolle und bezeichnet es als unmöglichen Wahnſinn — wie es mir denn auch beinahe erſcheint! — mein gegründetes Hausweſen, die Frau und die Kinder zu verlaſſen und planlos davonzuziehen, in eine abenteuerlich-dunkle Zukunft hinein. Allein, noch während mir davor grauſt, vor der Unzuverläſſigkeit und Wandelbarkeit der eigenen Natur und ihrer Härte, jubelt es plötzlich in mir auf, ſo daß ich auf einmal nicht anders kann und von meinem neuen Glücke zu reden anfange. Ich reiße, ſelbſt hingeriſſen, den Bruder fort und merke ihm an, daß die trunkenen Schilderungen ſchon genoſſener und noch bevorſtehender wilder Glückſeligkeiten der jungen Liebe ihn völlig einnehmen, bis er mit mir zu ſchwärmen beginnt und ſeine Abſicht, mich umzuſtimmen, vorübergehend gänzlich vergißt.

Nachmittags. Ich habe ein unbeſtimmtes Gefühl davon, daß ich meiner Umgebung wie ein Kranker erſcheinen muß, vor allem meiner geliebten Frau, mit der ich faſt ununterbrochen zuſammen bin. Das unſichtbare Ereignis bildet ein neues Band zwiſchen uns, und indem wir darüber reden, verſchränken ſich unſere Seelen mit einer ſeit Jahren abhanden gekommenen Innigkeit. Oftmals grauſt mir vor dem, was ich ausſpreche; zeigt es doch meiſt die Verblendung durch Leidenſchaft mit allergrauſamſter

Offenheit, während es gleichzeitig auch verwirrend iſt und nach Wahnſinn ſchmeckt. Es iſt ja der Wahrheit gemäß, wenn ich ſage, daß gleichſam ein Quell der Liebe, der meine ganze Welt übernetzt, in mir zum Durchbruch gekommen iſt. Es iſt ja wahr, daß in mir das „Seid umſchlungen, Millionen" ſingt und klingt und dabei meine Frau für Hunderttauſende gilt. Es zieht mich zu ihr, ich liebe ſie. Wenn das Innerſte zweier Seelen ſich berührt, ſo gibt es eine phyſiſch deutlich empfundene, letzte Einigkeit, und ich glaube nicht, daß ich während der ganzen Dauer unſeres Verhältniſſes es je mit gleicher Stärke empfand. Und doch! Wie ſoll ſie es mit der unausbleiblichen Loslöſung in Übereinſtimmung bringen, von der in gleichem Atem die Rede iſt? Während ich rede, raunt es in mir: Gewiß, du liebſt ſie wie eine Sterbende. Ich erſchrecke und beſorge mich, dieſe nüchterne Stimme nicht laut werden zu laſſen.

Meine Frau und ich, wir tanzen in dieſen Winterſtunden einen gefährlichen Tanz. Wir laufen treppauf, treppab hintereinander her, umeinander herum, ſuchen einander im Reden und umſchlingen einander ſchweigend in qualvoller Innigkeit. Was um uns vorgeht, beachten wir nicht. Es iſt kein Winter um uns, kein Sommer um uns. Wir haben kein eigenes Dach über uns, keinen eigenen Grund unter unſeren Füßen. Keine Freunde haben wir mehr, keine Geſchwiſter, keine Kinder. Die unerledigten Korreſpondenzen häufen ſich. Nicht ein Brief wird beantwortet. Wir haben keine Geſchäfte, keine Intereſſen, keine Pflichten. Weihnachten ſteht dicht vor der Tür. Wir klammern uns nur aneinander wie Menſchen, die über Bord gefallen ſind und ſich retten wollen. Meinethalben, ſie wollen einander retten; aber der eine kann ſchwimmen, der andere nicht; und während der Schwimmer den anderen packt, befällt dieſen die Todesangſt, er klammert ſich, dieſen beengend und feſſelnd, verzweiflungsvoll um den Schwimmer, und jählings beginnt jener letzte Kampf, der alle Menſchen zu Feinden macht.

Der Sieg wird bei mir nicht ſein, das fühle ich. Dennoch werde ich freiwillig untergehen, wenn es mir nicht gelingen ſollte, „ſie" an das Ufer des Lebens zu ziehen.

Am 14. Dezember. Vormittag.

Immer wieder gerate ich in Staunen über die vollkommen veränderte Art und Weiſe, womit ich meine nächſte Umgebung auffaſſe. Eines Tages erblickte ich bei einer Gebirgspartie von oben her dieſes Tal und dachte, hier wäre gut Hütten bauen. Entzückt und begeiſtert ſtieg ich mit dieſem Gedanken durch Wälder und über Wieſenpfade hinab und hatte binnen wenigen Stunden das Gutshaus mit dazugehörigen Ländereien, Grasflächen, Buchenhainen und Quellen käuflich an mich gebracht. Noch erinnere ich mich der unendlichen Freude von Frau und Kindern, als wir den ſchönen Grund unſer Eigen nannten und angefangen hatten mit dem Umbau des alten, verfallenen Kaſtens, der nun, aufs ſchönſte verwandelt, dieſes behagliche Landhaus geworden war. Ich dachte nicht anders, als daß keine Macht der Welt mich bis zum Schluſſe meines Lebens von dieſem paradieſiſchen Fleckchen Erde mehr trennen könne, wo eine große und einfache Bergnatur uns umgab, die geeignet war, den wilden und häßlichen Cancan unſerer modernen Kulturraſerei vergeſſen zu machen. Ich hatte dies ganze Haus Jahre vorher aus wünſchlichen Träumereien in meiner Seele liebevoll aufgebaut, und während es, jedermann ſichtbar, wirklich erſtand, wochen- und monatelang dem Maurer auf ſeine Kelle, dem Zimmermann auf die Axt, dem Tiſchler auf ſeinen Hobel geſehen. Jedes Möbelſtück in der freundlichen Zimmerflucht hatte ich ſelbſt gekauft und geſtellt, und es hing kein Bild an den Wänden, wozu ich nicht eigenhändig die Fuge für den Nagel geſucht und einige Nägel mit ungeduldigem Hammer gekrümmt hätte. — Wie ſah mir nun alles auf einmal fremd und geſpenſtig aus!

Ich habe mein Buch, dahinein ich dies ſchreibe, auf mein altes Stehpult am Fenſter gelegt; mich umgibt ringsum meine liebevoll aufgeſtapelte Bücherei, die von Adalbert v. Chamiſſo an deſſen Werke ich mir mit elf Jahren erſtanden habe, bis zum Zarathuſtra herauf den Weg meines ſuchenden Geiſtes durch die Jahrzehnte kennzeichnet. Stiche, Abgüſſe griechiſcher Büſten, Photographien, allerhand Reiſeerinnerungen liegen umher, und alles das bedeutet auf einmal für mich nicht mehr als der Inhalt einer Rumpelkammer.

15. Dezember. Nachmittags.

Der heutige Tag hat mir den furchtbaren Ernſt meiner Lage gezeigt, die ganze Zerrüttung meiner bisherigen häuslichen Exiſtenz. Der Kampf zwiſchen meiner Gattin und mir nimmt Formen an, die an Wahnſinn ſtreifen. Ich höre von ihr bittere, ſchiefe und ungerechte Worte, die ich vergebens zu widerlegen ſuche. Ich ſtoße ſelbſt bittere und ungerechte Worte aus, die ſichtlich eine quälende, ja marternde Wirkung ausüben. Es kommt ſoweit, daß meine Frau einen ihrer hyſteriſchen Anfälle bekommt und in ſchrecklicher grotesker Weiſe zu tanzen beginnt. Das iſt die Gefahr! Ein Zug der Schwermut war ihr bereits als Mädchen eigen. Damals erhöhte er ihren Reiz. Hernach kamen Monate, Jahre, wo dieſer Gemütsausdruck ſich auf mich übertrug und mein an ſich heiteres Weſen in ſteter Abhängigkeit erhielt. Unſere Kinder waren einander ſchnell gefolgt und das Abnorme der Zuſtände vor der Geburt und nach der Geburt hatte die Mutter ſehr angegriffen und ſie gegen allerlei Einwirkungen, die das Gemüt berührten, faſt wehrlos gemacht. Ich bin jünger als ſie und war zu einer Zeit in den ſogenannten Stand der heiligen Ehe getreten, wo junge Menſchen gewöhnlich ihr Leben in Freiheit zu genießen beginnen. Aber was geht mich das alles in dieſem Augenblick an, und was ſoll es damit? Will ich mich

vor mir ſelbſt entſchuldigen? Das brauche ich nicht. Ich fühle in jedem Augenblick, daß ich recht habe und daß mir übrigens nichts an Schmerzen erſpart bleiben wird in natürlicher Folge des erſten Schritts meiner Zukunftswanderung, gerade ſo wenig mir etwas erſpart blieb in der Vergangenheit. Sie kann nicht ſchreiben, ſie kann ſich nicht mitteilen; weshalb ſoll ich unedel ſein und Anklagen in ein Buch ſetzen, die vielleicht ſpäter jemand lieſt, und ohne daß die Angegriffene Gelegenheit findet, ſich zu verteidigen? Sie litt mehr als ich... leidet mehr als ich! — Wer leidet wohl mehr als derjenige, der ſein Leiden in ſich einſchließen muß? Ich ſah dieſes Leiden, wenn ſie in wortloſer Grübelei unruhigen Schrittes hin- und herlief, von einer Zimmerecke zur andern, wie ein Gefangener im Kerker. Sie ſagt, ich habe nur immer für die Mängel ihrer Natur ein Auge gehabt, etwas Gutes ihr niemals zugetraut, ihr Weſen klein gemacht und erdrückt; das letztere tat ich möglicherweiſe unbewußt, aber daß ich das Reiche, Gute in ihr zu würdigen wußte, kann außer ihr, wenn ſie im Zuſtand der Verdüſterung iſt, niemand bezweifeln. Vergeblich beweis ich ihr in der Hitze des Streites das Gegenteil: Du haſt mich, ſage ich ihr, als einen nichtsbedeutenden, armen Menſchen mit Entſchloſſenheit aufgegriffen. Dein Charakter war ſo, daß Du der leidenſchaftlichen Einreden Deiner Verwandten nicht geachtet haſt. Sie hielten mich alle für einen Tagedieb ohne Ausſichten, Du glaubteſt an mich. Du eröffneteſt mir mit Deiner Liebe und Deiner Freigebigkeit die Welt und bekannteſt Dich zu mir, trotzdem Du deswegen Spott genug zu erdulden hatteſt. Ich ging einen Weg, der, im Sinne der Anſchauung unſerer Väter, keiner war; denn was iſt ein Menſch in den Augen eines feudalen Herrn, der ſich in ſeiner Geſinnung ziemlich offen neben Enterbte und Unterdrückte ſtellt und ſich mit Humanität und Idealen befaßt, ſtatt nach Rang, Gold und Titel zu ſtreben. Wenn ich dieſes und ähnliches zu

ihr geſagt hatte, wiederholte ſie doch ganz unentwegt, ich wiſſe das Gute in ihr nicht zu würdigen. Ich gehe fort. Nicht nur, weil ich muß und weil ich das Gefühl einer ſchweren Verſäumnis in mir trage, ſondern weil ich einſehe, daß unſer Zuſammenſein uns derart an Hals und Kragen geht, daß es uns binnen kurzem vernichten muß. Wie ſie behauptet, ſieht ſie das ein. Wir haben verabredet, daß ich die nächſte Zeit fern von ihr und auch fern von der anderen zubringen ſoll. Ich ſoll den Verſuch machen, ob es mir für mich ſelbſt gelingt, in ſtillem, ganz ungeſtörtem Kampf den geliebten Friedensſtörer aus meinem Inneren hinauszudrängen. Gereiche es uns zur Beſchwichtigung! Jedenfalls gewinnen wir Zeit, und ich habe das klare Gefühl, daß, wenn alles heilſam verlaufen ſoll, es zunächſt darauf ankommt, Zeit wirken zu laſſen. Die Einſamkeit iſt auch verlockend für mich! Klingen mir doch die Worte anderer wie ein rohes, gemeines Geräuſch, ſofern ſie nicht auf die Geliebte Bezug haben, und wenn ſie Bezug haben, ſo reißen ſie unaufhaltſam in die Zerrüttung hinein: alles entfremdet, entfernt von dem einzigen Gegenſtand, der meine Einſamkeit ganz erfüllt. Und außerdem, was das Wichtigſte iſt, ich werde ihn, eh ich die Probewochen und -Monate über mich nehme, wiederſehen.

Am 18. September.

Seit geſtern bewohne ich ein ſogenanntes möbliertes Zimmer in Berlin. Es iſt, wie dieſe Räumlichkeiten immer zu ſein pflegen, ekelhaft. Ich gelange zu meinem Tuskulum durch einen engen, nach Mänteln und Schuhwerk riechenden Korridor, den zuweilen noch Küchendüfte und fettige Dünſte ſchwängern, die Huſtenreiz auslöſen. Auf dieſe Weiſe fängt ein beſonderes Martyrium für mich an.

Ich bin doch eigentlich ſehr verwöhnt, und indem ich beſonders um dieſe Jahreszeit, wo Weihnachten vor der Tür iſt, ein

behagliches Heimweſen aufgebe, wo alles darauf geſtellt war, mir Gutes und Liebes anzutun, wo alles meinen Gewohnheiten, Wünſchen und Neigungen ſchmeichelte, leiſte ich etwas. Ich weiß nicht, was für einen entſetzlichen Stil dieſe ſchwarzlackierten, mit gepreßtem, rotbraunem Plüſch überzogenen Möbel repräſentieren wollen. Ich weiß überhaupt nicht, warum ſie da ſind, und die Öldrucke an den Wänden, in protzigen Goldleiſten, und die Papierblumen und die dick verſtaubten Makartbuketts und das ſchreckliche bric à brac an Nippes, kleinen Vaſen, japaniſchen Fächern, geſtickten Deckchen uſw., denn ich würde lieber in dem gut geſcheuerten Zimmerchen eines Katners, ja in einem Samojedenzelt wohnen, als in einer ſo unbegreiflich reizloſen Räumlichkeit.

Nun, was habe ich weiter damit zu ſchaffen! Wenn ich die Feder abſetze, mit der ich in dieſes Buch ſchreibe, nehme ich meinen Mantel um, ſtülpe den Hut auf den Kopf und begebe mich in die Winternatur hinaus, hinaus vor die Stadt an die weitgedehnten, gefrorenen Havelſeen, und zwar nicht allein. Ich werde dabei die Stimme meines Mädchens hören, das luſtige Geläut ihres Lachens, werde ihren energiſchen Gang, ihre aufrechte Haltung bewundern und im Bewußtſein ihrer Gegenwart ein anderer ſein. Am Rande der Seen werde ich Schlittſchuhe an ihre kleinen Füße legen und die meinigen desgleichen auf Schlittſchuhe ſtellen, und wir werden ſtundenweit über das Eis dahinſchweben, wie in einem ſeligen Tanze, losgelöſt von der ganzen überflüſſigen Welt, mit uns allein.

Als ich ſie geſtern traf, verabredetermaßen auf einem großen belebten Platz, nach ihrer Muſikſtunde, war ich im erſten Augenblick beinahe enttäuſcht. Ihr Bild war in meiner Phantaſie dermaßen ins Überirdiſche gewachſen, daß die reizvollſte Wirklichkeit es dennoch entthronen mußte. Kaum aber waren wir eine Viertelſtunde nebeneinander hingewandelt, ſo trat ihre ganze

ungebrochene, ſpannkräftige Jugend wieder in Kraft und riß mich hin, von einem zum andern überſchwenglichen Augenblick.

Sie iſt eher groß als klein. Ein kindlicher Kopf auf ſchlankem Halſe, ſchmale, kindliche Schultern, Hüften, die ſchon das Weib verraten. Sie beugt das Haupt nicht nach vorn, wenn ſie grüßt, ſondern wirft es zurück, ſo daß ihre großen, trotzigen Augen kühn hervorſtrahlen, mit einem graden, entſchloſſenen Blick. Ihr Händedruck iſt bieder und feſt. Man fühlt den Freund, nicht wie bei anderen Frauen nur die molluskenhaft weiche Hand. Ein Fluidum ſtarken Vertrauens geht von ihr aus, ohne Zweifel und Frage, das von ſtaunenerregender Schönheit iſt.

Nach einem ſolchen Vertrauen hab ich geſucht. Ich laſſe dahingeſtellt, inwieweit wir berechtigt ſind, blindes Vertrauen in Sachen der Liebe zu beanſpruchen. Jedenfalls ſchrie mein Herz danach. Ich war gewöhnt vom Tage unſerer Verlobung an, mit meiner erſten Braut Erwägungen über Erwägungen anzuſtellen über „ob" und „wie" und „wann" und „wie lange", über Abſichten und Ausſichten, über Hoffnungen und Befürchtungen, über „warum" und „darum", „deshalb" und „weil". Tagelang hatte der Kopf mir geſummt, und wenn ich, der Kräfte meiner beſonderen Art gewiß, nicht imſtande war, meiner Geliebten deutlich zu machen, nach welcher Art von Erfolgen ſie hinſtrebten, zu welchem Ziel, ſo ſchloß ich und bettelte um Vertrauen. Habe Vertrauen, ſorge dich nicht, was kann uns paſſieren, ſagte ich zu meiner Braut, ſolange ich dich habe und du mich haſt? Darüber hinaus wird ſchwerlich ein Glück zu erjagen ſein. Aber ſie ſpornte, trieb an, ließ ſich durch Ratſchläge anderer antreiben, durch Befürchtungen anderer ängſtigen, betonte den Optimismus als eine Schwäche meiner Natur, mein illuſioniſtiſches Weſen als ſchweren Mangel, wennſchon es auch wiederum das, was ſie an mir liebte, war.

Ihr Bruder, erzählt Johanna, habe sie oft als sechs- oder siebenjähriges Kind auf Tische oder Schränke gestellt und ihr befohlen, herunterzuspringen: das habe sie dann auch sofort und unweigerlich beim ersten Wort des Kommandos getan, und wenn der Schrank noch so hoch gewesen sei, die Gefahr, sich zu schädigen, noch so groß. So entschieden war ihr Vertrauen zum Bruder damals, der sie auch stets in die Arme auffing, daß sie blindlings, gefährlich oder nicht, das Allerverwegenste würde getan haben. Ja, es lag auch jetzt in ihrem Wesen dieser herrliche Zug von Verwegenheit. Wie dunkle Flammen umgab das Haar ihr Kindergesicht, und eine trotzige Stirnlocke fiel nieder bis auf die starken, schön geschwungenen Brauen herab.

Ich weiß nicht, wieso ich in meinem Alter plötzlich das Glück einer wunderbaren Verjüngung empfinden kann. Es ist, als tauche angesichts dieses Kindes nicht nur ein neuer Morgen, sondern ein neues Leben und eine völlig erneuerte Erde auf. Mit einemmal ist das rastlos Suchende gänzlich aus meinem Wesen verschwunden, hingenommen und aufgesaugt von einer Erfüllung, die über jedes Erwarten ist. Ich lese nichts mehr. Die hypochondrischen Grübeleien sozialistischer, ethischer, religiöser und philosophischer Essayisten erscheinen mir nur wie häßlich krankhafte Prozesse zur Vermehrung der Makulatur. Zu Zeiten erscheint mir die geistige Produktion dieser Art einem Niagarafalle von Abwässern nicht sehr unähnlich, und ich habe den Wunsch, daß irgendein bodenloser Abgrund sie für ewig verschluckt. Dies alles beschäftigt uns viel zu sehr in müßiger Weise und lenkt uns von dem einzigen, was des Lebens würdig ist, der Liebe, ab. Entzieht euch der Liebe nicht, das heißt, ergreift das Glück und verleugnet dagegen ebensowenig den Schmerz! In diesen Dingen geschieht das Aufblitzen der großen Mächte des Lichts und der Finsternis; da kommt es vor, daß ein schnelles Leuchten dem Auge nachtbedeckte Paradiese enthüllt, bis zu den Thronen, und

jäher Schmerz die brennenden Höllen der Unterwelt! Die ein anderes Leben zu leben meinen, ſind tot.

Am 19. Dezember.

Ich promenierte heute mit ihr unter den Säulen der National-Galerie, nachdem wir vorher miteinander Bilder beſehen hatten. Der Geiſt des Lebens, mit dem wir zum Überfluß noch unſer wahrhaftes Leben überfüllt hatten, wogte in uns, während wir zwiſchen den Säulen ſchritten, und es regte ſich etwas in uns, wie bei Wandervögeln erſter unwillkürlicher Flügelſchlag. Gewiß, es war ſchön! Doch es rann kalter Regen um uns her und wir dachten, wie viel ſchönere Blüten die Liebe noch treiben müßte, wenn wir ſie unter die ſüdliche Sonne verpflanzten. Wir hatten den Wunſch, in der warmen Sonne auf blumigen Wieſen, an klaren Bächen, unter ſproſſenden Büſchen und alten, rauſchenden Bäumen zu ſein. Wir wollten Narziſſen pflücken, auf Bergpfaden klettern, in den einſamen Sennen der Hirten nächtigen, balſamiſche Lüfte atmen, dem Geſange der Vögel lauſchen und Schmetterlinge mit uns und um uns in unendlicher Wonne taumeln ſehen; das wollten wir! Und obgleich ich nicht wußte, wie dieſer Wunſch zu verwirklichen wäre, labten wir uns an der Vorſtellung und berührten die unüberſteiglichen Hinderniſſe nicht, die unſeren Plänen entgegenſtanden.

Ich habe heut einen Brief von daheim. Jedes Wort darin hat blutigſte Qual aus der Seele gepreßt. Jedes Wort iſt aus einer unerhörten Beſtürzung geboren. Es ſind wenige, gleichſam weinende Zeilen einer verlaſſenen Frau. Ich ſehe den Brief, der neben mir liegt, immer wieder an und faſſe mir an den Kopf. Es iſt mir minutenlang unfaßbar, daß wirklich das Blättchen zwiſchen uns ſich auf eine ſo ſchreckliche Weiſe gewendet hat. Noch vor drei Wochen hätte ich jedermann für verrückt erklärt, der behauptet hätte, ich würde vor meinem Lebensende

aus dem Kreis meiner Ehe ausſcheiden. Es war kein Gedanke daran. Heut erfüllte mich eine unzweifelhafte Entſchiedenheit, die mich ſelber in Verwunderung ſetzte. Wäre meine Gattin vor reichlich acht Tagen, wo wir gemeinſam in Berlin waren, nicht vorausgereiſt, um das Haus für meinen Empfang inſtand zu ſetzen, würde das Entſcheidende zwiſchen mir und der jungen Johanna nicht geſchehen ſein: das heißt, wir hätten uns nicht zu längeren Wanderungen begegnen können, nicht unſere Seelen zu einer unlöslichen Einheit verbinden. Ich glaube, ſie weiß es ebenſo wenig als ich, wie es plötzlich zu dem Bekenntnis unſerer gegenſeitigen Neigung gekommen war. Die Möglichkeit einer Verbindung zwiſchen ihr, der Freien, und mir, dem Gebundenen, war mir nicht einmal aufgetaucht. Ich hätte einen ſolchen Gedanken nicht zu faſſen vermocht, ohne ihn gleichzeitig mit allen Kräften meines geſunden Verſtandes niederzuſchlagen. Dieſes Geſchöpf, mit dem Pfirſichflaum einer von Menſchenhänden noch unberührten, makelloſen Frucht, entzückte mich. Ich wurde nicht ſatt, ſie anzuſchauen, aber ich ſagte mir doch auch immer: ſie iſt nicht für dich. Wahr iſt es, ich haßte alle die, von denen ich annahm, daß ſie eine Anwartſchaft auf Johanna hätten; zählte mich unter jenen aber nicht mit. Sie hatte in ihrer luſtigen Weiſe die Namen einiger Männer genannt und in ihrem geſellſchaftlichen Kreiſe übermütig bekannt gemacht, in die ſie ſterblich verliebt war, wie ſie behauptete. Unter dieſen Namen war meiner nicht. Auch habe ich in bezug auf eine günſtige Wirkung meiner Perſönlichkeit, wenn Frauen in Frage ſind, wenig Zutrauen, ſo daß ich auch mit aus dieſem Grunde nicht in der zahlreichen Schar der Bewerber war. Als wir indeſſen eines Abends bei milder Luft das Kronprinzenufer hinuntergingen, begannen plötzlich unſere Worte einen verwickelten Sinn zu bekommen, der uns beiden gleichermaßen den Irrtum benahm, wir ſeien einer dem anderen gleichgültig, und kaum eine Viertelſtunde ſpäter hatte

die ſchlanke, junge Brunhilde ihre blitzende Rüſtung abgelegt und ſich mir auf Leben und Tod übergeben.

Ich geſtehe, ich habe nicht die leiſeſte Vorſtellung davon, wie alles ſich in Zukunft geſtalten ſoll. Ich fühle, daß ich ein tollkühnes, nahezu hoffnungsloſes Spiel ſpiele, aber gleichzeitig, daß ich nicht anders kann. Johannas Liebe iſt mir gewiß. Im übrigen aber iſt alles unſicher, ſo daß ich das Äußerſte immer erwarten muß. So oft der Depeſchenbote erſcheint, erſchrecke ich, obgleich ich täglich allerlei gleichgültige Telegramme von literariſchen oder politiſchen Freunden erhalte, denn ich zittere davor, es könnte mit meiner Frau etwas Furchtbares vorgefallen ſein. Hatte ſie doch ſchon in Zeiten, wo unſere Ehe von äußeren Fährniſſen nicht bedroht war, Wochen ſchwerer pſychiſcher Depreſſion zu überſtehen gehabt, die es notwendig machten, ihre Handlungen zu bewachen. In ſolchen Zuſtänden erklärte ſie ſich für nichtswürdig und ſchlecht und nicht wert zu leben und ging in den Selbſtquälereien ihres Kleinmuts ſo weit, daß man ſcharfe Werkzeuge und giftige Stoffe aus ihrer Umgebung entfernen und auf ihre Bewegungen, wenn ſie etwa an hochgelegene Fenſter geriet, achtſam ſein mußte. Sollte in dieſem Zuſammenhang etwas Irreparables eintreten, ſo fühle ich, daß ich, wie ich jetzt bin, trotz meiner Liebe und meiner Tendenz zur Höhe und Licht mit hinab in den Strudel geriſſen würde. In einiger Zeit vielleicht nicht mehr. Vielleicht habe ich eines Tages die Stärke gewonnen und ſei es über ein Grab. Deshalb heißt es: harre, gewinne Zeit. Ich ſchreibe deshalb meiner Frau, ich werde ihrem Wunſche gemäß nur noch ein, zwei Tage in der Nähe des Gegenſtandes meiner Leidenſchaft ſein und Weihnachten zwar nicht im Gebirge bei ihr und den Kindern verleben, aber doch ebenſo fern von Johanna in Einſamkeit. Wahrſcheinlich werde ich nach der Schweiz reiſen und in einem ſtillen, entlegenen Ort verſuchen, den Kampf zugunſten der Meinen auszukämpfen.

Zürich, am 24. Dezember. Abends halb elf Uhr.

Ich ſitze in einem engen, überheizten Hotelzimmer. Den Weihnachtstag und Weihnachtsabend habe ich in vollkommener Einſamkeit verbracht, ohne mit anderen Leuten ein Wort zu wechſeln, als mit dem Portier meines Hotels, wenn ich Briefe aufgab, mit dem Briefträger, wenn ich welche empfing, mit dem Kellner, wenn ich mein Eſſen beſtellte oder im Café eine Zeitung las. Es war unerhört, daß ich dieſen Abend wirklich nicht in meiner geliebten Heimat unter den Meinigen zubrachte. Mitunter glaubte ich wirklich, daß ich von dem Alb einer Morgenſtunde befallen ſei und binnen Augenblicken, geweckt von dem Lachen meiner Kinder, erwachen müſſe; aber nein, ich lebte. Ich lebte in jenem Zuſtand jedenfalls, den man übereingekommen iſt, Wachen zu nennen.

Und zwar war es ein Gefühl geſteigerten Daſeins, was ich empfand. Mit einer Liebesempfindung ohnegleichen wanderte meine Seele in die fernen Berge, in das verſchneite Haus zurück, wo etwas namenlos Schmerzliches unter den Lichtern des Chriſtbaums ſich zutragen mußte. Verwaiſte Kinder, eine verlaſſene Frau, durch den feſtlichen Glanz dieſes göttlichen Abends noch mehr gequält und zum Bewußtſein ihres Jammers gebracht. Wenn ich mit meinem tränenerfüllten, durch Tränen leuchtenden Herzen in den winterlich grauen Straßen ſchritt, kam es mir trotzdem vor, als lebten die Menſchen um mich her in dumpfer Erniedrigung. Sie kamen mir vor mit ihrer nüchternen Haſt und Befliſſenheit wie zu einem wimmelnden Fron verdammt, ohne jede Hoffnung auf Erlöſung. Ich dagegen war von der Hand des Schickſals berührt und ſchritt wie ein fremdes, höher geartetes Weſen durch ſie hin, das mit ihrem lichtſcheuen keller- und kerkerſeligen Daſein nichts gemein hat.

Seltſam iſt es, wie eines Menſchen Seele erwacht, wächſt und ſich ausdehnt zu überirdiſchen Maßen in der Einſamkeit.

Es entſteht ein Zuſtand, der einerſeits die ſouveräne Macht der Perſönlichkeit ſtatuiert und ihren grenzenloſen Charakter. Mir war es, wenn ich den dicken Rauch eines Cafés durchſchritt, als müßten die auf Plüſchſofas um kleine Marmortiſchchen gequetſchten armſeligen Renommiſten und Schwätzer plötzlich erſchrocken aufblicken, wie von einem Cherubglanze berührt, ſo körperlich war in mir das Gefühl einer ſchmerzhaft ſtrahlenden Helligkeit.

Zuweilen erſchrak ich über das Geſteigerte meiner Zuſtände, erwägend, daß der Philiſter ſie überſpannt und verſtiegen nennt. Ich begriff, wie nötig es für mich war, bei meiner gegenwärtigen Lage im Vollbeſitz meines Verſtandes zu ſein. Wie anders ſollte es möglich werden, meinen hoch in den aufgeregten Fluten der Liebe ſchaukelnden Nachen nach den ſeligen Inſeln ſicher zu ſteuern. Aber, wo war eine Sicherheit? Aus dem Pferch, aus der Hürde, aus jedem Hafen war ich heraus; mit der Herde und mit den ſtehenden Waſſern hatte ich nichts mehr zu tun und von dem Landfrieden nichts zu erwarten. Ich ſtand im Freien, für mich allein, auf nichts als mich ſelber angewieſen, bei meinem verwegenen Mädchenraub. Allein, was leider ebenfalls in dem Nachen der Liebe ſchaukelt, iſt mein Verſtand. Er übertreibt die Gefahren ringsum. Er zeigt mir ſo viele erbitterte Feinde, als in der Nähe und Ferne Menſchen um mich herumwimmeln. Er ſtellt es ſo dar, als ſei ich verfolgt und nährte in mir eine kindiſche Angſt vor Journaliſten, Pfaffen und Irrenärzten. Beſonders die letzte Klaſſe von Menſchen beunruhigt mich, denn ich ſehe in ihnen die herrſchbegierigen, furchtbaren Inquiſitoren der Zukunft. Ihre Theorien ſind mir nicht fremd: es wird in ihnen, wie es mir ſcheint, die Philiſtermoral als Norm aufgeſtellt und alles ſich davon Unterſcheidende als krankhafte Abweichung aufgefaßt. Die Krankheit aber wird interniert, denn der ſakroſankte Herr Pſychiater beſtreitet jedem das Recht, außer ſich ſelbſt, auf ſeine Weiſe verrückt zu ſein und frei in den Straßen herumzulaufen.

Genug davon. Ich erachte mich keineswegs für verrückt, ſondern nur für beglückt. Ich möchte den pſychiatriſchen Herren vorſchlagen, einmal ſtatt des erkrankten Menſchen den geſunden in das Bereich ihrer Unterſuchungen einzubeziehen und ſtatt irgendeiner beſonderen Krankheitsform das rein entwickelte Phänomen der Liebe zu ſtudieren. Es iſt ein Prozeß der Erneuerung; ich glaube faſt in mich hineinzuſehen, wie ſich die Molekülе, zu hurtigem Leben aufgeſtört, ununterbrochen umordnen, zu einer anderen, höher gearteten Daſeinsform. Ich bin überzeugt, daß ich mit dieſer Behauptung bei den meiſten Menſchen ein Lächeln hervorrufe. Es muß ſo ſein; denn wie ſollte ich etwa das Göttliche ſichtbar machen, was mich durchdringt, obgleich es ſein Gefäß bis zum Rande füllt.

Etwas von einem Auserwählten iſt in mir, eines heimlich über die Maßen Begnadeten, und aus dieſem Bewußtſein begriff ich die Feindſchaft der Menſchen als einen tödlichen, tiefbegründeten Haß aus Neid! Der Liebende wird von jedem beneidet, indeſſen er ſelbſt völlig neidlos iſt, denn jeder weiß, auch der, dem die Fähigkeit zu lieben abhanden gekommen oder niemals eigen geweſen iſt, daß Liebe unter den guten Dingen der Erde das allerbeſte iſt, und daß der wahrhaft Liebende mit Geringſchätzung auf ihn blickt und zu blicken Grund hat, ſelbſt wenn er ein amerikaniſcher Multimillionär oder Kaiſer wäre.

Zwei Briefe ſchmiegen ſich ſehr verträglich aneinander in meiner Bruſttaſche, und doch hat das Schickſal ewige Feindſchaft zwiſchen ihre beiden Verfaſſerinnen gelegt. Ich, der ich ſie beide im Herzen trage, zergrüble mich, von allverſöhnlichem Geiſt bewegt, warum es ſo iſt und darüber, ob es wirklich ſo ſein muß. Ich denke an Zeiten der Vielweiberei und finde die Einehe als die einzig ſanktionierte Form der modernen Geſellſchaft unzulänglich. In dem Beſtreben, unerbittlich Geſchiedenes zu vereinen, ſtelle ich Möglichkeiten, dem Weſen beſſer gearteter Menſchen

mehr entſprechende Eheformen, auf und lande ſchließlich bei dem Goetheſchen Diwanvers:

Wer ſich ſelbſt und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.

Wäre Johanna — der Name ſei hochgebenedeit! — in den Kreis meines Heimweſens eingetreten, als berechtigter neuer Geiſt, und Menſchen, zu ruhiger, ausgeglichener Schönheit gereift, hätten ſie als das Gottgegebene hingenommen, ſamt dem Schmerz, den das Notwendige auferlegt, es hätte ſich über den beglückteren Teil vielleicht ein etwas gedämpfteres Licht, über den ſchmerzlich Betroffenen aber ein viel weniger tiefer Schatten geſenkt. Mit klaren Worten: wir zwei, von der neuen Liebe Beglückten, hätten die Reſignation der zur Duldung Beſtimmten vielleicht mit einer Wärme und Treue des Herzens belohnt, die einen milden Frühling um ſie gezaubert hätte, ſtatt daß ſie jetzt in troſtlos eiſigen Finſterniſſen hauſen muß.

Gewiß könnten auch ſolche Ehen zu dreien nur bei beſonders gearteten Menſchen glückliche ſein; aber es geht nicht an, den Gedanken an ſie nur deshalb für abſurd zu erklären, weil viele mäßig entwickelte Weiberköpfe es leider tun, die nicht wiſſen, inwieweit ſie das Opfer eines in ihren Seelen gedrückten Stempelſchemas ſind, durch welches das Bild der begrenzten modernen Familie unverwiſchbar mit ihrem Bewußtſein verbunden iſt.

Ich ſtelle mir vor, Johannas Lachen hätte das ganze Haus mit neuem, friſchem Leben erfüllt. Ihr verſtändiger, heiterer Geiſt würde vielleicht ſogar die Wolken des eigentümlichen Tiefſinns zerſtreut haben, die immer wieder den Geiſt meiner erſten Frau umlagerten. Ihr wundervolles Talent zur Muſik hätte die Stunden und Tage feſtlich gemacht und wäre den Kindern zugute gekommen. Wir ſind alle vielleicht ein wenig zu tief. Das

Chriſtentum hat vielleicht unſere ſchönen und oberflächlichen Seelen auf blutigem Wege tiefer gemacht, ſo daß nun die Tiefe, mit der wir leben, unter allem und allen wie eine unheilbare Wunde brennt, und das iſt der Grund, weshalb uns dergleichen Kombinationen undurchführbar ſcheinen.

Zürich, am 25. Dezember.

Ich habe heut in der Familie eines Freundes zu Mittag gegeſſen, der ſeit ſeiner Studentenzeit in Zürich lebt und Dozent an der hieſigen Hochſchule iſt. Er hat es ſeit jeher vereinigen können, zugleich ein Frauenrechtler und Frauenverächter zu ſein. Seit einigen Jahren iſt er verheiratet, und zwar unternahm er den kühnen Schritt ziemlich unvermittelt zu einer Zeit, wo ſein Hageſtolzentum ſich faſt überſchlug. Jetzt iſt er der folgſamſte Ehemann und nach wie vor ein raſtloſer Arbeiter.

Da es mir wohltut, meine einigermaßen kritiſche Lage einmal vor anderen auszubreiten und durchzuſprechen, wie ich denn leider zu denen gehöre, denen ein volles Herz zu tragen, ohne daß der Mund davon überläuft, Mühe macht, habe ich ihn ins Vertrauen gezogen und auf einſamen Gängen zu zweien am Seeufer oder die Hügel hinauf tauſchen wir Rede und Gegenrede. Er hütet ſich wohl, zu moraliſieren oder mein Tun als verwerflich zu brandmarken. Die Überfülle von Argumenten für das Recht auf die große Leidenſchaft, der ich verfallen bin, überſchwemmen ihn außerdem wohl ſo ſehr, daß er nicht zu Atem kommt. Er kennt meine Frau; das Verhältnis, in dem wir miteinander gelebt haben, hat ſich ihm als ein faſt muſtergültig glückliches dargeſtellt. Daß ich es ihm im Lichte der neuen Gegenwart anders darſtelle, wundert ihn. Nachdem ſich indeſſen ſein Staunen darüber gemäßigt hatte, findet er ſich in ſeiner peſſimiſtiſchen Grundanſchauung über Liebe, Ehe und Weib beſtätigt und begegnet dem ſchwärmeriſchen Optimismus, der mich beherrſcht, mit kühlem Hohn.

Die glühenden Schilderungen, die ich ihm von meiner Geliebten mache, bleiben, da er ein kurzgehalster Sanguiniker ist, nicht ohne Wirkung auf ihn. Ist sie schön, verführerisch, unternehmend, intelligent, um so schlimmer für dich! — Und er redet mit skeptischer Bitterkeit und versucht den Gegenstand meiner Vergötterung zu entlarven und mit zynischen Griffen ins Bereich des Allergewöhnlichsten niederzuziehen. Hierbei zeigt er einen so wütenden Frauenhaß, daß ich gewissen Gerüchten nachträglich Glauben schenkte, die über ihn umliefen, er habe in einigen Liebesaffären böse Erfahrung gemacht.

Trotz alledem beunruhigen mich seine Einreden. Ich lache ihn aus, ich steigere mich in bedingungslosen Lobreden auf meinen Gegenstand; ich behaupte von der Geliebten, sie sei mir unrettbar auf Gnade und Ungnade ergeben, sie habe keinen anderen Gedanken als mich! Sie werde für mich die Verachtung der Welt, die Armut, die Not, den Bruch mit Brüdern, Schwestern und Mutter ertragen und keine Ansprüche stellen, als diese, von mir geliebt zu sein. Sie würde, behauptete ich ohne Bedenken, um meinen Hunger zu stillen, wenn es nötig wäre, Hühner stehlen, ja, meinetwegen Verbrechen begehen, geschweige, daß sie auf einen Wink von mir die ihrigen auf der Stelle verlassen und bei mir sein würde. Dies alles wahrhaftig glaube ich; aber indem ich es sagte, vermochte ich doch nicht, die quälende Unruhe einzudämmen, die mich befiel und mir mit allerlei Zweifeln zusetzte.

Rufe sie doch hierher, versuchs, sagte mein Freund, sie wird nicht kommen. Sie kommt auf der Stelle, behauptete ich und malte aus tiefer Überzeugung heraus ein Bild ihrer goldenen Eigenschaften, darunter die unabirrbare Treue ihres Herzens am höchsten stand. Er lachte mich aus und glaubte mir nicht.

Ich werde die Zeit der Trennung abkürzen müssen. Ich halte die Trennung von ihr nicht aus. Das Leben ist immer nur

Gegenwart, und eine Gegenwart ohne ſie iſt einem krampfhaften Ringen vergleichbar nach Luft und Licht. Mitunter, ja alle Augenblicke, ruckt es mich heftig zuſammen; ich fühle etwas wie einen ſtarken elektriſchen Schlag und dann bleibt mir gleichſam der Mund, wie, mit Reſpekt zu vermelden, das Maul eines auf den Sand geſchleuderten Fiſches, weit offen ſtehen und ich fühle das Nichts durch die Kiemen dringen. Wenn ich rufe, erruf ich ſie nicht. Ich kann ſie nicht warnen, trotzdem die große, verruchte Stadt, darin ſie lebt, voller Gefahren iſt. Was hat meine Phantaſie mir nicht im Laufe des Tages unaufgefordert für ſchreckliche Szenen gemacht! Wie kann man etwas ſo Unerſetzliches, etwas ſo einzigartig Koſtbares, wovon man mit jeder Faſer des eigenen Lebens abhängig iſt, ſo allein laſſen! Es iſt Sünde gegen den heiligen Geiſt. Man wäre wohl wert, ſolchen Kaltſinnes wegen des unbegreiflichen, einzigen, kosmiſchen Glückes der Liebe verluſtig zu gehen. Es kommt mir vor, als triebe der gläubige Chriſt ſeine blöde Kaſteiung ſo weit, daß er die Hoſtie nicht genöſſe, wenn ſie der Heiland ſelber ihm reicht. Wem zuliebe tue ich das? Jawohl, das Bewußtſein des eigenen Darbens entlaſtet mich in etwas gegenüber meiner vereinſamten Frau. Aber hat nicht auch jene andere ihr Recht auf das Feuer, das ſie in mir entfacht hat? Ihr Recht auf die Wärme meiner Glut, und iſt es nicht ſchlecht und widernatürlich gehandelt, wenn ich die Flamme weit fort in den Schnee trage, wo ſie nutzlos ins Leere verlodern muß. Bin ich nicht wahnſinnig, bin ich nicht verſchwenderiſch mit dem Glück bis zur Läſterung, indem ich einen taubeneigroßen Diamanten, den ich im Getriebe des Marktes unter den Füßen der Händler und Käufer entdeckt habe, an ſeinem Orte zurücklaſſe und töricht darauf vertraue, ihn wiederzufinden, wenn ich zurückkehre?

Zürich, am 26.

Alles um mich hat ſich verändert. Ebenſo, wie mein Schlaf ſich mit Träumen belebt, ſcheint die wirkliche Welt um mich nur Ausgeburt meiner Träume zu ſein. Zürich, die alte Stadt, hat etwas an ſich, als ob ſie nicht wirklich, oder auf den Grund eines Meeres geſunken wäre und als ob ihre Einwohner Schemen wären von Menſchen, die früher einmal gelebt haben; das kommt daher, daß ich jetzt nur körperlich zwiſchen den Mauern Zürichs bin, während ich einſtmals mit Körper und Seele hier geweilt habe. Heute berühre ich den Boden ihrer Straßen nicht. Ich ſchwebe, ſelbſt ein Schemen, den alten Giebelhäuſern vorbei und über die Dächer und um die Türme mit den wundervollen Glocken darin, Dinge, die alle gleichſam nur aus fließenden Lüften gebildet ſind. Ich genieße dabei, obgleich es mich zuweilen wie Grauen aus fremden Traumestiefen anweht, ein immer ſteigendes, inneres Glück. Die Briefe, die von der Geliebten eintreffen, erfüllen mein Blut mit einem ungekannten Lebensgefühl, ſo daß ich beſtürzt, wie unter einer himmliſchen Offenbarungslaſt, in einem entrückten Zuſtand dahinwanke.

Ich will mit erzwungener Nüchternheit das Weſen des eigentümlichen ſeeliſchen Zuſtandes einigermaßen zum Ausdruck bringen, der in mir Ereignis geworden iſt. Zwei Liebende wirken gegenſeitig in ihre Seelen hinein. Die Körperlichkeit des einen wird von der grundloſen Pſyche des anderen aufgenommen; und lange bevor die Vermählung der Körper zur Wiedergeburt der höheren Form geſchieht, vereinigen ſich die Geiſter wie zwei Meere zu einem Meer. Daß ich nun nicht ſein kann, außer in ihr, und ſie, wie es ſcheint, wiederum nur in mir, dieſe völlige Einheit iſt das Wunder.

Unſere Liebe iſt eine, allem Banalen ſo völlig entrückte, dem ſogenannten praktiſchen Leben durchaus entzogene Angelegenheit, daß irgendein verwirrender Eingriff von da nicht möglich iſt.

In unſerer Verbindung iſt alles ſo ſtark und ſo rein und ſo vollkommen göttlich, daß irgendeine Erwägung, die etwas mit „wenn" und „aber" die Meinung von Eltern, Geſchwiſtern, Kirche, Staat oder Öffentlichkeit in Rückſicht zöge, nicht, auch nur im entfernteſten, aufkommen kann. Ein etwa kirchlich beſtallter Mann, der ſich beikommen laſſen wollte, uns durch Redensarten pflichtgemäß zuſammenzutun, würde uns beiden nicht anders erſcheinen, als eine unflätige Monſtroſität, und ein ſolcher Weg zur „Vereinigung" wäre in Wirklichkeit das unüberwindlichſte Hindernis. Wenn ich ſo von dem Ereignis meiner Erneuerung rede, hört mein Freund, immer unwillkürlich die Enden des Schnurrbarts drehend, mit dem leiſen Lächeln zyniſcher Überlegenheit zu. Ich ſehe ihm an, daß er von dem geſchilderten Zuſtand wohl eine Ahnung hat, doch nicht an ihn glaubt und im übrigen unter den Schemen der toten Stadt ein Toter iſt.

Zürich, den 27.

Ich habe eben einen Freund in Enge, dem ſo geheißenen Stadtteil von Zürich, beſucht, deſſen Anweſenheit ich erſt am heutigen Morgen erfahren hatte. Es waren zwei gute Stunden, die ich mit ihm verbracht habe, denn ich fand in ihm die erſte ähnlich geſtimmte Seele, trotzdem in einem ſchweren Schickſal, das gleich einem Unwetter über ihn hingezogen war, er der hauptſächlich Betroffene iſt. Er wohnt allein. Mit ſeinen Käferſammlungen, Büchern und Bildern hat er ſich aus einem Vorort Berlins hierher geflüchtet und eine junge Gattin dem überlaſſen, der ſie ihm nahm.

Wir ſaßen und tranken zuſammen Wein. Und es war eine losgelöſte Stimmung in uns. Wir ſtießen an und ſagten einer zum andern Diwanzeilen des großen Goethe:

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und Werde!,

Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Dieſer Freund beſtätigte mich in allem Schweren, Süßen und Neuen durchaus.

Berlin, den 29.

Ich bin wieder hier. Ein Ereignis der Liebe, in meiner Erinnerung zugleich ſchrecklich und lächerlich, hat mich hierher geführt. Am 28. früh war ich mit einem ſchwerwiegenden Brief an meine Frau drei oder vier Male an den Briefkaſten getreten und hatte ihn endlich mit Entſchluß in der Öffnung verſchwinden laſſen. Ich hatte in dieſem Briefe beinahe den definitiven Abſchied genommen und mit allerlei Tröſtungen zweckloſer Art ziemlich deutlich erklärt, wie ich mich außerſtande fühle, von meiner Liebe zu laſſen und zurückzukehren. Darnach, im Hotel, ward mir ſelber ein Brief überreicht, und ich mußte für ihn Strafporto zahlen. Von ſeiner Adreſſe leuchteten Züge jener mich ſtets wie Wetterſchlag elektriſierenden Hand.

Was aber, nachdem ich den Inhalt des Schreibens durchflogen, mit mir geſchehen iſt, weiß ich nicht. Es war wie nach einem ungeheuren Zuſammenbruch, wie nach einem alles verheerenden Erdbeben.

Wenn ich mir jetzt die Urſache meiner unmännlichen Kopfloſigkeit ins Gedächtnis rufe, ſo wird mir an ihrer Geringfügigkeit die furchtbare Größe meiner Leidenſchaft und die ſchreckliche Abhängigkeit meines Zuſtandes klar, denn in dem Briefe ſtand nichts, als daß Johanna eine Unterredung mit ihrem Bruder gehabt hatte, und der Gedankengang ihres Bruders über unſere Beziehung war mitgeteilt.

In mir aber ſchrie es, kaum daß ich die Erwägung über die praktiſchen Ziele unſerer Liebe ins Bewußtſein gefaßt und die Worte Heirat und Ehe geleſen hatte — ihnen waren die Begriffe

Konkubinat und Liebſchaft gegenübergeſtellt! — — alſo haſt Du, zyniſcher Freund, doch recht! Und ich ſah dieſe ſchriftliche Auseinanderſetzung für eine kühle Machenſchaft an, mich in die ſchrecklichſte Enge zu treiben und zur ſofortigen Scheidung von meiner Frau oder von der Geliebten zu nötigen.

Aber die etwa ſo geſchaffene Situation war es nicht, die meine Beſtürzung hervorbrachte; denn mein Weg, wie ich mehr als je in dieſen Stunden empfunden habe, iſt feſtbeſtimmt und zur definitiven Entſcheidung durch Verhältniſſe, nicht durch die Perſon der Geliebten gezwungen, blieb mir auch nur für den leiſeſten Zweifel keine Möglichkeit.

Allein, ich ſah das reine Bild der Geliebten geſtürzt.

Gedichte

Digitized by Google

Sonette

I

Aus Mittagsgluten klagen Windesklagen
um heiße Mauern und in ſchwüle Räume.
Ich höre ſie im Schlummer meiner Träume:
ruhloſe Stimmen, die am Herzen nagen.

Gleich wie Verdammte, aus geſtorbnen Tagen,
die etwas ſuchen und nicht können finden,
um ihrer Schanden Male zu verbinden,
und, ohne Antwort, immer wieder fragen.

Die heiße Luft aus Süd, die finſtre Wolke,
die ſchweigend über den Gebirgen türmet,
erſcheinet überfüllt mit dieſem Volke!

Wo ſtarrt der Fels, den dieſes Heer beſtürmet,
von Kriegern, die mit böſen Stimmen greinen
wie Kinder, die ein Vater nicht beſchirmet

und, ſtatt zu kämpfen, Regentropfen weinen?

II

Die Lüfte grollen ſchwere Düſterniſſe.
Voll rauſcht die Milch der Berge durch die Schlünde.
Erhabnes murren dunkle Wolkenmünde,
und bleich und tropfend duftet die Narziſſe.

Ich harre, was ein Leuchten mir verkünde:
ob tot im Licht, von eines Cherubs Schwinge? —
verſtummen, oder daß ich neu erklinge
im Jubelchor erfriſchter Wieſengründe? —

Da, aus Erſtickungs-Nächten frei gerungen,
beginnt ein Tanz! Glanzfiebernd drängt der Himmel
ſich in der Erde kranke Dämmerungen.

Das Ohr erbebt vom Götter-Kampf-Getümmel,
doch dann, von goldnen Fäuſten aufgeriſſen,
klafft weit ein Spalt: mich blendet Lichtgewimmel,

und Freude bricht aus allen Finſterniſſen.

III

Ich war, wo gelber Nebel drang in Hallen
der Götterbilder, die bewahrt der Brite.
Im Nebel fragend, lenkt ich meine Schritte,
doch Schweigen fiel von den Entthronten allen.

Was wollt ihr, Fremde, hier in unſrer Mitte? —
Dringt ſolchen Hauches Sinn aus toten Steinen,
von euren Lippen Bilder oder meinen
und iſt es Drohung, Klage oder Bitte?

Würd ich in euch und ihr in mir geboren,
ſo müßten Gräber wahrhaft ſich entriegeln.
Bis dahin bleibt der Liebe Lohn verloren.

Wenn Motten tanzend ſich in Marmor ſpiegeln,
ſo tanzt in Ptah und Sechmet nur die Motte:
doch ihr Geheimnis kann ſie nicht entſiegeln.

Verſchleiert bleibt und tot der Gott im Gotte.

Du ſtehſt vor meinem Sinn, verſchwiegne Grotte

Du ſtehſt vor meinem Sinn, verſchwiegne Grotte,
umringt vom Roſenfleiſche deiner Muſcheln,
um deren Eingang Roſenblätter tuſcheln,
und die darum geweiht dem Traubengotte.

Eidechſen, klug geäugt, am Boden huſcheln,
Silenus-Fettwanſt ſtreift des Satyrs Zotte:
begeiſtert um die Wölbung ſchwebt die Rotte.
Im kargen Efeu hörſt du Tropfen ruſcheln.

Hier, unterirdiſch, iſt es aufgeſproſſen,
was Eros deiner Jugend einſt beſtimmte:
und mehr wie Trauben haſt du hier genoſſen.

O ſüße Kohle, die hier unten glimmte,
die, unauslöſchlich, nimmer ausgegoſſen
die Wut des Schickſals, wie's auch drob ergrimmte.

Wie iſt das Licht ſo krank

Wie iſt das Licht ſo krank, das ich hier ſehe,
und farbig, hoch erhaben doch ſein Leuchten.
Es fliegen vor dem Mond die aufgeſcheuchten
Vampyre, Fledermäuſe, wo ich gehe.

Gebein, die Pinien, ringet auf und wehe
ſich los vom Felſen: ſo, als ob ſie keuchten,
die Bäume. Will auch meine Stirn ſich feuchten
im Todesſchweiß vor dem, was ich verſtehe?

O Vampyrbiß, du trinkſt von meinem Blute.
Warum erſcheint die Schönheit mir Verweſung
und infernaliſch ſelbſt das Wahre, Gute?

Hier ſucht ich darbend für die Seele Aſung,
ein ſtärkend Stahlbad dem geſunknen Mute,
doch neue Krankheit fand ich ſtatt Geneſung.

Seſtri Levante, Frühjahr 1921

Ritter, Tod und Teufel

Was in sich einig ist, ist in sich stark:
drum, deutsches Volk, sei einig, einig, einig!
Dein Rock ist heute etwas fadenscheinig,
allein, noch bist du unversehrt im Mark.

Verlästerung umtanzt dich tausendbeinig
und überschüttet dich mit jedem Quark,
wutheulend zimmert man an deinem Sarg,
nie war dein Weg so dornenvoll, so steinig.

Trotzdem, trotz alledem: nicht wirst du fallen,
nie eine Beute deiner Quäler werden,
bleibst du ein Leib mit deinen Gliedern allen.

Neu, unvermindert wirst du blühn auf Erden,
zerfleischest du dich nicht mit eignen Krallen,
so toll sich Tod und Teufel auch gebärden!

Agnetendorf, 21. Oktober 1921

Schwarz wogt und finſter heut allmächtge Flut

Schwarz wogt und finſter heut allmächtige Flut,
ein Ackerfeld, in fürchterlichem Glanze
bewegt. Nacht, ſcheint's, entringt als Rieſenpflanze
ſich dieſes Schoßes grauenvollem Sud.

Urdonner brummt, es ſcheint, zu Shivas Tanze,
des wilden Tänzers, welcher nimmer ruht.
Die Kreaturen kennen ſeine Wut,
den Hals umkränzt vom Schädelroſenkranze.

Der knochige Olbaum ſtarrt geſpenſtiſch zu,
wie ſteinicht bleicher Giſcht den Strand beſpringet,
angſtvoll entflohn des wilden Tänzers Schuh.

Ein Rieſengeier ſich herniederſchwinget
auf Shivas gellen Sturmespfiff im Nu:
der mir nun ewig in den Ohren klinget.

Madonna

Madonna, o wie oft zu deinem Haine
haſt du mich aus des Nordens Nacht gezogen:
ich ſagte oft, und habe nicht gelogen,
denn hundert Male rechn' ich jedes eine.

O ſelger Gipfel, drauf du glühſt aus Steine,
der Marmor von der Sonne Glanz durchſogen,
von Pinienhäuptern köſtlich überbogen,
von Duft umfloſſen wie von ſüßem Weine.

Du kennſt mich, o geliebteſte Madonne,
und warteſt mein als deines treuſten Ritters,
daß er in dir und Südens Glut ſich ſonne.

Du, die voll Güte ſich erfreut des Flitters,
gewähre mir noch einmal jene Wonne,
im Kuß zu nahn der Maſche deines Gitters.

Wo Reinheit fern iſt

Wo Reinheit fern iſt, die ſo innig wir
von Herzen ehren, die ſo viel gegolten
im Höchſten, das wir ſuchten, liebten, wollten —
da ſind uns Edens Haine ohne Zier.

Und wenn wir, unrein, ſie betreten ſollten,
ſind doch die ſüßen Sonnen ohne Glanz,
kein Wipfel klingt, noch reicht dir ſeinen Kranz,
der Quelle Flut ſcheint trübe und beſcholten.

Nicht klingend iſt, wie einſt, der Wellen Tanz,
die ſonſt mit Silberſchleiern dich bewarfen,
und keine Frucht iſt ohne Wurm und ganz.

Von allen Tönen hörſt du nur die ſcharfen.
Wo, fragſt du ſchaudernd, ſind des heilgen Lands
ſilberne Zimbeln, wo die goldenen Harfen?

König Enzio

König Enzio fährt auf dem Meer.
Wer iſt König Enzio? Wer?
Er fährt auf weißem Schiffe, und
hinter ihm drein ein ſchwarzer Hund,
ein Hund ſchleicht hinter ihm her.

Das Meer iſt blau, die Woge ruht,
die Küſte bebt im Licht.
Die weiße Flamme auf leuchtender Flut,
mein Knabe, ſiehſt Du ſie nicht?
Sie gleitet weiß und rein
ſich biegend im Sonnenſchein.
Soll das König Enzios Seele ſein?
König Enzios Seele flammt heiß und weiß,
doch hinter ihr ſchleicht ein Schatten leis.
König Enzio fährt auf dem Meer.
Wer iſt König Enzio? Wer?
Er fährt auf weißem Schiffe, und
hinter ihm drein ein ſchwarzer Hund,
ein Hund ſchleicht hinter ihm her.

Herbſt 1911 beim Herankommen der „Hohenzollern“ mit Kaiſer Wilhelm an Bord, auf der Höhe von Portofino geſchrieben.

Requiem

Ein Waldhorn fand ich im Tannengrund,
ruhe, du lieber Schläfer!
das hob ich auf an meinen Mund,
ruhe, du lieber Schläfer!
ich ſtieß von ungefähr hinein,
da ſpielte das Horn im Sonnenſchein:
ruhe du lieber Schläfer!

Auf eine Burg will ich ſteigen hoch,
ruhe, du lieber Schläfer!
da klingt mein Waldhorn lieblicher noch:
ruhe, du lieber Schläfer!
da ward's lebendig im alten Haus
von Tanz und Turney, von Spiel und Schmaus.
O weh, du lieber Schläfer!

Ich hab einen wonnigen Tag gelebt,
ruhe, du lieber Schläfer!
und auch ein buntes Netz gewebt,
ruhe, du lieber Schläfer!
der Tau der Nacht fiel auch darauf,
drum hob ich's am Morgen voll Perlen auf.
Ruhe, du lieber Schläfer!

Was leg ich auf dein friſches Grab?
Ruhe, du lieber Schläfer!
das Netz, das ich gewebet hab;
ruhe, du lieber Schläfer!
und auch mein güldenes Hörnelein,
das haucht und ſingt noch ganz allein:
ruhe, du lieber Schläfer!

Die Weihe

Mir träumte! und im Traume ſchließ ich ſchweigend
des Traumes Traum in ſtumme Rätſelzeichen:
Es kamen Wolken, ſchwollen an dem bleichen
Saume des leeren Himmels, langſam ſteigend.

Wo war ich? wo ich bin: in Traumesreichen
und ganz in fremde Wunder eingeboren.
Auf Tempelbergeshöh, im Raum verloren,
ſpäht' ich, wie jetzt, hilflos nach Vogelzeichen.

Und als die Wolken ſchwebend näher drangen
und dunkel über Attikas Gefilde
ſich breiteten — zergingen ſie in wilde
Schwärme von Vögeln, die den Tag verſchlangen.

Und hangend mit den Augen meiner Träume
an dieſem unerklärlichen Gewimmel,
ſtund ich erbebend unterm Griechenhimmel,
erſchauernd vor dem Flug-Gebraus der Räume.

Aus Tempeltiefen wehte ſchwere Kühle:
und bange vor der heiligen Kraft des Hügels,
fühlt ich... wie bittren Schmerz gebrochnen Flügels —
da ſank ein Schwan herab aus dem Gewühle!

An einer Säule reichem Kapitäle
klebt' er alsbald, ſchräg über mir, gefangen,
der Schwingen ſtolze Fächer voll Verlangen
anſchmiegend: und aus liebesbrünſtiger Kehle

ließ er ein heißes Sterbelied erſchallen,
machtvoll und tief die Gottheit mir erſchließend,
qualſchwer! von Schönheitsgluten überfließend!
Und ich betrat, ein Gott! der Götter Hallen.

Und als ich mir mit beiden nackten Händen
vom Altar nahm das blanke Gottesfeuer,
zerging in nichts das marmorne Gemäuer,
und ich entſtieg mit den Prometheusbränden.

Und dem gewaltigen Fluge mich geſellend,
ſtürmt' ich im Licht ob aller Vögel Rücken,
vernahm das Rauſchen unten voll Entzücken
und hörte Feſteszymbeln, fern und gellend.

Col di Rodi

Ein Spaziergang

Abſeit vom Lärm, mit ſtillem Schritt hinan,
ins Olbaumdüſter, auf des Saumtiers Pfaden:
ſteil, ſteinig und verſchwiegen iſt die Bahn.
Hier mag die Seele rein vom Staub ſich baden!
Von nahen Hängen grüßt das lichte Laub
der Goldlimone. Bläulich, von Terraſſen,
wölkt die Olive ernſte Wipfelmaſſen:
darüber hin ein Reif, wie Silberſtaub.

Wohin? Nur tiefer in die Schlucht hinein,
die ſchon von Anfang dich entrückt der Stunde.
Wie Pallas' Goldhelm oben blitzt ein Schein.
Wie Eumenidendonner murrt's im Grunde.
Doch tief im Schatten, an der Quelle Ranft,
hebt jetzt das Einhorn ſtill das Haupt vom Raſen
und ſieht mich an: die Roſennüſtern blaſen —
und weiter äſt es, äugend klug und ſanft.

Du weißes Fabeltier in Pallas' Hain,
erharrteſt du mich einſam hier? Wie lange? ...
Hoch ein Getrümmer hängt ins Tal herein:
die Abendglut küßt Turm und Mauerwange.
Iſt dies der Schutt zerfallner Griechenpracht,
zu der mich ſpäte Pulſe heimlich drängen?
Soll ich die Seele an Getrümmer hängen?
Da ſchwingt ein Ton ſich aus der Waldesnacht.

Heiß ſchwillt er auf! Es iſt der alte Born
der Menſchenbruſt, in Sehnſucht überquillend:
Narkiſſos ſingt, gebückt in Strauch und Dorn,
das Körbchen fleißig mit Oliven füllend. —
Aufwachend ſpielt dazu der Droſſeln Schlag —
und Echo tönt ein andrer Born der Lieder:
der Knabe ſchluchzt und ſchluchzend kommt es wieder.
Im letzten Glanze lauſcht der Frühlingstag.

Hinan! Du graues Bergneſt über mir
ſollſt dein verſteckt Pygmäenvolk mir zeigen.
Die gleiche Dumpfheit über Menſch und Tier
und Gärten, die in Stufen mit mir ſteigen.
Zerwühlt der Grund. Der Scholle Brodem, reich
ausdampfend, Früchte ohne Maß gebärend.
Der Gärtner, atmend, fronend und verzehrend,
in Dumpfheit ſchwälend, ſeinen Früchten gleich.

Wir ſind nicht dumpf, und rein iſt unſre Bruſt
vom Brodem, drin die Götterbilder weben.
Uns kann die matte Qual und ſchale Luſt
den leeren, weiten Himmel nicht beleben:
entgöttert die Natur ſo ganz wie er!
Tief unten rauſcht die blaue Glut zu Lande.
Ich ſehe keine Beter knien am Strande.
Und doch: du biſt es noch, du heiliges Meer!

Allein wer hindert mich, daß ich mein Haupt
zur Erde neige und Poſeidon grüße?
Daß ich in Ehrfurcht, wenn auch marktbeſtaubt,
im Strahl des Helios die Augen ſchließe?

Zeus Hypatos, daß ich, anrufend, dir
den Hauch, den du mir ſchenkteſt, wieder ſchenke?
Wer, Aphrodite, daß ich dein gedenke
und deines ewigen Götterſtrahls in mir?

Wer hindert mich? — „Nicht ich!" — Nicht du! Ich weiß!
Du bleicher Schmerzensgott, den ich nicht nenne.
Ich fühle dich, o Haupt voll Blut und Schweiß,
und deine Stimme iſt's, die ich erkenne!
Nicht du! — Da klappt und klimmt ein müder Huf.
Silenus führt ſein magres Tier am Zügel,
ſorglich und fromm: ein Kranker hängt im Bügel ...
Und durch die Luft erſchwillt Hoſiannaruf.

Liguriſcher Mann auf deiner Eſelin:
Was blickſt du her auf mich aus wunden Sternen?
Willſt du mich kennen, landfremd, wie ich bin? —
„Wir waren eins in tiefentſunknen Fernen."
Oh, Bruder! Eros zuckt im Auge dir
und ſchießt den Pfeil: ſchon ſpür ich heiß die Wunde:
Mit tiefſtem Schmerze dehnt er die Sekunde
Zur Ewigkeit und ſchenkt ſie dir und mir.

Oſpedaletti 1904

O ihr weißen, mauriſchen Städte! Ihr ſüdlichen Hänge!
Schwarze Zypreſſen und goldene Kuppeln im Gartengedränge.
Weht ihr und winkt mit langen Tüchern von weißer Seide,
braune Frauen im bunten, golddurchwirkten Kleide?—!
Wem doch winkt ihr? —
Seht, es beginnt zu dunkeln —
über den alten, hohen Zypreſſen im tiefen Blauen ſilbern zu funkeln;
und das reine Symbol des hohen Propheten
hebt ſich: der Halbmond! — Horch, der Muezzin!
Beugt eure Kniee zu beten.
Und das Gebet iſt beendet. Langſam durch weiße Hallen
wandeln die Frauen. Klingende Waſſer rauſchen im Steigen und
Fallen.
Sieh, der Halbmond ſpiegelt mit hellen Wolken ſich unten im
Becken!
Zitternde Ringe rollen und können das heilge Juwel nicht decken;
Und da ſeufzen die Frauen. Eine beginnt zu klagen:
„Morgen, ja morgen, da wird eine blutige Schlacht geſchlagen!
Haſſan, Kalut, Kafur, ſo Gatte als Brüder,
führen die ſcharfen Klingen wider die Chriſten-Barbaren.
Wann kehren ſie wieder?"
Spricht die Zweite: „Allah iſt mit uns! Unſere Scharen
werden wie Engel Gottes unter die Völker der Feinde fahren.
Weiße Tauben aus unſeren Söllern nahmen die Krieger,
ſprachen: ‚Fliegende Boten ſollt ihr uns ſein! — Ja, Boten der
Sieger!'" —
Da — mit flatterndem Sauſen, licht und geſpenſtig, entſchweben
Tauben, ein Schwarm, den beſternten Räumen, wippen und kleben
um den leuchtenden Rand der marmornen Schale. Ein Rucken
und Girren,

Flügelſchlagen, durſtiges Durcheinanderhüpfen, Drängen und Schwirren.

„Tauben! Die Tauben! Sittulhaſſan, komm, meine Taube!“
Und ſchon kommt ſie herbei mit zierlich nickender Federhaube.
Um den braunen Finger der Herrin klammern ſich roſige Krallen;
nun — ein Schütteln: — Dunkle Tropfen ſprühen und fallen.
„Freundin, komm und ſieh, in meiner Wimper hangt eine Feuchte!“
Jene, erwartungbebend, nahet mit Tuch und Leuchte,
und die Herzen der beiden Frauen ineinander pochen und klopfen! —
„Siehe, an meinem weißen Tüchlein haftet ein blutiger Tropfen…
Blut!! —“

Es iſt ein Schrei. —

In Büſchen und Hallen
jäh verſtummen die wohllautquellenden Nachtigallen.
„Blut!“ —

In fernen Bergen, blonde Barbaren, wild lachende Sieger,
werfen Tauben, in Blut getaucht, hinaus in die Nacht:

Normannenkrieger!

Die Barken

Trunken vom Mondlicht und ertrunken faſt
im Silberdunſt der Nacht fühl ich die Barke
die Bahn hingleiten. Und nußſchalenklein
trägt ſie Begeiſterung, Gottestrunkenheit,
Muſik. Der Burſche ſingt. Die Seele jauchzt
in die verlaßne Pracht. Die Stimme ſchwillt
zur Höhe, bebt, ſie drängt ſich voll hervor,
weinend und jubelnd. — Und am Ufer hin
ſchlafen die Häuſer. — Roh zerriſſen ward mit eins
das Bündnis aller Zauber ſüßer Schönheit
durch einen gellen Pfiff, der grauenvoll
die Nacht zerriß. — Halb ſchlafend lag ich da
und fern erſtarb allmählich der Geſang.
Nur ferne hör ich immer leiſe noch
graſen des Comerſees geſpenſtiſche
Kuhherden: Barken, welche Glocken tragen,
die ungeſehen läuten ob dem Waſſer
und ſtumme Fiſche locken in den Tod.
Und weiter träumt ich: in verfallner Burg
am Meere war's. Durch hohe Mauerbogen
der Fenſter ſah der Mond. Beſtirnter Himmel
ſchien her bis übers Lager ſich zu breiten.
Tief unten brauſten Waſſer, warfen ſich
dumpf wuchtend gegen die Zyklopenquadern
der Burg. — In tiefer Hafenhalle ſchlugen
die Barken aneinander.

1. Mai 1898

Sünderin

Die mich lieben, ſollen dankbar finden!
Blondes Liebchen bin ich ihnen allen.
Liebe lohnen, Mädchen, heißet fallen:
Und ſo ſtolp'r ich, fall ich, gleich der Blinden.
Und ſie ſchwelgen an den toten Blüten
Und den weißen Früchten unverwehret.
Jeder Rüſſel gierig wühlt und zehret.
Süß und ſchrecklich iſt der Gäſte Wüten.
Und mein weites Auge, ſchmerzlich offen,
Hungert in die Ferne ungeſtillet.
Meine Seele iſt mit Nichts erfüllet
Und von keinem Lebensſtrahl getroffen.

Du weißt nicht, was du geweſen biſt

Du weißt nicht, was du geweſen biſt.
Du weißt nicht, wozu du geneſen biſt. —
Du biſt noch von jedem Leiden geneſen.
Du biſt! und alſo biſt du geweſen!
Und alſo wirſt du auch niemals ſterben,
ſondern nur Leben um Leben erwerben. —
Was haſt du jemals im Tode erkannt?
Weder Luft, noch Waſſer, noch trockenes Land!
Nicht Freund, nicht Weib, nicht Welt, nicht Geiſt,
nicht was Gott, was Hölle, was Himmel heißt.
Dich lehrte der Tod weder „Ja“ noch „Nein“,
weder Dulder noch Überwinder ſein:
Nun biſt du Dulder, biſt Überwinder!
Wir ſind es alle, des Daſeins Kinder.
Bleibt mir vom Leib mit eurem Geſchrei,
daß der Menſch nur ein Häuflein Aſche ſei.
Seine eigene Aſche hat niemand geſehn!
Wovon wir wiſſen, iſt Auferſtehn.

Die Kloſteruhr

Die Kloſteruhr der Schweigenden ſpricht:
mit Klang und Beben
zerrinnt das Leben!
oder zerrinnt das Leben nicht?

Die da ſchweigen
in Kloſtermauern,
hoffen zu dauern,
wie würden ſie ſonſt ſich beugen, ſich neigen
und ein Leben vertrauern,
ein Leben verſchweigen,
ſich nur vor dem Künftigen ſchweigend neigen?
Oder iſt es ein Zwieſprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüſtern, am Ende ein Schreien,
womit ſie das unerbetene Leben
zurückgeben?
Wie Vögel mit ſchmerzenden Flügeln ſchweben,
verwundet von Raubtierkrallen,
zugleich ſich heben und fallen? —
Iſt es Flucht? iſt es Todesmut? —
Oh, weiße Schweiger,
Die Kloſteruhr rückt den Zeiger.
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:
durch Kloſtermauern fühlt man es tropfen
und eure Herzen an Steinen verklopfen.
Mit gelber Haut, überwacht, überweint,
ſchlürft ihr durch den Käfig des Heiles,
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,
im dumpfigen Zuchthauſe Gottes vereint,

um in heiseren Wahnsinnsgesängen
wirre Seelen ans Licht zu drängen.
Draußen im Lichte braust das Meer.
Wogen und Wolken wandern schwer:
wandeln schwer und trübe einher.
Da sind keine Mauern —
und doch auch hier ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien
über den leuchtenden Wüsteneien,
sie von dem Fluche des Scheins zu befreien?
Sind Wogen und Winde marternde Fragen
und niemand will ihnen Antwort sagen?
oder müssen sie nutzlos flehen,
zu vergehen?
oder ist es ein trübes Trauern,
daß sie vergehen und nicht dauern?
hoffen sie noch? und warten sie nur?
Horch, die Glocke der Klosteruhr!

Kloster „Cervara"
Frühjahr 1912

Hans Sachs in seiner Werkstatt saß

Hans Sachs in seiner Werkstatt saß,
hatte den Knieriem angezogen,
schlug Zwecken ein, vorn übergebogen.
Trat dick ein Bürger zu ihm ein,
ein schwerer, war vielleicht ein Färber
oder ein Lohgerber,
mochte auch wohl ein Ratsherr sein.
Der Meister hämmert ohn' Unterlaß,
nickte und tat den Kunden begrüßen.
Aber der schert sich nit weiter d'rum,
stößt ihm Tischchen und Schemel um,
wirft ihm alles drunter und drüber mit den Füßen
und meint, daß vorne beim schönen Brunnen
ein andrer Schuster die Arbeit begunnen:
der käm' aus dem Lande Polen her
und mache weit bessere Schuhe als er.

Nun sagte trocken der Meister Hans,
dann muß man freilich sagen: er kann's!
Macht der da draußen bessere Schuhe,
geht und kauft sie, doch laßt meinen Kram in Ruhe.

Zum Gedächtniſſe Schillers

Prolog zur Schillerfeier am 9. Mai 1905 in Wien

Klar, in dem bleichen Schein der Mitternacht
erſtrahlen weiße Gipfel: weit hinein
ins Land und weit hinaus und — weit hinauf.

Und aus der dunklen Reinheit niederwärts
quellen die goldnen Brunnen uns: die Sterne!
Kommt, die ihr nach dem Trunke durſtig ſeid
und nach der Berge mitternächtigem Glanz.

Erhebt die Herzen zum Heroendienſt,
ſo wird der Heros euer Herz erheben,
der uns vom Himmel als ein Sternbild grüßt:
Uns! uns! „Denn er war unſer!"

So ſprach ein Freund, ein Stadtgenoſſe ſprach
dereinſt dies Wort. Der milde Seelenlaut,
aus ſeines Schöpfers Mund hervorgegangen,
iſt nicht mehr ſein: er wuchs und ſchwoll zum Sturm,
millionenſtimmig heute widerhallend
und weiterrollend in die Ewigkeit.

Ja, er war unſer! Unſer war er ganz!
Dem Fremden ewig fremd! Es brach ſein Geiſt
aus Volkesgrunde, wie der Geiſir ſpringt,
voll Kraft und Schönheit in den deutſchen Tag:
Naturgewaltig, quellhaft war ſein Wurf
und Sprung. Gefährlich dem Philiſter war
das Stäuben ſeiner diamantnen Perlen
und ihrer ſcharfen Blitze harter Schmerz. —
Sein Weg war Läuterung. In Platons Höhle
ſaß er, dem Licht des Eingangs zugekehrt,

nicht an dem Spiel der Schatten ſich vergnügend,
wie wir, und nicht die Schattenbilder formend
in Lehm und Stein und Erz. Nein: ſchlackenlos
durchſichtig vor der Sonne ſchwebend blieb
ihm die Geſtalt und ward es mehr und mehr...
Ward mehr und mehr vom ewigen Licht durchſchlagen. — —
Ja, er war unſer! Unſer war er ganz!
Dem Fremden ewig fremd! Sofern ihr Ohren
zu hören habt und jenen Stimmen lauſcht,
die das Heroon nun durchbrauſen ſollen:
Im mächtigen Schwingen der Begeiſterung
mit allem Großen fühlt ihr ihn verſchwiſtert.
Sein Tiefſtes iſt Muſik, und ihre Meiſter
durchdrangen ſich mit ſeinem tiefſten Geiſt.

Tretet herbei, ihr, die ihr kamt! und ihr,
in Scharen harrend auf den Opferrauch,
der friſch dem neuen Altar ſoll entſteigen:
ihr alle, die des Tempels Raum nicht faßt.
Auch ihr, die, abſeits ſtehend, vorwurfsvoll
des erdgeborenen Bildners Hand bemängeln,
dankt ihm und preiſt ihn! Iſt doch eure Bruſt
entzündet an dem Brande ſeiner Fackel,
ſofern ihr Deutſche ſeid und je ein Glanz
mit Götterklarheit hymniſch euch durchdrang.

Auf zu des Lichtes fernen Paradieſen ſtrebt
die Heerſchar der Erkornen: fügt euch ein!
In die Gewalt des Fluges eingeſchloſſen,
im heiligen Wirbel dieſer mächtigen Bahn
vergeßt, was irdiſch iſt an ihm — und euch.

Hört, wie die Berge und Geſtirne ſingen!

An Detlev von Liliencron

(Zu ſeinem 60. Geburtstage)

Du haſt mir den Becher oft gefüllt,
und ich habe Geſundheit und Freude geſogen,
aber mein Durſt iſt nie geſtillt:
Bleibe, Winzer, uns weiter gewogen!

Und dir bleibe Dionyſos hold,
Göttlicher! Guter! und ſegne die Reben,
daß ſie auch ferner ihr lauterſtes Gold
ſeinem lauterſten Sohne geben.

Prolog zur Eröffnung des Deutſchen Theaters in Berlin

(1894)

In das alte Haus berufen
tret ich vor, ein Alt- und Neuer.
Über neugefügte Stufen
tragen wir das alte Feuer.

In der Wunderflamme Schimmer
ſchließen wir den neuen Reihen,
ſtreben vorwärts, aufwärts immer
wie im Alten, ſo im Neuen.

Aber weil wir uns bemühen,
mußt ihr vieles uns vergeben;
Hände ſind, die erdwärts ziehen,
Hände, die uns aufwärts heben.

Und in langem Widerſtreiten
vorwärts, rückwärts hingenommen
können wir, wohin wir ſchreiten,
nur in Kämpfen zielwärts kommen.

Auch der nie geworfne Ritter
darf zu Zeiten unterliegen,
Schild geborſten, Speer in Splitter!
Aber endlich wird er ſiegen.

Und ſo wie es einſt den Alten
doch gelang in dieſem Hauſe,
wollen wir die Fahne halten
ob der Straße Marktgebrauſe.

Reine Stimmen junger Kehlen
haben wir uns auch geworben,
und ſo wird es uns nicht fehlen,
denn die Kunſt iſt nicht geſtorben.

Muß der Baum mit neuen Blättern
immer wieder ſich entfalten,
wird trotz Sturm und Winterwettern
auch die Kunſt uns nicht veralten.

Wenn es draußen toſt und brandet,
ſei es hier im Innern leiſe,
jeder finde ſich gelandet
von der eignen Lebensreiſe.

Gleich dem Gotte mög er ſitzen
ungeängſtet vom Geſchicke —
unter ihm der Wolken Blitzen —
auf der Regenbogenbrücke.

Aus dem reingeklärten Blauen
neig' er furchtlos ſich hernieder,
ſich verlierend ganz im Schauen;
reicher findet er ſich wieder.

Doch die Zärteſten von allen
werden Beſtes nicht genießen:
Schwindel darf uns nicht befallen,
wenn die Tiefen ſich erſchließen.

Alles müſſen wir erfaſſen:
So das Schöne wie das Rohe,
das Gemeine und das Hohe
mit dem Künſtler gelten laſſen.

Und durchſchmerzt es uns die Kehle
wie von wehem Tiefbegreifen,
werden ſich von unſrer Seele
neunundneunzig Hüllen ſtreifen.

Kaufmann, Arbeitsmann und Kaiſer,
Chriſt und Jude, hingeriſſen,
werden, billiger und weiſer,
Menſchen ſich erkennen müſſen.

Ja, ich ſehe ſolchen Räumen
manches herrlich vorbehalten;
Weiſe ſinnen, Dichter träumen,
vieles will ſich umgeſtalten.

Kölner Dome, Kathedralen
werden einſtmals winzig ſcheinen
vor den Kuppeln jener Hallen,
drin ſich Menſch und Menſchen einen.

Ein Morgen, ſcharf und rein die kalte Luft.
Das Weiß des Schwans beſchämend und die Brüſte
von Schildjungfrauen, liegt die Nordlandsflucht
der Rieſengipfel meiner Heimat. Fern
zu höh'ren Nordlandsbreiten ſchweifend, fliegt
mein morgenfriſcher Geiſt und trinkt das Licht,
das ſtahlige, der Berge. Sei gegrüßt,
du Toter. Sei gegrüßt, du großer Toter!
Björnſtjerne Björnſon, Toter, ſei gegrüßt!

Ihr weißen Schneegebirge, überſtrömt
vom Glanz des tageflutenden Geſtirns,
gleicht einem Sarkophag aus Silber! Nein,
Gräbern von Hünen gleicht ihr, überdeckt
vom kalten, makelloſen Hermelin
der Gottheit: Firnſchnee! der Verweſung Feind!
Und hier, du Hüne, will ich dich beſtatten.

Um einen ſolchen Toten ſollſt du ringen,
wie um Patroklus: Deutſchland! du Achill
im Schlaf! Ein ſolches Grab, von dir erkämpft,
iſt ewiges Feuer, heiliges Feuer! iſt
ein weißer Gottesbrand des Geiſtes, wo
ein Volk verloſchne Fackeln zünden kann.

Doch iſt dies weiße Rieſengrab nicht dein,
nur mein! Wenn Deutſchlands Männer ſterben,
ſo ſchläft das Volk: an ſeinem Bette ſtehn
die ſchwarzen Magier mit dem Opiat,
und klanglos wird der deutſche Held vergraben —

es ſei denn, daß des Kaiſers Rock ihn putzt,
dann löſen ſie Kanonen! aber, ach,
es gilt dem Manne nicht, es gilt dem Rock!
Was ſoll der Rock? Laßt uns den Mann betrauern!

Ein ſolcher Mann! Steigt auf die Hügel, ihr
Mehrer des Reichs im Arbeitskittel! Alle
ihr armen Reichen aus den goldnen Zwingern
und Höhlen! kriecht hervor! erhebt euch! ruft
mit lautem Ruf nach einem ſolchen Mann!
auf daß er lebe, ſo wie der, der ſtarb,
und daß ſein Volk, ſein König ihn verdiene.

Frau Julie Schubert ins Stammbuch

Ich kam vom Pflug der Erde
zum Flug ins weite All —
und vom Gebrüll der Herde
zum Sang der Nachtigall.

Die Welt hat manche Straße,
und jede gilt mir gleich;
ob ich ins Erdreich faſſe,
ob ins Gedankenreich.

Es wiegt mit gleicher Schwere
auf Erden jedes Glied. —
ihr gebt mir eure Ähre,
ich gebe euch mein Lied.

1880

Dramatiſches

Helios

Ein Fragment

Küche im Erdgeſchoß eines alten Schloßbaues. Ein altertümlicher, offener Herd mit Rauchfang. Der Koch iſt unter dem Drehen des Spießes, an dem ein Huhn ſteckt, eingeſchlafen. Rechts führt ein niedriger Türbogen ins Freie; man muß dort Stufen hinabgehen. Krank und zerlumpt ſitzt auf den Stufen der junge Spielmann. Die durch die offene Tür einſtrömende Abendröte beleuchtet ihn, während ſie das Dunkel im übrigen Teile des Raumes nur ſchwach aufhellt. Eine Panflöte hält der Spielmann am Munde. Wenn er der einen langen, weichen, klagenden Ton entlockt hat, ſpricht er in einem traumſchweren Zuſtand vor ſich hin.

Der Spielmann: Es iſt ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein ſchwerer Traum. Ich trage ein Leuchten in meiner Bruſt, und wo er es wollte nähren mit ſeinem Öle, es würde die Nacht erhellen. Ich trage in meiner Seele ein Lied, es würde ihn wecken. Aber der junge König will mein Lied nicht hören. Er hat meine ſingende Liebe ſtumm gemacht, ſtumm und krank auf den Tod.

Ein junger Fiſcher tritt herein. Er hat eine Narrenkappe auf dem blonden Kopf und bringt Heringe in einem Netze. Seine ſchleppenden Bewegungen verraten Müdigkeit.

Der Fiſcher: Oho! Schlaft Ihr immer noch? Ich bringe Fiſche. Ich bringe Faſtenfiſche für König Bettelmanns Tiſch. Holla! Koch! Willſt Du den König Bettelmann verhungern laſſen?

Koch, aus dem Schlafe: Was willſt Du? Laß mich ſchlafen. Ich will lieber ſterben, als mich in den giftigen Dünſten dieſer Höhle mit halbwachen Augen noch weiter herumſchleppen.

Fiſcher: Drehe Deinen Spieß, Koch. Du ſtirbſt zeitig genug. Aber das letzte Huhn iſt noch nicht gebraten, und Deine Hand iſt noch nicht erſtarrt.

Spielmann: Wie hoch iſt's an der Zeit?

Fiſcher: Die Sonne verblutet tief im Weſten. Ich ſah den Kranich hoch durchs Himmelsrot zu Neſte fahren.

Spielmann: Es will Abend werden. Die Nacht iſt kühl und ſtumm.

Fiſcher: Ich denke, daß es noch gute Zeit hat, bevor die Nacht kommt, denn ſeht: die Schellen meiner Kappe klappern noch ein wenig. Zwar riecht ſie ſchon ſtockig genug, aber den Schimmel und die Flechten, die ſie zerfreſſen wollen, behindert der ſalzige Waſſerſtaub bis jetzt noch immer. Die kleinen Fiſchchen aus dem Netze nehmend: Freilich, wenn ich nicht mehr hinaus kann mit Angel und Netz und die kleinen, zappligen, ſchnalzenden Silberfiſchchen fangen, ſo iſt es um meine Kappe geſchehen.

Der Küchenjunge kommt.

Fiſcher: Woher kommſt Du?

Junge platzt heraus: Gebadet habe ich.

Fiſcher: Wo?

Junge: Im Meere, an dem heiligen Badeplatz. Schön war's! Ich habe mir Mut gefaßt, trotz des Verbotes. Die Kleider herunter — eins, zwei, drei — unter dem heiligen Nußbaum. — Der rauſchte. Grau war die Luft. Beinahe hätte mich Furcht übermannt, denn es flüſterte ſo in den Blättern — Ihr wißt — hoch zwiſchen den Zweigen, wo ſie das Kreuz aufgehängt haben mit dem blutenden Manne. Als aber der Schaum meine Füße ſpülte, floh die Furcht wie ein krächzender Rabe von mir. Ich mußte jauchzen und warf mich ins Tiefe — hei! Und wie ich ſchwamm und ſchwimmend lachte, da ſchoß die Sonne ein Bündel Strahlen durchs Bleigewölk. So wälzte ich mich in grüner Kriſtallpracht, warf mich herum auf den Rücken und dankte laut ſchreiend der Mutter Sonne. Und ſiehe da: ein bläulich ſchillerndes Waſſerjungferlein kam über die Fläche herüber mit feinem Klirren der Flügelchen und ruhte wippend auf meinem Bauch ...

Fiſcher: Du ſollſt Dich in acht nehmen, Junge! Zwei Galgen

hat der Oberprieſter aufrichten laſſen neben jedem Kreuz. Und die Raben ſind hungrig.

Junge: Beſſer, durch das hänfene Fenſter gucken, als Nägel durch die Hände geſchlagen, Nägel durch die Füße; beſſer, als mit Eſſig und Galle getränkt und mit dem Spieß in die Seite geſtochen zu werden.

Koch, zum Fiſcher: Was machſt Du da?

Fiſcher: Ich laſſe eine Mücke mein Blut ſaugen und ſchaue ihr zu. Es iſt luſtig, zu ſehen, wie ſie den langen Stachel in die geſchwollene Ader bohrt und anſchwillt von meinem Lebenssaft. Es iſt ein gutes Vergnügen, zuzuſchauen. Aber das größere folgt hinterdrein. Gebt acht: nun iſt ſie voll bis zum Berſten — nun ſchlag ich zu. Er erſchlägt ſie und lacht.

Koch: Unſer König iſt ein verlorener Mann.

Fiſcher: Wir alle ſind es. Es ſauſt mir vor beiden Ohren, und ich fühle mich oft übel zum Sterben. Das Fieber verzehrt mich. Ich höre meinen ſchnellen, haſtenden Atem, wo ich gehe und ſtehe.

Koch: Pfui Teufel! Was iſt das wieder für eine Art Muſcheln — nach Sumpf riechen ſie, peſtilenzialiſch! Ich bin kein Giftmiſcher, ſondern ein Koch — und Deine Fiſche ſtinken nicht weniger.

Fiſcher: Ja, Alter, da ſiehe Du zu. Meinſt Du, ich ſollte mich mit dieſen kraftloſen Armen aufs offene Meer hinauswagen? Ich will froh ſein, wenn ich mit meinem elenden Fahrzeug mich durch die Kanäle ſchleichen kann. Was ich greife und angele, iſt mir gut.

Spielmann: Der Tod bereitet ſich vor. Das Ende bereitet ſich vor. Zieht nicht das ſchwarze Gewölk ſeit Monden von Oſten her über das Land? Schwarz, furchtbar und ſtumm. Wir haben die alten Götter verlaſſen und ſündigen wider den neuen Gott. Die Erde wird erbeben und wird uns verſchlingen.

Ein Krieger im blauen Stahlhemd, mit blauem Stahlſchild, Wurfſpieß und Schleuder tritt ein.

Koch: Wache, was gibt es Neues?

Krieger: Mich friert. Die Kühle und Feuchtigkeit der Nacht dringt durch und durch. Erſt will ich mich erwärmen und dann erzählen. — Erſtlich iſt ein Wagen über die Zugbrücke gefahren, ſechs kleine ruſſiſche Pferdchen davor. Jetzt ſtehen ſie drinnen im Schloßhofe. Im Wachtzimmer ſagten ſie, daß der Beichtvater der Königin in der Kutſche geſeſſen ſei; ein alter, fremder, unbekannter Mann und ein Knabe. Mehr weiß ich nicht. Ich mußte dann meine Runde machen.

Koch: Es ſcheint zu Ende zu gehen mit unſerm König, wenn die Königin ihren Beichtvater ſendet. Wer doch nur wüßte, wie dies alles gekommen iſt!?

Krieger: Sie munkeln in der Wachtſtube, des Königs Krankheit rühre daher, daß er in ſeinen geheimen Gemächern eine ſchwarze Schlange füttere. Sie lebe von ſeinem Mark, ſagen ſie, und trinke täglich drei goldene Becher ſeines Blutes leer.

Fiſcher: Wenn es wahr iſt, was Du ſagſt, ſo wollt ich — weiß Gott — ich bekäme ſie zu Geſicht, daß ich mein bißchen übriggebliebene Kraft daranwenden und ihr meine Kappe könnte in den offenen Rachen ſtopfen. Was läge daran!? Entweder ſie würde an ihr verrecken, oder es wäre um meine Kappe geſchehen. Dann müßte ich freilich ohne Kappe ins Grab. Aber kitzeln ſollte es mich, noch im Grabe kitzeln, wenn ich die Schellen im Bauche der ſchwarzen Schlange klingen hörte!

Krieger: Ich muß hinaus. — Wißt Ihr, daß ruſſiſche Kaufleute heute vorübergezogen ſind? Sie haben drüben Raſt gehalten auf dem Erlenhügel. Sie hatten Sklaven und Pferdchen zum Verkauf, ſchöne, blaſſe Mädchen mit großen, ſchwarzen Augen und Haaren wie Kohle. Sie ſaßen ums Feuer und erzählten ſich, wie ganze ungeheure Völkerſchaften von Sonnenaufgang

ſich erhöben und ihren Zug nähmen gen Sonnenuntergang.
Er geht.

Stille. Verſchlafenheit. Der Küchenjunge erſchauert. Der Spielmann bläſt langgezogene Töne auf der Flöte und ſpricht dazwiſchen.

Spielmann: Es will ein junger König ſterben. Er gleicht dem Seevogel — tauſend Meilen vom Lande ſeiner Heimat ſpürt er den Tod in der Bruſt. So ſtrebt er, mit matten Flügeln ſchlagend, der Heimat zu — fliehend den Tod der Fremde, ſuchend mit letzten Kräften den Tod der Heimat.

Es öffnet ſich eine Tür links in der Ecke. Es wird ein ſchöner Krieger ſichtbar, blauäugig, blondgelockt, ein wenig blaß, aber voll Kraft. Er ſteht auf den unterſten Stufen einer Wendeltreppe, in die er hinaufflüſtert. Es iſt Alf, der Schloßhauptmann.

Alf: Tretet mit Vorſicht! Die Stufen der Wendeltreppe ſind morſch und abgenützt. Gelächter als Antwort.

Er tritt ein wenig vor, und ſogleich kommt ein junger, ſchlanker, goldgegürteter Knabe das Geländer heruntergerutſcht.

Helios ſteht da und ſagt lachend: So mache ich das! — Brrr — aber wo ſind wir hier? Hier duftet es gar ſehr nach Spülwaſſer, geſchabten Mohrrüben und ſo ſüßlich nach Fett. Könnt Ihr kein Licht machen?

Alf: Koch!

Helios: Soll hier ein Koch ſein? Das iſt mir eine recht ſaubere Höhle! Hier kocht man für einen König?

Alf: Koch! Schlaft Ihr ſchon wieder!? Es ſind Gäſte gekommen, ſind von der Reiſe ermüdet, wollen eſſen und trinken.

Der Koch grunzt im Schlaf.

Helios ſtößt an den Fiſcher: Heda! Du! Was biſt Du für einer?

Fiſcher: Was ich für einer bin?

Helios: Ja, Du kannſt es mir ſagen, wenn Du willſt.

Fiſcher: Ein Spaßmacher.

Helios: Du biſt ein trauriger Spaßmacher, ſcheint mir.

Fiſcher: Da habt Ihr den Nagel zu meinem Sarg recht eigentlich auf den Kopf getroffen, junger Herr. Ich bin ein trauriger Spaßmacher. Ich habe einſtmals eine hübſche Portion Witz beſeſſen — ein ganzes Netz voll kleiner, kribbelnder, krabbelnder und flatternder Vögelchen. Die reizendſten Kolibrichen, ſage ich Euch! Wenn ich ſie fliegen ließ — wie ich denn manchmal tat — ſo in der Sonne —, wißt Ihr, das war luſtig genug. Ja, ja, junger Herr, ich ſage Euch reine Wahrheit. Faßt Ihr in Eure beiden zierlichen Hände lauter geſchliffene Edelſteine — grüne Smaragde, Karfunkel, Rubinen, Perlen und Diamanten — und werft ſie wie Sand in die Luft, es funkelt und blitzt und leuchtet nicht bunter wie meine lieben Vögelchen alle.

Helios: Wo habt Ihr ſie denn gelaſſen — die lieben Vögelchen alle, wie Ihr ſie nennt?

Fiſcher: Ja, ſeht Ihr, das hat ſeine Bewandtnis. Ich weiß nicht, wie ich Euch das erklären ſoll. Es kam — ſozuſagen — eine böſe Seuche. Viele ſtarben, viele blieben im Sumpfe ſtecken, das Alter raffte die letzten hinweg. Und da die Sonne unſerem Lande zürnt, ſo hat ſie mir keine neuen ausgebrütet — aber deſto mehr Maden.

Helios: Was tuſt Du mit dieſer Angel, Freund?

Fiſcher: Daran hefte ich dieſe Maden und fange Fiſche mit ihnen. Ich fange Fiſche. Ich habe mich auf den Fiſchfang verlegt. Aber von Hunderten, die ich fange, iſt oft nicht einer genießbar. Entweder ſie ſchmecken nach dem Sumpf oder, was meiſtens geſchieht, ich zerquetſche ihnen die Galle. Ich kann mich anſtellen, wie ich will, ſo bringe ich Gallenfiſche. Da iſt's denn ein Freſſen für die Schweine — weiter nichts.

Helios: Ihr müßt an die Sonne, guter Freund.

Fiſcher: Das gebratene Huhn am Spieß wird eher Flügel bekommen und durch die Luft davonfliegen, als daß mich die Sonne wieder beſcheint.

Alf: So wollen wir wenigſtens den Mond hereinlaſſen. Er öffnet die Tür ins Freie.

Helios: Seltſam fremd iſt es hier.

Spielmann: Hüte Dich, Knabe!

Helios: Sprichſt Du zu mir?

Alf: Hüte Dich! hat er geſagt — und wahrlich, ich ſage wie er: Hüte Dich! Das Feuer der ewigen Mutter durchglüht Dich noch. Du trägſt in Deinen Augen den Stolz und den Glanz und das Glück des Lichtes. Ich weiß nicht, woher Du biſt, Knabe. Aber Dein Gang iſt nicht ſchwer wie unſer Gang. Bei Deinem Lachen erſchrecken die Fledermäuſe und fliehen haſtig. Aber der Gewalten der Nacht ſind viele in unſerem Lande. Es wäre ſchade um Dich, Du Sonnenkind.

Helios: Ich fürchte mich nicht. — Heda! Du! Küchenjung! Was nickſt Du mir immer heimlich zu? Kennſt Du mich denn?

Junge, Mohrrüben ſchabend, dumm in ſich kichernd, verlegen: Freilich kenne ich Dich.

Helios: Haſt Du vielleicht zu Salamanca mit mir ſtudiert?

Junge, kichernd: Du biſt nicht, was Du biſt.

Helios, ihn am Ohr ziehend: Nun halt Deinen Mund, Herr Junker Schmutzfink! Verſtehſt Du wohl?!

Alf, an der Tür: Hörſt Du das dumpfe, eherne Brauſen? Das ferne Toſen? Die See.

Helios: Iſt es das Meer — das große Heidenmeer?

Alf: Ja — das große Heidenmeer iſt es! Und dort drüben, wo Ihr es im Mondſchein hüpfen und ſpringen ſeht — weiße Schaumroſſe ...

Helios: Die Brandung! Ich will hin! Ich will das Meer ſehen! Ich will das große Heidenmeer ſehen! Ich hab mich nach ihm geſehnt — geſehnt. Ich habe mir große, roſenfarbene Muſcheln ans Ohr gedrückt und halbe Tage gehorcht, was ſie mir rauſchten, raunten und ſprachen. Laßt mich hinaus! Ich will hin! Meer!

Großes Heidenmeer: Sei mir gegrüßt! Ich komme zu Dir. Warte nur. Halte mir einen Delphin bereit — er ſoll mich nach Helixoia tragen!

Alf: Was iſt Helixoia, Knabe?

Helios: Weißt Du das nicht? So laß Dir's von meinem Vater erzählen, Mann. Dort lebt ein Volk, ganz anders als Ihr. Und immer im neunzehnten Jahre kommt Apollo zu ihnen herab, tanzend, Kithara ſpielend, von kreiſenden Schwärmen ſingender Schwäne begleitet. Sei mir gegrüßt, Du Meer!

Alf: Haſt Du das Meer noch niemals geſehen?

Helios: Niemals! Nein! Ich will hin!

Alf: Du kannſt nicht hier hinaus. Du verſinkſt im Sumpfwaſſer.

Helios: Ich ſpringe hinüber.

Alf: Ich höre Ruderſchläge. Seid ſtill! Es iſt die Stunde, in welcher der König hinauszurudern pflegt.

Helios: Kann man ihn ſehen, wenn man ſich verborgen hält?

Alf: Sei ſtill und rühre Dich nicht.

Helios: Euer König iſt krank?

Alf, bewegt: Ja!

Helios: Euer König iſt ſchön?

Alf: Unſer König iſt ſchön und krank.

Helios: Sie ſagen, es gleiche ſein Haupt der weißen Lilie, welche auf ſchwarzem Waſſer ruht...

Alf: Still! Dort iſt er.

Helios: Weshalb rudert er doch hinaus — ſo allein des Nachts?

Alf: Niemand hat es erforſcht. Unſere Fiſcher meinen, man höre in ſtillen Nächten, draußen, vom Grunde des Meeres herauf, Glocken läuten — und wer dieſe Glocke einmal gehört, ſo meinen ſie, der müſſe ſie hören und wieder hören und verginge in Sehnſucht nach der Tiefe.

Helios: Hat Euer König die Glocken gehört?

Alf: Das weiß Euch niemand zu sagen.

Helios: Ist Euer König jung?

Alf: Dreißig Sommer. Hört Ihr, wie langsam, langsam er mit den Rudern ins Wasser taucht? Gebt acht, jetzt könnt Ihr das silberne Kreuz an der Spitze des Nachens sehen. Er biegt um die Erlen — da — jetzt leuchtet der Mond in sein Gesicht.

Helios, verzückt: Ich sehe ihn. Ich sehe sein Gesicht. Starrt hinaus und versinkt in Schauen.

Spielmann, wie im Traum: Es ist ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein schwerer Traum.

Ende des Fragments.

Das Hirtenlied

Fragment

Erſter Akt

Der arme Künſtler liegt auf dem Ruhebett ſeines Arbeitsraums. Ein ſtarker, männlicher Engel tritt aus dem Mittelvorhang, der dieſen Raum teilt.

Der Künſtler:

Was willſt Du?

Der Engel:

Warum liegſt du trüb und faul
auf Deinem Lager, ganze Tage lang,
und rührſt Dich nicht?

Der Künſtler:

Mich hungert! ich bin ſchwach!

Der Engel:

Steh auf! geh aus! und ſuche Dir Dein Brot!

Der Künſtler:

Ich mag nicht!

Der Engel:

Wer zu träg iſt, aufzunehmen,
was Gott der Herr zur Nahrung ihm beſtimmt...

Der Künſtler:

Das Brot, das in dem Kot der Straße liegt,
iſt mir zum Ekel. Bücke ſich, wer will,
es aufzuheben. Weiß mir Gott im Himmel
nicht reinere Speiſe, meid ich ſeinen Tiſch.

Der Engel:

Du ſündigſt!

Der Künſtler:
Nein. Gott ſündigt, und nicht ich.

Der Engel:
Du läſterſt!

Der Künſtler:
Nein, Gott läſtert, und nicht ich.
Wo hat ihm einer treu wie ich gedient?
Ich hab ihm rein bewahrt die reine Flamme,
warum verſagt er mir das heilige Öl?
Mit Talg von Schweinen mag ich ſie nicht nähren.

Der Engel:
Was Gott gereinigt, mache Du nicht unrein!

Der Künſtler:
Was willſt Du und wer biſt Du?

Der Engel:
Ich? Dein Engel!

Der Künſtler:
Mein guter Engel?

Der Engel:
Ja!

Der Künſtler:
Darf ich Dir's glauben?

Der Engel:
Betrachte mich vom Scheitel zu den Füßen:
Du findeſt weder Falſch noch Fehl an mir.

Der Künſtler:
Du biſt ein Spuk, nichts weiter! Sieh, ich liege,
vor Hunger fiebernd und vor Dunkelheit,

allein, vergeſſen unter Staub und altem
Gerümpel, und da malt mein armes Hirn
Dich in die Leere.

Der Engel:

Faſſe meine Hand!

Der Künſtler:

Warum? ſie ſcheint mir ſtark, doch iſt ſie's nicht.

Der Engel:

Du kennſt ſie nicht!

Der Künſtler:

Du ſpotteſt! wäre ſie
nicht ſchwach und unnütz, Deine Engelshand,
wie läg ich hier geſchlagen und entnervt?
Nein! nein! nur fort! Du hohles Trugbild, fort!

Der Engel:

Ich bin kein Trugbild!

Der Künſtler:

Aus der wüſten Gärung,
der großen Babel biſt Du aufgeſtiegen,
aus Blaſen, giftigen Dämpfen, was weiß ich!
Hör, wie ſie toſt, die Stadt, die mich begräbt,
mich und mein reines Licht!

Der Engel:

Du irrſt, mein Freund!

Der Künſtler:

Spuk! hebe Dich hinweg! Schreib meinethalb
Dein ‚Mene mene tekel' an die Wand!
Mich ſchreckſt Du nicht. —

Der Engel:

Steh auf, der Frühling kommt.

Der Künſtler:

Du machſt mich lachen!

Der Engel:

Und das will ich tun!

Der Künſtler:

Du machſt mich bitter lachen. Sprichſt Du nicht,
als wäreſt Du die Macht und Herrlichkeit?
Erborgte Majeſtät von meinen Gnaden!
Leb nur ein Weilchen, meinethalben, Freund!

Der Engel:

Fühlſt Du es nicht von meinen Flügeln ſtrömen
wie Duft von Blumen, die am Waſſer tändeln?
Siehſt Du das Waſſer nicht durch Wieſen ſprudeln?
in ſchmaler Rinne, über blanke Steinchen?
Sieh dort, ein Veilchen! Sieh, ein Gänſeblümchen!
Leg Dich dort nieder, dort, am trocknen Hang,
wo leis umher, doch trunken, kaum erwacht,
ein Molkendieb ſich tummelt in der Sonne.

Der Künſtler:

O ferne Heimat! weißer Schmetterling!
O Frühling! Land der Jugend! Land der Freiheit!

Der Engel:

Was ſäumſt Du noch? ſteh auf und folge mir!

Der Künſtler:

Ins Grab?

Der Engel:

In Deine Heimat folge mir!

Der Künſtler:

O Gabriel! — denn alſo tauf ich Dich,
weil wie Verheißung Deine Worte brennen

in meinem Herzen — ob ich es auch weiß,
daß Du nichts biſt, nichts ſagſt, als was Du lügſt...
O Gabriel, Phantom, ich kenne beſſer
den Weg, den, tret ich einmal hier hervor
aus meiner finſtren Kammer, ich muß pilgern:
Durch abgelegne Gaſſen muß ich ſchleichen,
in Keller kriechen, die nach Fuſel duften,
muß Speiſe ſchlingen, die mich ekelt, muß
Geſtank, verdorbne Dünſte in mich atmen.
Dort, wo die Peſt des Laſters ewig frißt,
Verworfenheit Gott ſchändet, wo der Menſch,
ein viehiſch Zerrbild, ſich im Schlamme wälzt,
iſt meine Wohnung: dorthin führt mein Weg.

Der Engel:

Du irrſt!

Der Künſtler:

Da haſt Du recht. Ein Labyrinth
umgibt mich dieſe Stadt, darin ich nun
ſeit zwanzig ſchweren, leeren Jahren irre.
Die Gänge ſind von ſcharfem Qualm erfüllt.
Hier gleicht die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht.
Hier ſind der Schrei der Luſt, der Schrei des Wehs
zwei Brüder: Zwillingsbrüder! mehr als das:
ganz eins ſind beide, unzertrennlich eins.
Und immer gellt der eine, gleiche Schrei
gehetzter Kreatur! Schlaf iſt nicht Schlaf!
Wachen nicht Wachen! und der Friede iſt
ein altes, totes Wort, das nicht mehr gilt.
Such ihn, den Frieden, Engel Gabriel,
und bring ihn mir! Vergebens gehſt Du aus:
Du wirſt nicht auf dem Markt, nicht in den Gaſſen,

nicht in den Kirchen, noch in den Paläſten
die weiße Taube finden, die Du ſuchſt.

Der Engel:
Vertraue mir! Die Stadt hat Tore. Komm!

Der Künſtler:
Gib mir die Hand, dies war ein Wort, das gilt.
Ja, führe mich, Du lieber Friedensfürſt —
denn jetzt erkenn ich Dich — zu meiner Pforte.
Öffne ſie leiſe und entlaß mich lind.
O könnt ich Dir vertrauen! Sieh, ich ſelbſt,
wie Kork auf einem breiten, wilden Strom,
bin willenlos. Ich kann den Mut nicht finden,
den mancher fand, den letzten Mut ins Freie.
So oft ich in Bereitſchaft mich geglaubt,
den Torgriff in der Hand, bebt ich zurück.

Der Engel:
So komm, vertraue mir!

Der Künſtler:
Ich kann nicht! geh!

Der Engel:
Was hält Dich noch?

Der Künſtler:
Mein Werk.

Der Engel:
Was für ein Werk?

Der Künſtler:
Das Werk, darum ich lebte.

Der Engel:
Lebteſt Du
um eines Werkes willen?

Der Künſtler:

Allerdings!
Was denn rechtfertigt mich, wenn nicht mein Werk?

Der Engel:

Rechtfertigen vor wem?

Der Künſtler:

Vor meinen Brüdern.

Der Engel:

— Die Du zurückläßt in der Stadt der Schmerzen,
ſie fragen nicht nach Dir und Deinem Werk.
Geh nur von ihnen, Mann! ſo wie Du kamſt!
Sie wiſſen nichts von Dir und Deiner Schuld.
Komm nur!

Der Künſtler:

Noch nicht. Phantom, heb Dich hinweg!
bedarf ich Deiner, ſprech ich Deinen Namen.
Du kamſt zu früh! Du bliebſt zu lang! Nun geh!
Ich wiſche Dich von meiner Tafel aus,
wie Linien aus Kreide, die ich zog.
Noch ſtehſt Du? willſt Du mehr ſein als Du biſt?
Die Zeiten ſind vorüber, wo die Engel
des Herrn wie gleich und gleich gewandelt ſind
unter uns Menſchen.

Der Engel:

Wieder irrſt Du!

Der Künſtler erhebt ſich, traumwach, tritt zur Staffelei:

Nun!
wenn Du nicht weichen willſt, ſteh denn, Phantom!
Steh ſtill, auf daß ich Dich mit meinem Pinſel
auf dieſe Leinwand banne.

Der Engel:
Sag, was malſt Du?

Der Künſtler:
Rahel am Brunnen!

Der Engel:
Armer, armer Mann!
Wie willſt Du malen, was Du nie geſehn?
Was weißt Du von dem friſchen, ſtarken Weinſtock
im Garten Iſrael? Vergebens langſt Du
nach ſeinen jungen Trauben. Deine Seele,
ſo ſehr ſie ſchmachtet nach den Himmelsſüßen,
ſo brünſtig ſie verlangt, kennt ſie doch nicht.
Rahel war ſchön...

Der Künſtler:
Ich weiß!

Der Engel:
Was weißt Du? nichts!
Sie war, daß, wer ſie ſah, ſich niederwarf
vor Gott, anbetend, ſtammelnd, ganz zerknirſcht.
Sie war ein Weib...

Der Künſtler:
Ich habe ſie erblickt,
einmal, in meinem Traum!

Der Engel:
Rahel war ſchön...
ſo ſchön, daß Deine Träume ſich erleuchten
von ihrem Schatten. Dieſes Schattens Schatten
auf Deiner Leinwand wäre Glücks genug:
doch er verſagt ſich Dir.

Der Künſtler:
O Rahel! Rahel!

Der Engel:

Du ſeufzeſt! ſieben Jahre diente Jakob
um Rahel, und die Jahre däuchten ihm
wie Tage, alſo hatte er ſie lieb.
Und nie hat Gott der Herr ein Menſchenkind
höher begnadet, als er Jakob tat
mit dieſen ſieben Jahren.

Der Künſtler:

Rahel! Rahel!
um Deines Schattens Schatten dien ich nun
dreifach die Zeit als Jakob, hoffnungslos.

Der Engel:

Um Rahel dient Ihr alle!! Ja, ſo iſt's!
um Rahels Schatten. — Dieſer Zeiten Sturm
und Krieg iſt Krieg und Sturm um ihretwillen.
Doch Rahels Schatten flieht, indes ſie kämpfen:
Er flieht und flieht! Betrogner! folge mir!
Worum Du harrſt und harrſt, das iſt nicht hier.
Ich aber führe Dich ins Land der Träume,
der bunten Wolken, deren Mutterſchoß
allein uns geben kann, wonach wir ſchmachten.

Der Künſtler:

Mit Träumen ward ich ſchon beſchenkt genug,
o Gabriel! das bunte Rauchgeſchwele
beklemmt mir Herz und Hirn, erſtickt mein Haupt.
Willſt Du mich führen, leite mich ins Helle!
ins klare Sonnenlicht des friſchen Tages!
Mit Träumen ſchreckſt Du mich. Laß endlich mir
den ſtarken Morgen alles Traumgewölk
durchtrennen! Gib mir jenes ganze Sein,
das keines Traums bedarf.

Der Engel:

Tor, der Du biſt!
Das Sein, das keines Traums bedarf, heißt Tod.
Blick um Dich!

Finſternis. Allmähliche Verwandlung.

Der Künſtler:

Wo denn ſind wir? ſage mir —
Biſt Du mir noch zur Seite, Gabriel?
wie lange, ſag mir, ſollen wir noch wandern?

Man erblickt die Geſtalten des Engels und des Künſtlers wie die zweier Wanderer zuweilen hervortreten. Der Engel iſt Führer.

Der Engel:

Im Oſten, tief, ob fernem Hügel, ſieh,
ein ſchmaler Wolkenſtreif, der ſich durchhellet.
Dort ſteigt uns bald das große Licht herauf,
das einen neuen Tag uns muß gebären.

Der Künſtler:

Mich dürſtet! ich bin müde! Laß uns raſten!
Die Nacht war lang und ſteinicht iſt der Weg.
Wir haben rauhe Klüfte überſtiegen,
einſame Päſſe, Gletſcher, und durch Ströme,
die kalt und toſend aus den Felſen brachen,
ſind wir geſchwommen. Meine Zähne klappern
im Froſt. Bald wieder wird in heißen Wellen
Glut mich durchdringen, die mich ganz ermattet.
Ich bleibe hier! ich will nicht weitergehen!

Der Engel:

Wohlan! ſo diene uns zur Ruheſtätte
auf jener Halde ein bemooſter Stein.
Ich laſſe Dich aus einer Quelle ſchöpfen,

die manch Jahrtauſend jene Stätte heiligt.
Gar viele Wandrer Himmels und der Erden
hat ſie erlabt: erlabe ſie nun Dich.
Und — Jakob! Strecke Deine Hände aus:
die Frucht des Feigenbaumes über Dir
wartet auf Dich, daß Du ſie nimmſt und iſſeſt.

Die Szene verändert ſich. Im allmählichen Tagen ſieht man den Künſtler und den Engel an einem Felſenquell ſitzen. Aus dem Felſen über ihnen iſt ein mächtiger Feigenbaum herausgewachſen. Sonſt eine Ferne von Wieſen und ſanften Hügelungen. Gruppen uralter Bäume.

Der Künſtler:

Herr, hier iſt gut ſein! — Sieh, ich wußte nicht,
daß Du hier weileſt, Herr! — O Gabriel!
Freund Du und Mittler! Habe Dank! Ich bin
geborgen hier, ich fühl's, nah dem Allgütigen!
bin heimgekehrt! zum Brunnen meines Vaters.
Und er, mit ſeiner Hand, von Ewigkeit
getreu, reicht mir den Becher, ſchenkt mir Früchte
voll heißen Lebens. Nun, ich küſſe ſie:
Die Früchte küß ich und den Becher küß ich
und falle reuig auf mein Angeſicht.

Morgenröte.

Der Engel:

Ich aber recke hoch in Gottes Frühe
das Schwert. Entfach es ſich am Himmelsfeuer
zum Flammenzeichen dieſer jungen Welt!
Denn, Bruder, wo dies Schwert uns nicht mehr brennt,
ſo iſt des Blinden leere Augenhöhle —
vergleichſt Du ſie mit unſrer Blindheit — Licht!
ein Quell des Lichtes! Reichtum! Segen! Gnade!
Horch, Herdenglocken!

Der Künſtler:

— Nichts! zu meinem Ohre
dringt Deine Stimme, meine, ſonſt kein Laut.
Von ſolcher Stille hab ich nie gewußt.
Verlaßne Wieſenflächen, grün gebreitet.
Gewalt'ge Wälder Laubes, über Stämmen
von Rieſenmaßen. Haine, welche beben
und ſchillern, wenn das junge Blattgewölk
ein Lüftchen regt. — Hier möcht ich Hütten bauen!!
Wo blickſt Du hin?

Der Engel:

Auf jene Herde dort,
die, langſam wandelnd, immer höher graſend
am weichen Hügel, ſich zum Brunnen nähert.

Der Künſtler:

Wo?

Der Engel:

Dort! und hörſt Du nun die Glocken?

Der Künſtler:

Ja,
nun hör ich Glocken. Kühe wandeln dort,
vom braunen Stier geführt, der, tief geſenkt
den ſchwarzen Nacken, ſchwer ſich aufwärts graſt —
Und unten ſeh ich Hirten. Sage mir:
wie heißt dies Land und wer bewohnt es?

Der Engel ruft durch die Hände:

Hört,
Ihr Hirten! Hier, ein Mann, unkund der Gegend,
fragt, wer Ihr ſeid, woher des Wegs Ihr zieht
und wie das Land ſich nennt, darauf Ihr weidet!

Der Künſtler:

Ich höre ſie lachen.

Der Engel:

Warum lacht Ihr? ſprecht! —
weil ich ein Engel bin und ſie befrage.
Gedulde Dich! — ſchon hör ich nah und höher
die Herde ſchnauben... Zwei junge Hirten kommen.
Richte nur getroſt
Dein Wort an ſie.

Der Künſtler:

Wer ſeid Ihr?

Erſter Hirt:

Hirten Labans!

Der Künſtler:

Wie heißt dies Land?

Erſter Hirt:

Meſopotamien!

Der Engel:

Du ſiehſt mich fragend an und faſt beſtürzt:
Was dieſe Männer ſagen, darfſt Du glauben.
Wie geht es Laban, Eurem großen Herrn?

Erſter Hirt:

Es geht ihm wohl.

Der Engel:

Und Rahel?

Erſter Hirt:

Rahel? ei!
kein Füllen iſt ſo wild und ſo geſund
in Labans Herden.

Zweiter Hirt:

Wenn Du warten willſt,
ſie bringt die Lämmer hinter uns zur Tränke.

Der Engel:

Ich kann nicht warten: meine Zeit iſt um.
Leb wohl nun — Jakob! Du bedarfſt fortan
nicht mehr des Führers. Wohlgeleitet ſind
die Kinder dieſer jugendlichen Triſten.
Zum Vater dieſes Gartens eil ich auf,
des ſtarkes Herz Euch liebt, des mächt'ger Arm
Euch ſchützt, in deſſen Hut die Herden weiden.

Der Künſtler, dem entſchwindenden Engel nachblickend:

Er wirft ſich in den Raum! Die Flügel breiten
ſich aus wie Segel. Ruhig trägt er ſich
fort über Täler, Flüſſe, höchſte Wipfel,
und eilig folgt ſein Schatten übers Erdreich.

Erſter Hirt:

Woher denn kommſt Du, Fremdling?

Der Künſtler:

Fragſt Du mich?

Zweiter Hirt:

Wir hätten gern gewußt, woher Du ſtammſt.

Der Künſtler:

Wißt Ihr, was Träume ſind? Ihr ſchüttelt beide
die braunen Köpfe. Nun, was hilft es mir,
wenn ich Euch ſage, daß ich aus dem Lande
der Träume ſtamme!

Erſter Hirt:

Wohin pilgerſt Du?

Der Künſtler:

Ich bin am Ziel. Ich höre ſingen...?

Zweiter Hirt:

Rahel,
mit ihres Vaters Lämmern, kommt zur Tränke.
Heil, Tochter Labans!

Der Künſtler:

Rahel, nahſt Du Dich?

Rahel erſcheint.

Rahel:

Ana und Magdiel, ich ſuche Euch!
Ihr hütet ſchlecht. Die Tiere Eurer Herden
zerſtreuen ſich und ſuchen Waſſer: tränket
ſie doch!

Erſter Hirt:

Wir warten Deiner Brüder, Rahel!
Wir ſind die Schwächſten nicht, doch ihrer zwei
bewegen nicht den Stein von dieſer Tränke.

Rahel:

Die Schwächſten ſeid Ihr nicht, doch ſeid Ihr ſchwach!
Was aber ſoll geſchehn? Die Lämmer ſchreien
und wollen trinken.

Der Künſtler, plötzlich mit Entſchiedenheit:

Locke, Tochter Labans,
die Schafe! ich indeſſen will den Stein
vom Waſſerbrunnen wälzen. — Hirten, treibet
doch Euer Vieh zuſammen und alsbald
heran zum Waſſer, nach den Schafen Rahels.
Denn neue Herden ſchwimmen aus der Ferne
hierher und wollen trinken. Sputet Euch!
auf daß der Zug nicht ſtocke, ein Gedränge

wohl gar entſtehe, wo der Stier das Lamm
zertritt und ſich die Schafe quetſchen, eins
das andre überdrängend. Geht und eilt!

Erſter Hirt:

Erſt laß uns ſehn, wie Dir gelingen will,
was einem Engel Gottes einſt mißlang.

Der Künſtler:

Wohlan! Er wälzt den Stein vom Brunnen.
Nun fort! und tut, wie ich befahl!
Die Hirten entfernen ſich mit Zeichen des Entſetzens.

Rahel:

Ich heiße, ſtarker Fremdling! Dich willkommen,
denn, wie es ſcheint, Du biſt uns gut geſinnt.
Wenn Dir's beliebt: zu meines Vaters Zelten
geleit ich Dich, ſie ſind nicht fern von hier
in einem Schattengrunde aufgeſchlagen.

Der Künſtler:

Ihr wohnt in Zelten?

Rahel, ſtolz:

Unermeßlich reich
iſt Laban, und ſo weit Du wandern magſt
in dreißig Tagen, alles Land iſt ſein.
Die ungezählte Menge der Kamele,
Schafe und Eſel, Rinder und Ziegen decken
auf Meilenweite rings die Erde zu.
Um ihrer Nahrung willen reiſen wir
von Ort zu Ort. — Und ich bin Labans Tochter.

Der Künſtler:

Auch ohne Reichtum biſt Du reich genug.
Doch ſage mir, Du wilde Blume, ſprich:

Dein Vater, der ein Fürſt iſt, wird er mich —
den Mann, der ſeine Armut hat, ſonſt nichts —
wie Du willkommen heißen?

Rahel:

Deine Augen
ſind voll Erſtaunen, wie nach langem Schlaf.
Und weil Dich jäh die Hirten hier erweckten,
ſo kommt's, daß Deine Fragen ſeltſam klingen.
Ich höre Leas Stimme. Lea! Schweſter!
Hier wächſt ein Heilkraut für des Vaters Wunde.
Du weißt, er klagt, daß ſie ſich nicht will ſchließen!
Ich ſammle mir davon und bring es ihm.

Leas Stimme:

Wer hat den Stein vom Brunnen uns gewälzt?

Rahel, zögernd:

Ich weiß nicht!

Der Künſtler:

Rahel, warum ſagſt Du das?

Rahel:

Ich will nicht, daß ſie kommt und Dich erblickt,
denn anders hab ich mich nunmehr beſonnen.
Eh ich Dich führe zu den Jurten Labans,
wo meines Vaters Weiber Dich umringen
und Kinder ſich an Deine Kleider hängen ...
wo Du mußt eſſen, trinken und erzählen,
ſollſt Du, in dieſer Stille, Worte ſprechen
allein zu mir.

Der Künſtler:

Was willſt Du hören? frage!

Rahel:

Dich will ich hören! Deiner Stimme Laute!
Sonſt nichts. Erzähle, ſage, was Du magſt!
Woher Du kommſt, wohin Du nun mußt reiſen,
aus welchem Volke Du entſprungen biſt...
kurz, was Du meinem Herzen kannſt gewähren!

Der Künſtler:

Nun, ſo gedulde Dich, bis meine Seele
ſich klärt und ich aus Klarem Klares ſchöpfe.
Bevor Du kamſt, verließ ein Engel mich,
der mein Begleiter war auf dunkler Straße.
Wo war ihr Urſprung? Wüßt ich das nur ſelbſt!
Von dieſem Feigenbaume nahm ich Früchte,
und als ich ſie gegeſſen, loſch in mir
das Geſtern aus. Kaum daß ich niederſaß,
nach vielen Mühen, trüben Wanderungen,
an dieſen Quellen, da umdrängte mich
die Heimat, und von meinen Schultern fiel
die Laſt der Fremde. Einſam und verloren
war ich, nun bin ich nicht mehr einſam, bin
dem Vater nah, dem Schutze und der Liebe.

Rahel:

Aus einem fernen Lande, Kanaan,
von meines Vaters Schweſter, ward uns Kunde,
durch Wanderhirten, wie wir ſelber ſind:
Es heißt, ſie habe Jakob, ihren Sohn,
hinausgeſendet, daß er ſich ein Weib
unter den Töchtern meines Vaters wähle.
Nun ſieh! mir ſcheint: Du biſt es! Biſt der Jakob,
Sohn Iſaaks, des großen Patriarchen,
und der Rebekka, meines Vaters Schweſter...?!

Und biſt Du's wirklich, der da kommen ſoll,
ſo ſprich! dann wart ich fürder keines andern.

Der Künſtler:
Ich bin's — und bin es nicht.

Rahel:
Und biſt es doch!

Der Künſtler:
Woran erkennſt Du mich?

Rahel:
Ich lag am Feuer
am hellen Mittag einſam bei den Schafen,
da kam es über mich, daß ich den Gürtel,
womit ich meinen Leib gegürtet, nahm
und ihn ins Feuer warf. Er ward verzehret.
Und wie der grade Rauch gen Himmel quoll,
ſprach ich zu unſerem Gotte: Herr und Gott!
wenn einer kommt, ein Mann allein, und mir
den Felſen von dem großen Waſſerbrunnen —
und ungebeten — wälzt, ſo ſei es Jakob!

Der Künſtler:
Je nun, was ich Dir bin, das will ich ſein!
Ward je ein König ſo wie ich empfangen?! —
O Rahel, hat Dein Gott mich ſo geführt,
ſo darf ich auch den Namen nicht verleugnen,
den er mich tragen heißt: Ich bin's! bin Jakob!

Zweiter Akt

Das Zelt Labans im Hintergrunde. Vorn rechts aus mehreren Steinen ein Altar. Laban ſitzt auf einem Stein vor der Hütte. Rahel ſteht vor ihm.

Laban:

Willkommen, Rahel! Du, mein liebſtes Kind!

Rahel:

Ich dank Dir, Herr!

Laban:

Wo haſt Du Deine Schweſter?

Rahel:

Nach Lea fragſt Du mich? Ich weiß nicht, Herr!
Der alte Mann, der zu Kamele abends
die Runde macht, der krumme Simeon,
berief mich her zu Dir. Da bin ich denn.
Von Lea aber ward mir keine Kunde.

Laban:

Ihr meidet Euch! Ihr Schweſtern! Du und Lea! — ?
Kind, hebe Deine Augen auf! Ich weiß
von Deinen Heimlichkeiten mehr als Du,
auch wenn Du mit den Wimpern ſie verſchleierſt:
Um Jakobs willen ſeid Ihr uneins.

Rahel:

Herr,
wir ſind nicht uneins!

Laban:

Setze Dich und höre.
Viel hab ich Dir zu ſagen. Merke auf!
Wenn morgen früh die Sonne ſich erhebt,
um von den Weideplätzen Deines Vaters

die Finſternis zu ſcheuchen, ſiehe, dann
beginnt der Tag, an dem vor ſieben Jahren
Du einen Mann zu meinen Hütten führteſt,
Jakob, Sohn Iſaaks.

Rahel:
Ich weiß es, Herr!

Laban:
Er ward empfangen unter meinem Volk
von uns mit Freuden. Während dreier Tage
ſtellten ſie Feſte an und brachten Opfer,
aßen und tranken fröhlich, und es ſchien,
als ſollten Spiel und Tanz und Harfenſchlagen
kein Ende finden. Wahrlich, Jakob ward
empfangen wie ein Fürſt, Rebekkas Sohn
von mir geehrt wie meiner Lenden Kind.
Es ſind dieſelben Bäume, unter denen
die Pauken damals dröhnten. Blick umher!
Und wo mein Zelt vor ſieben Jahren ſtand,
dort hieß ich meine Knechte heute es
mir wiederum errichten. Rahel, ſiehe:
Weiß iſt mein Scheitel, weißer noch als Silber
mein Bart. Ich ſehnte mich. Ich wollte wieder
mit Jakob fröhlich ſein. Denn meine Seele
war dieſem Mann geneigt von Anbeginn.
Den Jubelklang der Harfen jener Tage,
wo Gott ihn mir geſchenkt — in ſtillen Nächten
hat er ſeitdem mich oft beſucht! — ich will
ihn wieder hören.

Rahel küßt ſeine Hand:
Vater! Herr und Vater!

Laban:

Mich ſchmerzt Dein Dank. Noch iſt er nicht verdient
um Dich. Ich ſage beſſer: liebes Kind!
Wenn Du erſt ganz erfahren, was mir Gott
im Traum gebot zu tun, wirſt Du vielleicht
mir Deinen Dank entziehn vorerſt. Laß ſehn!
Morgen iſt Hochzeit! Jakobs und der Lea.

Rahel:

Ei nun, ſo laß auch mich beim Feſte ſein,
ich habe bunte Röcke mir gewebt,
und Jakob, der Dir ſieben Jahre dient
um meinetwillen, wird Dir's danken, Vater!
Oh, laß mich jauchzen! Mein iſt Jakob, mein!
Und weil er mein iſt, will ich opfern, will
mein ſchwarzes, ſchweres Haar, ſo lang es iſt,
Dir auf den Altar legen: Kleider, Schuhe,
mein Lieblingslamm, den Stier, kurz: was Du willſt.

Laban:

Und Lea, Deine Schweſter, ſoll verſchmachten?

Rahel:

Vater, eh Jakob ging aus Kanaan,
war er ſchon mein. Die Kinder Gottes kamen
und warben um mich: Ich harrte Jakobs. Sieh,
ein ſtarker Engel führte ihn, den Starken,
zu uns, Ihr aber aßet miteinander
und tranket, während rings die Täler ſchollen
vom Lärm der Zimbeln, Harfen und Trompeten.
Geſegnet ſei die Stunde, da Du kamſt,
ſprachſt Du zu ihm, und bleibe bei uns, ewig!
Er blieb — um meinetwillen! — diente Dir

um meinetwillen, mehrte Deine Güter
ins Ungemeßne, und aus einem Volke
ſind wir zwei Völker worden. — Nun wohlan,
Jakob iſt mein! Was ſchiert mich Lea?!

Laban:

Rahel!
Der Trotz Rebekkas, meiner Schweſter, bäumt
in Dir ſich auf. Von ihrem harten Sinn
lebt auch in Dir ein Teil. O wäreſt Du
nun auch bedacht mit ihrer Klugheit! — Lea,
mein Kind gleich Dir, verbringet ihre Tage
mit Seufzen, ihre runden Wangen ſind
verfallen, ihre Augen ohne Glanz,
ihr Tun ganz ohne Kraft und ohne Glück.
Dem Weinſtock gleich ſiecht Deine Schweſter hin,
wenn Froſt ihn in der Blüte trifft. Sie wähnt
um ihrer Zukunft Früchte ſich betrogen: —
und iſt betrogen, wahrlich, wie ſie wähnt,
wo meiner Väter Gott — der ſtarke Gott! —
ſich ihrer nicht erbarmt in letzter Stunde.

Rahel:

Lea betrügt ſich ſelbſt. Jakob iſt mein!
Wer ihn mir nimmt, betrügt mich. Er betrügt
die Götter, die ihn mir geſchenkt, betrügt
auch den, um den er mich betrogen: Jakob!
Jakob iſt mein!

Laban:

O Törin! Jakob iſt
niemandes Eigentum. Nicht Deins noch meines.
Dein iſt die Magd, die ich Dir ſchenkte, Dein
der Knecht, der Hund, der Eſel, das Kamel,

das Schaf, die Ziege! Alles, was Du nimmſt
aus meinen offnen Händen; das Gezelt
ob Deinem Haupt, das Lager unter Dir,
obgleich es mein iſt, wie Du ſelber mein,
gehört Dir mehr und kann mit größrem Recht
Dein Eigen heißen. Dieſer Jakob aber
wird herrſchen! — Keines Weibes Gürtel kann —
auch Deiner nicht, obgleich Du ſchön biſt, Rahel! —
ihn binden, daß er liege, wie ein Farren,
beſchickt zum Opfer. Selber wird er ſchlachten
die Hekatomben Gottes, als ein Zeichen
des Bundes der Gewaltigen: nicht ein Knecht.
Blind war Dein Auge, wenn Du nicht erkannteſt,
was doch am Tag iſt, unwert Jakobs. Geh!

Rahel:

Wo Jakob mir nicht wird, ſo will ich ſterben.

Laban:

Geh zu den Jägern. Laß in Deinen Käfig
Dir einen Adler ſperren, Närrin Du!
und achte, bis er Dir zum Spotte wird:
Dann komm und ſprich von Jakob. Bis dahin
leb oder ſtirb! Doch dies, bei meinem Zorn:
Gleich einer Stummgebornen ſollſt Du ſein
in dieſen Tagen! Und in Furcht und Beben
erkenne mein Gebot, Jakob zu meiden.

Lea erſcheint.

Weh', wenn Du wollteſt gen den Stachel lecken! —
Tritt näher, Lea! Lea tritt heran.
Reichet Euch die Hände!
Ihr ſeid ein Blut! ſo werdet auch dereinſt
ein Herz! Nun, Rahel, ſei geſegnet, geh! Rahel ab.

Bring Krug und Becher mir aus meinem Zelt.
Mich dürſtet. — Sage mir... Dein Gang iſt müde!
unſtet und ſcheu Dein Blick! Was fehlt Dir?

Lea:

Nichts.

Laban:

Nun, ſo belog mich Silpa, Deine Magd.
Sie kam zu mir und ſagte: Lea kränkelt!
Du weigerſt, Milch zu trinken, Brot zu eſſen,
und auch vom Opfertiere nimmſt Du nichts.
Ich aber, der Dich liebt, Dein Herr und Hirt,
will nicht, daß Du verwelkeſt vor der Zeit,
wie Gras im Sommer; komm, vertraue mir!
Ich ſehe, daß Du ſprichſt, doch hör ich's nicht.
Wenn irgendeine Krankheit an Dir nagt,
ſo weißt Du, wie ich durch der Götter Gunſt
Heilkräfte kenne, die in Kräutern wohnen.
Wenn aber ihnen dann Dein Leiden nicht
will weichen, nun ſo mag, um Deinetwillen,
der Zehnte fallen meiner ganzen Herde,
zum Opfer. Sprich! Iſt irgend Deiner Seele
geheim ein Wunſch bewußt? Ein Wunſch vielleicht,
der unerfüllbar Dir erſcheint und den
Du dennoch wünſchen mußt mit einer Glut,
die jeden andern Wunſch in Dir verzehrt,
ſo nenn ihn mir. Sieh, groß iſt meine Macht,
und viel kann ich gewähren.

Lea:

So gewähre
mir eines, Herr und Vater! Sende mich
zu Deinen Weiden unten an den Flüſſen,
die gegen Abend liegen, mit den Hirten.

Heiß mich und Silpa heut noch unſer Zelt
auf der Kamele Rücken tun und wandern. . . .
weit, weit von hier!

Laban:

Erbitte, was Du willſt,
nur das nicht, Lea! Iſt Dir unbekannt,
wie jedermann im Volk auf morgen rüſtet?
Die Weiber backen, und die Knechte metzgen,
und Schläuche Weines liegen aufgereiht.
Du darfſt nicht fehlen, wenn zur Ehre Jakobs
der Lobgeſang erſchallt. Du darfſt Dich nicht
entziehn dem Auge Labans, Deines Vaters.
Der alte Hirte, der ich bin, er würde —
nicht achtend ſeiner übergroßen Herde —
nach dem vermißten Lamme ſuchen gehn.
Das aber will ich nicht. Mein Eigentum
ſei morgen mein. Und nichts von alledem,
was je mein eigen war, will ich entbehren.
Die Totenſpenden ſollen reichlich fließen,
und wer im Licht iſt, wird mit vollen Händen
von meinem Tiſche nehmen Wein und Brot,
wird mit mir ſchwelgen und wird jauchzen: So,
im Taumel meiner Freude, ſollt Ihr ſchmelzen
mit mir in Eins. Aus allen Euren Herzen
werde mein Herz, aus dem Ihr ſtammt! Mein Herz . . .
mit Euren tauſend Pulſen ſoll es ſchlagen.

Lea:

Dann gebe Gott, daß meins darüber nicht
zerbreche, Vater.

Laban:

Nun, ſo wappne Dich!
Nicht gegen Schmerzen, gegen Freude, Lea!

Denn morgen, wenn das laute Feſt erſtirbt,
die Kränze fallen von dem Kopf der Zecher,
die Feuer nur noch glimmen und im Reich
des Himmels Mond und Sterne klar
die laue Nacht regieren, wirſt Du, Lea! ...
Du hörſt mich? Du! nicht Rahel! Lea! Du!
in Jakobs Zelt an Jakobs Seite ruhn.

Lea:

O Rahel! Arme Rahel! Sie wankt.

Laban:

Faſſe Dich!
Was dieſer Kelch an Honig Dir enthält,
das ſauge Du getroſt. Auch Rahels Becher
ſteht ihr bereit in Eures Vaters Hauſe.
Indes wir reden, ſind die goldnen Bienen
nicht müßig in den Feldern, und von Blumen
brennt rings die Flur: Was Dein iſt, nimm es hin.

Lea küßt Laban den Fuß und entfernt ſich auf ſeinen Wink. Jakob, ehemals der Künſtler, kommt.

Laban:

Jakob, Sohn Iſaaks und meiner Schweſter
Rebekka, hochwillkommen biſt Du mir! Jakob kniet.
Du knieſt vor meinem Alter. Sieh, ich hebe
vom Sitz mich auf, um Deiner Jugend willen.

Jakob:

Du ehrſt mich, Laban!

Laban:

Setze Dich und ſprich.
Auf dieſem Steine ſollſt Du ſitzen, Bruder!
— einſt meines Vaters Stuhl vor hundert Jahren,
und heilig mir und meinem ganzen Volk —

zum Zeichen, daß ich dankbar bin. Geſchieht
mir doch im Herzen wohl, dieweil ich merke,
daß Du auch mich Gnade finden läſſeſt
vor Deinen Augen. Komm und ſetze Dich!

Jakob:

O Laban, Du erhöhſt mich ohne Maß!
Doch eh in Demut Deinem hohen Willen
der Knecht ſich fügt, laß ihn zuvor bekennen
und noch auf eignen Knechtesfüßen ſagen,
was durch drei Tagereiſen raſtlos ihn
getrieben, was ihn zwingt, vor Dich zu treten.
Ich habe mir vor meinem Gott gelobt:
ich will nicht eſſen, ſitzen oder liegen,
bevor ich nicht, frei in Dein Angeſicht,
bekannt, was mich bewegt.

Laban:

Ich bin bereit.

Jakob:

O Laban, Vater, großer Patriarch!
Nun da ich reden ſoll, ſtirbt mir die Zunge.
Was ich erſehnt, erſtrebt, mit Ungeduld,
nun hat es ſeine Stunde, und die Bruſt,
die jauchzen wollte, iſt voll banger Trauer.
Um dieſer Stunde willen dient ich Dir,
und nun ſie da iſt, Herr, umgibt ſie mich
mit einem ſtillen Volk wehmüt'ger Schatten.
Und alles, was in friſchen Säften ſchwoll,
iſt nun auf einmal welk in meiner Hand.

Laban:

Du lieber, heim'ſcher Fremdling, laß Dir ſagen:

In allen Traumgefilden unſres Gottes
gehet die Sonne früh, im Morgen auf,
und ſenket ſich gen Abend in die Nacht.
Des alten Tages Abend heißt ein Weh!
Des neuen Tages Morgen heißt ein Glück!

Jakob:

Herr, Deine Worte klingen mir herauf
wie aus der Seele Iſaaks, ſie kommen
aus tiefer Fremde, wie ein Vogel fliegt,
langſamen Fluges, lautlos, und ihr Sinn,
wie jenes Vogels Schatten, ſchattet mir
durch meiner Seele Licht. — Wo bin ich hier?

Laban:

Du biſt in Kanaan.

Jakob:

Im Paradies?
Und jener dunkle Vogel überfliegt
auch dieſes himmliſchen Bezirkes Grenzen?
Das dacht ich nicht.

Laban:

Gott machte ſeine Tage
aus Abend und aus Morgen überall.

Jakob:

Das dacht ich nicht. Und ſeine Schatten dringen
auch hier herzu und ſaugen gierig ſich
aus unſerm heißen Gottesblut ihr Sein,
das uns beſchwert?

Laban:

O Jakob, ſiehe dort...
was ſind die Schatten Deiner ſieben Jahre?
Siehe doch jene, die mich hier umgeben!

ſiehſt Du ſie nicht? Sie drängen ſich herzu,
wie Herden an die Tränke. Sieh, ich reiche,
ach, gern und willig, ihnen meine Bruſt.
Ein guter Hirte hütet auch der Schatten.
Du biſt ein guter Hirte! Sei getroſt!

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte?

Laban:

Ja, Du biſt es!
Von allen Hirtenfeuern ſteigt Dein Lob
wie eine klare Flamme ohne Rauch.
Du warſt gerecht als Herr, als Knecht getreu:
Hab Dank! — Du mehrteſt meine Herden, haſt
das Land geweitet, hielteſt mein Geſinde
in Zucht, und immer ſtand an Deinem Lager
des Nachts der goldne Friede und erhob
mit weißem Fittich ſich an jedem Morgen,
um über meine Auen hinzuſchweben.

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte? War ich das?
Willſt Du die Gnade krönen über mir
und mich ſo nennen? Herr, ich bin ein Nichts!
Ich kam im Sturm, ich wollte vor Dich treten
und fordern, doch vor Deinem Angeſicht
zerſchmilzt mein hoher Mut. Ich bin ein Bettler,
von Dir beſchenkt mit ſieben Seligkeiten:
den ſieben Jahren, die ich Dir gedient —
um Rahel: denn Du ſetzteſt Rahel mir,
Dein einiges Kind, in unbegriffener Güte
zum Lohn für meine ſieben Seligkeiten:
Zum Lohn für Lohn — o gib mir Rahel, Herr.

Ich habe nie gedient und nichts verdient!
Unwürdig bin ich Deiner ganz und gar!
Staub bin ich! Dein Geſchöpf! Ein Narr und Nichts!
Doch gib mir Rahel, gib mir Rahel, Vater!

Laban:

Du weißt, wer Rahel iſt? Sie gleicht dem Sterne,
der, auserleſen, zwiſchen meinen Herden
uns alle überflammt. Du bitteſt viel.
Die Kinder Gottes harren aus der Ferne,
wenn ſie vorübergeht, bis ſie ſich neigt,
und Cherubime ſenken ihre Augen.
Gott ſchuf in allen ſeinen Himmeln nichts,
das ſo glückſelig könnte ſein, als ſie:
Und alle ſeine Süße ruht beſchloſſen
in dieſes Kindes Schoß — doch — nimm es hin!

Ende des Fragments.

Kaiſer Maxens Brautfahrt

Idyll

Das Innere einer Bauernhütte, ärmlich, aber ſauber, im Hochgebirge. Es iſt gegen Abend im Herbſt, man ſieht durch die offenen Fenſterchen Himmel, Berge, Wieſen, Wald.
Emmerenz, ein altes Frauchen, ſitzt am Spinnrad.

Emmerenz:

's Fädl reißt, 's reißt immer wieder, reißt's entzwei,
das will was heeßen! na, was wird's denn heeßen ernd:
als mach dich fertig, denn dein Lebensfädl, altes Weib,
wird auch niemehr werweß wie lange haltn. Der Mann
is weg. Is nunter! 's war a Tag, wie heute warſch,
da koma Leute, die 'n nunter trugen auf
a Schultern und das fichtne Käſtl ſchwamm davon,
als wie a Hobelſpan in unſerm Bache ſchwimmt.
Von Stein zu Steine, immer drieber nunter weg,
zu Tale und wer weeß wohin? Wer kann das ſagn,
was wird, wenn's kommt, was emal kommen ſoll und muß:
Ich nicht! und andere auch nicht! nu, ich frag och nich
d'rnach. Man brennt ſich und 's tut weh. Man lebt,
ma legt ſich, abgemattet wie eins manchmal abends iſt,
ufs Bette und ſchläft ein: das tut nich weh und kann
der Tod ſein! ... und wer ſchläft ... und wer einſchlafen kann,
weshalbig ſoll denn der ni wieder kenn dernach
ufwachen, wenn die Zeit verſchlafen is? ...

Kaiſer Max, fünfundzwanzigjährig, im Jagdhabit, iſt eingetreten. Er führt die Armbruſt.

Emmerenz:

Guten Abend!

Max:

Schönen Dank! Ich deute Deinen Gruß mir, Alte, ſo,

als wenn Du mir nichts Übles wünſchteſt. Ob ich gleich
nur rate, nicht verſtehe, was Du ſagſt ... Wohin
muß ich mich wenden, welchen Weg empfiehlſt Du mir
hinab ins Kloſter?

Emmerenz:

Welches Kloſter, ſcheener Herr?

Max:

Der Bruderſchaft des heiligen Laurentius.

Emmerenz:

Erſt, wenn es Euch gefällig iſt, mein ſcheener Herr,
ſetzt Euch und ruht. Denn wer ſich hier herauf verirrt,
muß müde ſein.

Max:

Ich bin nicht müde. Sage mir,
wie weit nach Deiner Schätzung iſt es wohl von hier
zurück ins Kloſter?

Emmerenz:

Welches Kloſter?

Max:

Kann es wohl
ein anderes als das allbekannte Kloſter ſein,
auf halber Höhe des Gebirges? und geweiht
dem Schutzpatron der Gegend St. Laurentio?

Emmerenz:

Mein junger Herr, was Ihr da ſagt, verſteh ich nicht.
Denn von dem Heiligen, den Ihr nanntet, hört ich nie
bis jetzt: Zeit meines Lebens! und doch iſt
mein Alter fünfzig Jahr. Wie war der Name doch?

Max:

Wenn ich Dir ſage, wunderliches, altes Weib,-
daß der Fürſtbiſchof, Euer Oberhirt und Herr,

unweit dem Kloſter ſeine Burg errichtet hat:
den Stein, wo er dem Weidwerk ſich zu widmen pflegt.

Emmerenz:

O ja, das wär ich wiſſen, junger Herr. Mir wird
nichts weiter übrig bleibn. Ich ſtimmeliere ſchon
'ne ganze Weile, doch ich weiß: wie weit man geht
von hier: 'nen Tagesmarſch nach jeder Seite fort,
da hat's kein Kloſter auch nicht, wie Ihr ſagt,
'nen Stein.

Max:

Nun, Deine Tagesmärſche, geb ich zu,
ſind wohl zu kurz, dem heiligen Laurentius
alltäglich Deine Reverenz zu tun: indes
ſind meine Glieder immerhin noch friſch genug,
zu wandern, Deiner Tagesmärſche zwei und mehr,
heut, noch vor Nacht.

Emmerenz:

Das kann ich Euch nicht glauben, Herr.

Max:

Glaub oder glaub es nicht, nur gib mir einen Trunk,
wenn Du ihn haſt, am liebſten Milch, gib mir ein Stück
von Deinem groben Brot, und dann ade, leb wohl.

Emmerenz:

Es donnert und es wird a Wetter niedergehn.

Max:

Was tut's, iſt doch kein Faden trocken, ſo wie ſo
an meinem Jagdrock, wandern will ich, laufen und,
wenn's not tut, ſpringen, ſchwimmen meinethalben auch,
und iſt's nicht anders, wenn der Sturm mich etwa packt
— der Roland, der durch Eure Wälder, ſcheint es, zog

und Fichten knickte! oder mit der Wurzel sie
ausbrach! — so will ich fliegen wie ein Federspiel.
In allen diesen Künsten bin ich wohl geübt.

Emmerenz:

Was Euch so sehr nach Hause zieht, das kann wohl ernd
nischt Kleenes sein.

Max:

Das sagst Du wahr. Was bin ich hier?
Als wär ich meines Augenlichts
beraubt, als sei tot meine Hand: denn niemand folgt auf meinen [Wink!
als formt ich Worte und es trüge sie kein Laut,
denn niemand ruft auf mein Gebot: Ja, hier, Herr.
Auch hör ich nichts, denn wo ist hier der Pfeiferchor?
Wo ist Musik? Das dumpfe Brüllen einer Kuh,
das Meckern einer Ziege nehm ich nicht dafür!
Fast fühl ich einen Taub- und Stummgeborenen mich
und lahm dazu, und häßlich, einem Bauern gleich:
Ich, unter allen Menschen der zumeist Geachtete,
bin nun, zur Strafe dafür, daß ich einen Schritt
vom vorgeschriebenen Weg zu tun mich nicht enthielt,
sogleich verachtet, ausgesetzt, vergessen, nackt.
Ist der ein Mächtiger, dessen Macht sich gerade dann
in Ohnmacht wandelt, wenn er ihrer mehr wie je bedarf?

Emmerenz:

De Toten, die sind mächtig, bester Herr:
Wir, die hier auf der armen Erde krabbeln, nicht.

Max:

Oh, wenn Ihr ahnen könntet, Alte, wer ich bin.

Emmerenz:

Nu ja, ja, sehn se: freilich warsch vor langer Zeit,

da hatten wir ne Kalbe, die verkauften wir,
mei Mann und ich: a lebte damals noch, a is
jetzt tot: und als wir auf a Markt gekommen waren, da
ſahn wir a hänfnes Seil, hoch in der Luft,
und oben auf dem Seile ging a Mann. Er ſah
bald aus wie Ihr. Wir hatten unſre Freude dran,
wie ich an Euch.

Max:

Nun, wenn Du auch voll Runzel biſt,
wie eine Morchel, daß ich Dir gefalle, macht
Dich, wenn nicht grade ſchön, doch weniger häßlich, Weib,
allein, daß Du mich, wie ich bin, für einen nimmſt
von meinen Gauklern, einen, der die Brocken frißt
von meiner Knechte Tafel, ſchmerzt mich um ſo mehr.
Wo bin ich hier? an welchen Strand geworfen, und wie
heißt der kahle Stern, an welchem ich
geſcheitert bin: es iſt die blühende Erde nicht,
die ich bewohne und beherrſche. Allerdings,
auch ich hab lernen müſſen, auf dem Seil zu gehn,
hoch über allen Menſchenköpfen, und der Strick
iſt zwiſchen Rathausturm und Kirchturm feſtgeknüpft,
doch golden iſt mein Seil, und eine Kaiſergruft
empfängt den Leichnam, wenn ich falle.

Emmerenz:

Hier iſt Milch.

Max:

Das ſtärkt. Lebt wohl! Ich hab nichts, als Weidmannsheil
für heut zu wünſchen. Keinen Dank. Doch der ſich jetzt
als ein beſchämter Bettelmann von hier entfernt,
kehrt wieder, und er ſchüttelt goldne Fülle aus
auf Deinen Tiſch.

Anna, die Tochter der alten Emmerenz, tritt ein. Hübſches fünfzehnjähriges Bauernmädchen.

Emmerenz:

Tu Brot in ſeine Taſche, Kind! er will
nicht bleiben, ob's auch noch ſo ſehr vom Himmel gießt,
a kann a Morgen nich erwarten.

Max betrachtet verdutzt Anna:

Ei! wie kommt
das Kind in Deine Wildnis?

Emmerenz:

Herr, ſie iſt von Gott
hervorgebracht wie Ihr und ich: ein Mann, ein Weib
hat ſie gezeugt: ich war das Weib. Die Wieſen ſind
voll Blumen, die auf Füßen unſre Berge nicht
erſtiegen haben, und doch ſind ſie hier und blühen.

Max:

Mag ſein. Zu wenig faſt, wie mir jetzt ſcheinen will
hab ich den Blick geweidet in der Blumenwelt
auf Euren Bergen. Schönes Kind, wie heißt Du denn?

Anna:

Anna!

Max:

Mariens Mutter alſo nahmſt Du Dir
zur Schutzpatronin? Siehſt Du ſo erſtaunt darob
mich an? Kennſt Du Mariens Mutter nicht?

Anna:

Nein, Herr.

Max:

Die Jungfrau ſelber aber kennſt Du doch?

Anna:

Nein, Herr.

Max:

Nein, Herr? Am Ende biſt Du nicht einmal getauft?

Emmerenz:

Ihr müßt! Ihr müßt! Wir aber müſſen nich ins Kloſter gehn!
Deshalben, ſcheener Herr, verſäumt jetzt keine Zeit,
's wird dunkel, runter is die Sonne allbereits.

Max:

Nun, Alte, kommt es wahrlich ſchon auf eins hinaus,
ob ich hier noch ein Stündchen ruhe oder nicht.
Wenn Ihr mich unter Eurem Dach noch leiden mögt,
ſoll der beſternte Kanzler mittlerweile doch
das Reich regieren. Meinſt Du nicht?

Emmerenz, gutmütig-ſchalkhaft:

Du Morchel, Du!

Max:

Im Leben, Alte, muß ein jeder Spaß verſtehn.

Emmerenz:

Und ohne Spaß zu ſterben, wenn das Stündlein kommt,
warum denn nicht?

Max reicht ihr die Hand:

Und keine Feindſchaft zwiſchen uns!

Emmerenz:

Bewahre Gott. Ihr geht, wohin Ihr hingehört,
wir bleiben hier.

Max:

Und wenn ich Dich nun, Mütterchen,
dieweil ich andern Sinnes jetzt geworden bin
und Froſt mich anfällt, bäte, laß die Kleider mich,
die ganz durchweichten, trocknen hier an Deinem Herd?

Emmerenz, lachend:

Da müßte Euer Turmſeil warten, weiter nichts.

Max wirft Jagdtaſche, Rock und Armbruſt weg:

Ein Mann, ein Wort. Bring Reiſig. Jedes Zweiglein ſoll nach Läng und Breite mein Schatzmeiſter Euch in Gold zurückerſtatten, lodre hoch die Flamme auf!

Anna:

Hier, lieber Herr.

Max:

Ich rufe Anna Dich,
Du nennſt mich Max: wir wollen wie Geſchwiſter ſein,
nicht anders. Sieh, wie hoch die Lohe praſſelnd ſteigt!
Wie ſie uns beide, Dich und mich, mit Glut bedeckt.
Nie ſchien mir heilig ſo wie jetzt dies Element.
Dich, Feuer, hab ich lange ſchon im Knechtesdienſt.
Nun, wie vor einem Gotte möcht ich knien vor Dir.

Anna:

Laß mich den Rock von Deiner Schulter nehmen, Max.

Max:

Wie herrlich mir dies Abenteuer plötzlich ſcheint!

Anna:

Dein Hemd!

Max:

Du ſpaßeſt, ſoll ich nackend vor Dir ſtehn?

Emmerenz:

Sie wird die Bruſt Euch kneten, ſcheener, junger Herr,
wie ſie gewohnt war, ihrem Vater es zu tun,
am Abend, wenn ein Tagewerk verrichtet war.
Des Vaters Wams aus Ziegenfellen ſuch hervor!

Max:

Ja, kleidet mich in Felle! denn dies Kleid erſcheint
mir köſtlicher als Purpur jetzt mit einem Mal.
Macht mich vergeſſen, daß ich eine Puppe war,
tot und mit toten Edelſteinen ausſtaffiert,
die man herumtrug durch die götterloſe Welt.
Hier ſpür ich Götter und den unbekannten Gott.
Gebt Arbeit mir, denn Euch zur Laſt zu fallen bin
ich wahrlich nicht gewillt.

Anna:

Hier iſt des Vaters Rock.
Doch, Mutter, viel zu groß für unſern Gaſt.

Max:

Gib her.
Auch ſtinkt's ein wenig nach des Bockes Eigenſchaft.
Was tut's, auch der Geruchſinn ſtärke ſich einmal
an derber Koſt. Hab ich an meinem Hofe Herrlein nicht,
die ſtets in einer Moſchuswolke gehn
und nichts mehr riechen, ob auch von dem üblen Duft
die Kavaliere gelblich ſich verfärben rings.
Er iſt in zottige Ziegenfelle gekleidet worden.
So, wett ich, geht es mit dem grauen Zotten mir
und ihrem Biſam. Hei, wie das die Glieder wärmt!
Und wie ſich nun die ſtählern friſche Bergesluft
eintrinkt, im Schutze des durchſchwitzten Väterrockes!
Wann hab ich unterm Panzer je ſo wohlig mich
gefühlt und ſo geborgen. Was denn ſchaff ich nun?

Emmerenz, am Fenſter ſtehend, hinausblickend:

O Jes! Was vor a kleener Vogel hat ſich bloß
auf unſerm alten Kirſchbaum wieder eingeniſt?
Hert bloß! Der pfeift! Das hat man lange nicht gehert.

Was ſingt er denn? Wie der zum letzten Male ſang,
da war ich — dazumal, da konnt ich ſechzehn ſein!
Seitdem hab ich den kleen'n zweebenigen Sittig nicht
gehert und in der Nähe och nich mehr geſehn.

Max:

Was für ein ſonderbarer Vogel iſt denn das?
Stark ſingt er — ſeine Bruſt muß ſanggewaltig ſein!
der Kleine! Und die ganze Stube iſt erfüllt
von ſeiner Kehle Laut.

Er nimmt Anna bei der Hand und tritt mit ihr hinter die Mutter, alle drei blicken hinaus in den Kirſchbaum.

Max ſetzt die Rede fort:

Horch, Schweſter, komm und ſieh,
wie er, im Abendſchein verzaubert, gleichſam als
ein künſtlich Uhrwerk ſpielend, glüht.

Anna:

O Mutter!

Emmerenz:

Nun?

Anna:

Ich möchte, daß der Gaſt nie wieder von uns geht.

Emmerenz:

Der Vogelſteller iſt noch nich geboren, der
den kleenen Burſchen, der de dort im Kirſchbaum pfeift,
einfängt.

Max:

Ich tu's! Verlaß Dich, Alte, nur auf mich,
ich will Euch einen Vogelherd errichten hier,
trotz jenem Heinrich, den ſie Finkler einſt benannt,
und tauſend außer dieſem lockern Vogel hier,
fang ich mit Netz und Sprenkel Euch für Euren Tiſch.

Emmerenz:
Wo ſitzt der lockre Vogel, ſcheener junger Herr?

Max:
Wohin Ihr blicket, Alte, auf dem höchſten Zweig.

Emmerenz:
Und wo der andere, der nicht weniger locker is?

Max:
Das weiß ich nicht.

Emmerenz:
Nun, Ihr zweebeden Jäger, Ihr!
Da wär ich Euch was ſagn: Sucht Ihr zwee danach!
Ich will indes, damit er was zu picken hat,
für a Mehlwürmel ſorgen gehn!
Sie geht hinaus, läßt das Paar allein.

Max:
Was meint ſie denn?

Anna:
Oh, meine alte Mutter iſt oft wunderlich.
Kommſt Du mit mir, ich muß die Bläſſe melken gehn.

Max:
O nimm mich mit Dir, denn ein Grab wird ohne Dich
mir jeder Raum, ein Grab die ganze weite Welt.

Anna:
So komm.

Max:
Doch wo die Mutter nicht zugegen iſt.
Denn ſieh, mit Dir allein erfüllt ein ſolcher Geiſt
die Seele mir, daß ſie von ſüßen Schauern trieft,
ich haſſe jeden, ſollt es ſelbſt mein Bruder ſein,
mein Vater, deſſen bloße ſtumme Gegenwart

mich quälen würde, mir den Wein vergiften und
mit Feindſchaft mich erfüllen bis zur Raſerei.

Anna:

Nun laß uns Gras vom Boden holen gehn!...
Was tuſt Du denn?

Max:

Ich rede, mache Worte: weil Verworrenheit
mich überfällt! Weil Du ſo ſchön biſt! Weil Du mich
ſo anblickſt! So mit dieſem weiten Blau anſtrahlſt!
Ich halte ſcheu hier überm Handgelenke Dich
umſpannt, weil ich, wenn Du Dich losmachſt, ſterben muß.
Ich bin ein Tor, ein Kaiſer! Der nichts weiter will,
als Krone, Thron und Zepter, Scharlach, Hermelin
für eine Locke hinzugeben Deines Haars,
für ein Berühren Deines friſchen Knoſpenmunds,
ſo leiſe, wie der Flügel eines Schmetterlings.

Anna:

Berühr ihn, wenn Du ſonſt dabei nicht weh mir tuſt.

Max:

Sind dieſe Worte wirklich Deinem Mund entflohen?
Und wag ich es, den Kelch, der ſo verführeriſch
glüht, wie von kühlen Feuerweines Tau benetzt,
mich gierig anzuſaugen, einer Biene gleich?
Ich wag es nicht, weil Neid des Auges Sinn befällt,
dem eines Bruderſinnes Gier den Raub begräbt.
Und doch!
Er küßt ſie.

Anna:

Halt, Fremder, gib ein wenig Atem mir.

Max:
Die Blumenſeele trink ich Dir aus Deinem Leib.

Anna:
Nein! Nein! Wohin verirren Deine Finger ſich?

Max:
Sie ſchwelgten nie auf einer ſüßeren Weide, Kind.

Anna:
Ich ſterbe! Willſt Du mich denn töten, biſt Du denn
ein Gott, der meine Seele mit ſich nimmt?

Max:
Nein. Doch kein Gott hat reinere Wonnen je gefühlt.

Anna:
Die Mutter ruft! Ich ſterbe!

Max:
Und ich Dir im Arm.

Anna:
Zu Hilfe, Mutter, denn ich muß vor Glut vergehn!

Emmerenz kommt wieder:
Ei! Ei! Was muß ma da erleben, junger Herr!
Anna verſteckt ihr Geſicht in der Schürze der Mutter.

Emmerenz:
Was ſoll ma nun wohl zu eim ſolchen Gaſte ſagen?

Max kniet vor der Alten nieder:
Dies tat ein Gott, der mächtiger iſt, als Du und ich,
verzeih mir. Weiſe mich von Deiner Schwelle nicht;
denn wie ein Geiſt von ruheloſer Qual gepeitſcht,

müßt ich in alle Ewigkeit um dieſes Haus,
ſofern Du mich verſtießeſt, ächzend und verflucht,
an Ketten ſchleichen: aber ſonſt beſtrafe mich,
ich bin Dein Knecht: ſo laß mich harte Arbeit tun!
Dein bin ich! Einem Tiere gleich, nimm hin
den jungen Stier, auf daß er Deinen Pflug Dir reißt
durchs Ackerland, und was Du ſonſt ihm auferlegſt,
und ſei mit Stacheln meinethalb ſein Joch bedeckt.

Emmerenz lachend:

Halt! Immer ſachte! Gar ſo happig ſind wir nicht
uff junge Stiere. Bloß Ihr müßt Euch halt vertragn.
Was hat's denn aber, daß Ihr ſchon uneinig ſeid? —
Jetzt geht zur Strafe, gleich geht auf den Boden nauf,
a jedes rafft 'n Arm voll Heu und bringt das mit,
und in die Raufe, daß die Kuh zum Freſſen kommt.
Und wenn das Böckla etwa wieder ſtoßen will,
da packn bei a Hörnern — denn der Vatersrock
aus Bockshaut is, wie's ſcheint, an allem Unglück ſchuld:
gut Kirſchen eſſen war mit Vatern manchmal nich! —
Da! packn bei a Hörnern, ſag ich, zieh 'ms Fell
herunter, o, wie manchmal hab ich das gemacht!
und wie a nacktes Lämmel wird a vor Dir ſtehn.
Jetzt Eile, Eile, eh's noch vollends finſter wird.

Anna und Max ſpringen davon. Emmerenz bleibt allein; ſie fährt fort:

Man is halt tot. Man ſtellt a Lichtel auf a Tiſch
fer andre Leut, die de nich geſtorben ſein:
die ſehn's, was in dem Lichte für a Zauber is,
und da dawider hält ſich keene Finſternis.
Uns ſchließt ſie ein. (Sie horcht.)
Hei, ieber beede Treppen nauf!
Ein Habicht und ne weiße Taube! Wie ſe lacht!
Nu, Du kannſt lachen! Bin ich doch a altes Weib

und lache, daß mir Troppen in a Augen ſtehn.
O, o, der Sturm! Wie das in allen Fugen kracht,
das alte Haus! Halt feſte! Jeſ's, der Wirbelwind
im friſchen Heu! Das kreiſcht und ſpringt und tobt ſich aus,
daß ſich die Balken biegen: Lieber Gott, Du, Du!
Da möchte wohl a alter Türnoal* neidiſch wern.

* Türnagel.

Der Dom

Laßt uns nichts wegwerfen, denn wir können
einmal einen ſolchen Vers gebrauchen.
(Troilus und Creſſida) 4. Aufzug. 4. Szene.

Nacht. Sakriſtei. Mondlicht.
Martin allein.

Martin:

O Gott, Dreifaltiger,
Alleinig, Allgewaltiger,
wie oft ſchrie ich zu Dir aus tiefer Not,
Du mögeſt meines Herzens Blindheit heilen,
die Finſternis mit einem Strahle teilen,
den Schritt mir leitend gen ein Morgenrot.
Doch keine Straße will ſich mir entrollen,
von Nachtgewölk bleibt meine Bruſt umquollen.

Beſtimmt von meiner Mutter Herzeleide
zu Deinem Dienſt, kaum ihrer Bruſt entwöhnet
zuletzt umhüllt mit dieſem heiligen Kleide,
vom Hallen Deiner Dome ſtets umtönet,
wuchs ich und wurde, voll Dir hingegeben,
und liebte Dich und wollte Dir nur leben.

Ich ſchweige. Hab Erbarmen, wenn ich ſchweige.
Du hörſt ja dennoch, was ich ſchweigend ſpreche —
und darum ſchweig ich nicht, dieweil ich feige,
nur daß mich Scham vor Dir nicht ganz zerbreche,
denn meines Geiſtes Wirrnis wie ein Knäuel,
ſie iſt mir ſelbſt ein Grauen und ein Greuel.

Was lall ich! Wahrheit Dir von mir zu ſagen,
es hieße Waſſer in das Weltmeer tragen.
Und hat die Wirrnis irgendeine Stätte,

wo ſie nicht Wirrnis iſt, ſo wär's bei Dir.
O ſchenk ein Fünkchen Klarheit mir,
damit ich mich vom Wahnſinn rette.

O Herr! Ich habe Stimmen in der Bruſt,
die Tag und Nacht mit meiner Seele ſtreiten,
ſie ſchmeicheln ihr, ſie höhnen ſie zuzeiten,
ſie finden eine frevelhafte Luſt
daran, ſie bis ins Innre zu erſchrecken,
indem ſie Deinen heiligen Namen ſchmähn
und ihre Schwachheit wohl erſpähn,
um Böſes in ihr aufzuwecken.
O Herr! Wie oft muß ich ergrimmen
beim Toben dieſer innren Stimmen,
und wenn ich noch ſo ſehr ergrimme,
zu ſchwach iſt meine eigne Stimme,
ſie bringt ihr Lärmen nicht zum Schweigen.
Und Zweifel über Zweifel ſteigen,
Irrwiſchen ähnlich über Moor,
aus meines Weſens Grund hervor.

O Gott, ich bin ein Mönch, ein Chriſt,
von Deinem Heiligtum umſchloſſen,
von dem, was meines Vaters iſt.
Und ſieh: Wen hab ich zum Genoſſen? —
Wer iſt in dieſem heiligen Raum,
iſt in der Kirche, in der Klauſe
beinahe mehr als ich zu Hauſe?
Ich ſehe, rede, denke kaum,
daß nicht mit meinem Blick und Wort
und in Gedanken fort und fort
der Satan ſich mit mir vermiſche.

Mit jedem Beter tritt er ein,
taucht er die Finger in das Becken,
ja, ſelbſt in Deinem Brot und Wein
gelingt es ihm, ſich zu verſtecken.
Im Licht, das durch die Fenſter ſtrahlet,
auf jedem Bild iſt er gemalet,
er wirbelt hin in Weihrauchdüften;
und tönt Geſang vom hohen Chor,
ſo dringt er herrlich mit hervor
und jubiliert in heil'gen Lüften.

Wie kommt es, daß Du ſolche Macht
dem Feinde Deines Reichs gegeben?
Wie ſollen wir dem widerſtreben,
den Du zum Herrn der Welt gemacht?
Ein Fürſt der Engel an Gewalt,
unendlich vielfach an Geſtalt,
unendlich reichen Zaubers mächtig,
allfältiger Liſt und Bosheit trächtig,
dem es gelang, Dich zu betrügen,
wie ſollte den ein ſchwacher Menſch beſiegen!

Stübchen des Türmers, genannt Eckart. Der Alte ſitzt bei der Lampe. Es blitzt. Donner grollt. Der Wind pfeift. Es klopft.

Eckart:

Herein!

Fauſt und Michael treten ein.

Eckart:

Willkommen, Meiſter Fauſt!

Fauſt:

Hei, wie's in Eurem Turme ſauſt!
Und wieviel Stufen muß man ſteigen
im Finſtern um den Wendelſtein!

Eckart:
Oh, das gewöhnt ſich. Nur herein!

Fauſt:
So arg wie heute war es ſelten.
Mein Knabe will vor Angſt vergehn.

Eckart:
Man muß den Schwindel überſtehn.

Fauſt:
Ihr thronet zwiſchen zween Welten,
zu Haus in beiden. Aber wir
ſind doch nur kriechendes Getier.

Eckart:
Nehmt Platz in meiner niederen Hütte!

Fauſt:
Ein Scherzwort habt Ihr ſtets bereit,
Erquickung bei ſo ſchwerer Zeit.

Michael:
Horcht, Herr Magiſter — auf der Treppe! Tritte!

Fauſt:
Ihr könnt nicht glauben, dieſer Fant
iſt abergläubiſch wie ein Hexenrichter,
er malt Geſpenſter ſich an jede Wand
und hält von hölliſchem Gelichter
ſich für verfolgt und überall umlauert.

Eckart:
Und hat, Ihr wißt, damit ein wenig recht.
Allein das Fürchten, Knabe, ſteht uns ſchlecht.

Fauſt:

Er iſt verbildet, iſt verbauert,
bei ſeinem Vater tief im Land
hat er gedient als Miniſtrant.
Dort hat er das Weihrauchfaß geſchwungen,
auch ein wenig im Chor geſungen,
kann aber weder ſchreiben noch leſen.

Eckart:

So ſind wir alle einmal geweſen.
Nun Ihr zieht ihn Euch bald heran
und macht ihn zu einem gelehrten Mann.
Sein Auge iſt hell, ſeine Stirne iſt frei.
Ihr werdet ihn nach der Kunſt behandeln,
die Puppe in den Falter verwandeln.

Fauſt:

Es ſcheint, das Gewitter iſt vorbei.
Der Wind wird ſchwächer mit jeder Bö. —
Was gibt es Neues in Eurer Höh?

Eckart:

Die Frage iſt die: was wollt Ihr wiſſen?
Wieder hab ich zu vieles ſehen müſſen.
Denn es geſchieht auf dem Erdenrunde
Unendliches in jeder Sekunde.

Fauſt:

Getreuer Wächter im deutſchen Dom,
Plaudre gemächlich nach Deiner Weiſe
von Wittenberg etwa, dem deutſchen Rom!

Eckart:

Still, Herr Doktor, reden wir leiſe!
Vergeßt nicht, aus welchen Gewölben und Streben

wir beide hier oben uns erheben.
Spielt nicht mit dem Feuer, vermeiden wir das!
Wir ſitzen auf einem Pulverfaß.

Fauſt:

Ihr habt recht. Es trieft zum Glücke
von Waſſer in dieſem Augenblicke.
Sturzbäche fallen aus allen Traufen.

Eckart:

Deshalb wird nicht ein Pfaffe erſaufen.
Und ſei es Luther, ſei es Denck,
im Grunde haſſe ich Pfaffengezänk.

Fauſt:

Das gleiche wäre von mir zu ſagen,
kenntet Ihr mich nicht lange genug.
Es iſt die Plage aller Plagen.

Eckart, in einem Folianten blätternd, der vor ihm liegt:

Ich blättre in einem furchtbaren Buch.
Der Eriſapfel im Altertum
verblaßt vor ſeinem ſchrecklichen Ruhm;
um ſeinetwillen ward Troja vernichtet,
dies Buch hat Weltteile zugrunde gerichtet.
Jahrtauſende hat ſein Mordbrand verqualmet,
Zeitalter um Zeitalter hat es zermalmet,
um Patroklus' Leiche ward ſo nicht geſtritten,
wie um jede Zeile auf jedem Blatt;
um jedes Wort ward geſtritten, gelitten
ja um jeden Buchſtaben, den es hat.
Es machte die Menſchen zu reißenden Tieren,
zu feigen, ſchleichenden, blutgierigen Vampyren,
zu allem Scheußlichen, was man will,
will man es nur nicht menſchlich nennen.

Fauſt:

Ich mache dazu ein Kodizill:
Es ſoll ein jeder hängen und brennen,
der dieſen Kodex anders lieſt,
wie einer, der blind geboren iſt.
Es pocht.

Michael:

Nun hab ich recht, daß ich Schritte vernahm?
Ich hörte genau, daß jemand kam.
Don Hernando, in ſpaniſcher Tracht, den Degen an der Seite, Federbarett, ſteckt den Kopf zur Tür herein.

Don Hernando:

Es ſind dreihundertſiebzig Stufen.
Verzeiht: Ihr habt Herein! gerufen.

Eckart:

Ihr werdet wohl ein Spanier ſein
und tretet ungerufen ein.

Don Hernando:

Ah, Ihr ſeid deutſch, ſeid gradezu.

Eckart:

Womit, Sennor, kann man Euch dienen?

Don Hernando:

Ich ſtöre Eure Abendruh,
bin ungelegen hier erſchienen.

Eckart:

Von Ruh war wenig zu verſpüren.

Don Hernando:

Ich ließ mich hier herauf verführen,
dieweil die Turmtür offen ſtand.

Ich bin ein Fremder hier zu Land.
Die Neugier macht mir viel zu ſchaffen,
ich möchte alles mir begaffen,
den kleinſten Umſtand mir notieren
und alſo, bitt ich, ſagt mir doch,
wieviele Stufen gibt es noch,
die in die höchſte Spitze führen?

Eckart:

O Herr, nach oben weiß ich nicht Beſcheid,
ich ſehe tief, ich ſehe weit,
auf Erden jede Kleinigkeit.
So hoch ich ſtehe, bin ich hingeſtellt,
doch auf der Leiter in die Himmelswelt,
man nennt ſie auch die Jakobsleiter,
komm ich mit Blick und Hand nicht weiter.
Und ihre Sproſſen abzuzählen
heißt, ſich dem Wahnſinn zu vermählen.

Don Hernando:

Laßt nur ein wenig mich verpuſten,
was Jakobsleiter, mein verfluchter Huſten.
Er läßt ſich auf einen Stuhl fallen.

Michael, zu Fauſt:

O Meiſter Fauſt, hab acht, ich bitte,
der fremde Herr iſt mir nicht unbekannt.
Gefliſſentlich, wo ich auch ging und ſtand,
verfolgte dieſes Langbein meine Tritte.
Er hat mir täglich aufgelauert
auf meinem Gang zum Auditor.
Er hat was Arges mit mir vor.

Fauſt:

Ihr kommt wohl grade von Madrid?

Don Hernando:

Nicht gerades Weges kann ich ſagen.
Seit ich dort aus dem Tore ſchritt,
hat manche Fahrt und mancher Ritt
mich durch die halbe Welt getragen.
Euer hübſcher Junge ſieht mich zweifelnd an.
Wirſt Du erſt älter und ein Mann,
wie wär's, Du könnteſt mit mir reiſen.
Ich würde dann Dir tauſend Dinge weiſen,
von denen ſelbſt Dein Doktor Fauſt nichts wiſſen kann.

Fauſt:

Ihr kennt mich, Sennor, welche Ehre —
ja, ja, Ihr Spanier nehmt uns in die Lehre.

Don Hernando:

Wär ich ein Spanier reinen Blutes,
leicht brächte mich in Wallung Euer Wort,
es trifft mich nicht, ich ſtreich es fort.
Der Spanier tut hierzulande wenig Gutes,
zum mindeſten ſo obenhin beſehn;
in meinem Sinn kann er beſtehn.

Eckart:

Euer Gnaden ſind ein Freund von vielen Dingen,
die unſereins um Kropf und Kragen bringen.

Don Hernando:

Gewiß: mein Degen wird nicht roſtig.
Inſofern bin ich kein vollkommner Chriſt,
als mir der Kampf Gewohnheit iſt,
und Friedensglocken ſind ich froſtig:
Der Türmer fühlt's und hat's im Blick.
So iſt denn auch ein Donnerwetter,
wo Scheiben fliegen, Ziegeln, Bretter,

für mich weit beſſer angebracht,
als etwa friedliches Geleier
bei der verfloſſenen Sonnwendfeier
von „Stille Nacht und heilige Nacht".

Eckart:

Ja ja, ſo ſchätzt ich gleich Euch ein.
Ihr müßt heut ganz in Eurem Elemente ſein.
Ich meine, wenn ein Blitz Euch träfe,
er ſengte Euch noch nicht die Schläfe.
Der Bannſtrahl, der von Rom gezückt,
jedweden in die Hölle ſchickt;
am Ende käme er Euch gelegen
mehr als des Papſtes großer Segen.
Nur eines möchte ich bezweifeln,
ob ſelbſt ein feuerfeſter Mann
dergleichen Reden ſich leiſten kann
dort, wo ſie den Teufel überteufeln
um Kaiſer Karle des Fünften Thron,
im Lande der Inquiſition.

Don Hernando:

Ich nehme nirgends ein Blatt vor den Mund.
Der Kaiſer iſt mir zum höchſten verpflichtet:
Ich erwarb ihm Neu-Spanien, Peru und
habe ihm Gold zu Bergen geſchichtet.
Auch der Großinquiſitor erhielt ſeinen Teil.
Nährt man jemand mit dieſem Haber,
ſo vergißt er ſein Wenn und ſein Aber.
Höre doch einmal, Michael,
was nützt das Gezänk um den Doktor Luther!
Gelüſtet Dich nicht nach dem gleichen Futter?
Sie ſuchen noch immer den goldnen Kaziken,
den hombre dorado, auf allen Meeren.

Wenn wir nun die glücklichen Finder wären!
Wir müßten uns ohne Zaudern anſchicken,
da grade günſtige Winde wehn;
leicht könnte uns ſonſt die Beute entgehn.

Fauſt:

Die Sache wäre zu überlegen.
Man ſoll nicht verhocken, man muß ſich regen.

Don Hernando:

Wir könnten auch nach Indien ſchiffen.
Wir haben ja nun das Aſtrolab
und nicht bloß den alten Jakobsſtab.
Da heißt es nur: wacker zugegriffen,
eine ſolche Gelegenheit bietet ſich ſelten
nach den Ländern der Gewürze.
Machen wir einen Vertrag in der Kürze.

Türmer:

Das läßt ſich hören, Michel, potz Velten,
höchſtens biſt Du noch etwas zu jung.

Don Hernando:

Mitten ins Leben mit einem Sprung:
Das war noch immer das beſte Rezept.

Fauſt:

Hidalgo, es ward ſchon mancher verſchleppt,
der beſſer wäre zu Hauſe geblieben.

Don Hernando:

Hier iſt der Vertrag: nur unterſchrieben!
Herr Doktor, Euer Tintenfaß;
wahrhaftig, ich bin nicht Satanas
und brauche kein Blut zu meinen Verträgen.
Ihr ſagtet ja ſelbſt, man muß ſich regen.

Fauſt:
Entſcheide, Michael, willſt Du mit?

Don Hernando:
Oder wir machen zu Land einen Ritt
quer durch die Wunder des Morgenlandes
bis zu den Küſten des äußerſten Weltrandes;
zum mindeſten aber bis Ophir,
dem berühmten Goldland, gelangen wir.
Der Weg iſt mitunter etwas ſchwierig,
indes man iſt mutig, iſt wißbegierig,
und er führt von Wunder zu Wunder.

Türmer:
Allmählich wohl verfängt der Zunder.

Don Hernando:
Von Märchenſtadt zu Märchenſtadt:
Den Doppelgipfel des Ararat
werden wir unterwegs erſteigen.
Freilich wird er von Engeln bewacht,
doch wir gehören nicht zu den Feigen,
und oben finden wir ganz gewiß
die Arche, wie Noah ſie verließ.
Aber wir machen vielleicht die höchſte Entdeckung
und finden das irdiſche Paradies,
über deſſen Lage und deſſen Erſtreckung
man mir wertvolle Winke hinterließ.
Und denke, Knabe, wie müßte das ſein,
röchen wir nur ſeine Düfte von ferne,
vielleicht täten wir auch einen Blick hinein!

Michael, ſeufzend:
Wenn es ſein könnte: o wie gerne.

Till Eulenſpiegel

Ein dramatiſcher Verſuch

Ein Wald. Planwagen mit Pferdchen. Till, ſiebzehnjährig, und ſein alter Vater ſteigen heraus.

Der Vater:

Till, Till, halt ſtill!

Till:

Wie Vater will.

Der Vater:

Zieh mich hervor, hier ſteig ich aus,
ich weiß gewiß, ich bin zu Haus.

Till:

Hier in dem regenfeuchten Walde?

Der Vater:

Ich bin zu Haus, Du merkſt es balde.

Till:

Bleib unter Deiner Plane, bleib,
der Regen fällt in langen Strähnen.

Der Vater:

Nun flenn auch Du noch Abſchiedstränen:
Mach hurtig, Till, und ſei kein Weib.

Till:

Was ſoll ich tun?

Der Vater:

Es iſt vor Wochen,
vor Jahren unter uns beſprochen.
Verlier kein Wort, die Friſt iſt um,
noch bin ich laut, bald bin ich ſtumm.

Till:

O Herr, ich kann Euch nicht verſtehn.

Der Vater:

So nimm die Hacke, nimm den Spaten.
Kannſt Du's nicht hören, nicht erraten,
auch ohne beides muß es gehn.
Wer gar nichts kann und nichts erreicht:
ein Grab für andre gräbt er leicht.

Till:

Wieſo ein Grab?

Der Vater:

Mach keine Worte.
Ich ſage Dir, wir ſind am Orte.
Ich möchte hier nicht lange frieren,
könnt ich's, ich würde ſelbſt mich rühren.
Komm, hüll mich in den alten Rock,
bring mich zu jenem Wurzelſtock,
dort will ich ſitzen und betrachten,
wie Du das Wurzelwerk durchſtichſt,
die ſchwarze, ſchwere Scholle brichſt
und immer tiefer dringſt mit ſachten.

Till:

Du ſprichſt im Fieber, Vater. Nein!

Der Vater:

Das Leben mag ein Fieber ſein.
Iſt's ſo, dann iſt es bald vorbei,
und ich bin endlich fieberfrei. —
Nun hurtig!

Till:

Hurtig, Vater? Was?

Der Vater:

Was ich Dir eben ſagte, das!

Till:

Ich kann nicht.

Der Vater:

Till, Du machſt mir's ſchwer,
weiß Gott, ich nahm Dich ſonſt für mehr.

Till:

Weil Ihr es denn nicht anders wollt.
Er beginnt ein Grab zu graben.

Der Vater:

Die Erde knirſcht, die Scholle rollt.
O furchtbar grauſiges Entzücken
auf dieſen Spatenſtich zu blicken,
der bröckelnd auseinander weicht
und keinem anderen Staube gleicht,
ein Tritt, ein Schnitt, ſchon wieder ſchollert's,
und über Halm und Heide kollert's.
Schatzgräber Till, o halte ein,
hier blinkt's von edelſtem Geſtein.
Hier gilt es beide Augen ſchließen,
erblindend Glänzendſtes genießen.
Die dritte Scholle bricht hervor,
und heiliger Donner trifft mein Ohr.
Erſchrick nicht, Till, vor Deiner Macht,
grab weiter, weiter Deinen Schacht.

Till:

Weil mir's nicht ziemt zu widerſprechen.

Der Vater:

Stich zu, Du mußt den Star mir ſtechen.
Schon hebt die Schaufel goldnen Sand.
Ich wittere ſchon den nahen Strand
und mich gelüſtet es zu landen.
Siehſt Du das diamantene Riff?

Dort, dort zerſchmettre ich mein Schiff!
Dort ſchlag ich dieſe Welt zuſchanden.

Till:

Nun gut, es ſei! Ich ſchaffe Rat.
Ich bin bereit den Schatz zu heben:
Doch mußt Du eine Friſt mir geben.

Der Vater:

Till, Till, wer gibt, was er nicht hat?

Till:

Mit Erde will ich meinethalben
Dir Deine blinden Augen ſalben.
Du ſollſt den goldnen Strand erſteigen,
den Du ſo innig Dir erſehnſt
und ſchon ſo lockend nahe wähnſt.
Ich will den Weg dahin Dir zeigen.
Doch dazu muß ich tüchtig ſchwitzen.
Was willſt Du hier im Regen ſitzen?
Komm, kriech in unſer warmes Neſt:
indes bereit ich Dir Dein Feſt.

Der Vater:

Nein, niemals wieder in den Karren!
Hör, Till, Du wirſt mich hier verſcharren,
verſtehſt Du mich? Im Ernſt geſprochen!
Der Bann des Daſeins iſt gebrochen.
Ich ſtehe wieder, wo ich ſtand,
eh ich die Welt im Staube fand,
und wiederum zu neuem Staube
lockt weiter mich der alte Glaube.
Begreifſt Du nun, wie ſehr es drängt
und was am Augenblick jetzt hängt?

Till:

Du magſt es noch ſo eilig haben,
leicht iſt es, ſterben! — ſchwer, begraben.
Kannſt Du nicht warten, mach es ab,
ich grabe nachher Dir Dein Grab.

Der Vater:

Nein, Till, ſo wirſt Du mich nicht los,
hier heißt es, brechen oder biegen:
erſt will ich auf dem Rücken liegen,
geborgen in der Mutter Schoß!
So ſehr ich in der Irre lief,
ich weiß, wovon ich ausgegangen,
dort gilt es wieder anzufangen.
Bequem geſtreckt, ſechs Spannen tief
tu ich den letzten Atemzug.
Dann iſt's vollbracht, dann ſei's genug.

Till:

Nun, wie Ihr wollt. Auf dieſe Art
bleibt Pfaff und Küſter uns erſpart.
Es koſtet keinen Leichenſchmaus.
Das Grabgeleite bleibt zu Haus.
Die Lieſe läutet mit der Schelle,
ſtatt Glockenturmes Sturmgegelle,
wir ſparen Nägel, Leim und Bretter
und machen keinen Schreiner fetter.
Herunter Decke denn und Hemd,
das Eiſen friſch zu Grund geſtemmt:
von ſelbſt faſt Lag um Lage weicht,
ſchon iſt die rechte Schicht erreicht.

Der Vater:

Unmöglich, Till!

Till:

Ging Dir's zu ſchnelle?

Der Vater:

Wie angemeſſen mit der Elle.

Till:

Gebt acht, daß Ihr nicht ſtolpert, denkt,
wie leicht man ſich ein Glied verrenkt:
daß Ihr nicht noch zu guter Letzt
den Bader mir in Nahrung ſetzt.
Gebt mir die Hand, ſteigt ſacht herein.

Der Vater:

O Till, mein Kind, Du ſpotteſt mein.

Till:

Nur ſachte!

Der Vater ſteigt ins Grab:

Welch ein großer Schritt.

Till ſpringt heraus:

Auch der! — Lebt wohl. Ich mach nicht mit.

Der Vater:

Ih, Gott verhüt's. Wo denkſt Du hin?
So leicht iſt hier nichts zu gewinnen.
Wer enden will, muß erſt beginnen.
Werd erſt, was ich geworden bin.

Till:

Ich weiß mir anderes noch zu hoffen.

Der Vater:

Ein Netz von Straßen ſteht Dir offen.
Die Mähre zieht, die Achſe hält,
es rollt das Rad: Dein iſt die Welt!

Till:

Was machſt Du, Vater? Liegſt Du weich? —
Dies iſt mir doch der tollſte Streich
von allen, die Du je vollführt.
Doch nun, der Schwank iſt durchprobiert,
zum Jahrmarkt ſind wir nun verſehen.
Steh auf und laß uns weiter gehen.

Der Vater:

Ich gehe ſchon, ich ſchreite, ſchreite,
nach allen Seiten, fort ins Weite.
O Till, o Till, wer kann es faſſen?
Dies iſt ein Wandern ohne Straßen.
Hier wirſt Du einſt mir neu begegnen:
komm, guter Sohn, und laß Dich ſegnen.

Till:

Er dehnt ſich, reckt ſich ſonderbarlich:
dies nimmt kein gutes Ende, wahrlich.
Wenn Euer Stück nicht beſſer endet,
ſo ſpringt kein Batzen aus dem Säckel.
Und wenn das Blättlein ſo ſich wendet,
dann fehlt zum Sarg nur noch der Deckel.
Ein junger Narr, ein alter Narr:
der eine ſtumm, der andre ſtarr. — — —
Iſt es zu faſſen? Nie und nimmer!
Vater, Er ſpaßt, Er ſpaßt wie immer.
Sprich, mach ein Ende, gib Beſcheid:
was hüllſt Du Dich in dieſes Kleid?
in dies Kartäuſerweiß des Schweigens?
Jetzt, wo mein ganzes Weſen drängt
und fragend Dir am Munde hängt,
jetzt ſtiehlſt Du mir die Antwort eigens?

Willſt Du denn nun nicht auferſtehn?
Wir haben heut noch weit zu reiſen,
Du weißt den Weg und mußt ihn weiſen.

Ein Greis in Geſtalt eines chriſtlichen Eremiten iſt aus den Büſchen hervor und an das Grab getreten.

Der Greis, ohne Bewegung:

Die Sache wird ſo ſchnell nicht gehn.
Und wer auch wollte einen wecken,
der, eben noch am Wanderſtecken,
kaum auf dem Pfühl ſich ausgeſtreckt? —
Der Schlaf iſt heilig, der ihn deckt.

Till:

Dies klingt nicht übel, läßt ſich hören.
Wo aber, ſage, kommſt Du her?

Der Greis:

Gott ſelbſt kann ſolchen Schlaf nicht ſtören,
tut er's, ſo iſt er ſelbſt nicht mehr.

Till:

Wie weißt Du das, ſag wer Du biſt?

Der Greis:

Ich bin ein Muni und ein Chriſt,
ein Stück von Dir, ein Freund, ein Schatten!

Till:

Wenn wir die Freunde, die wir hatten,
vertauſchen ſollen mit dergleichen
Gebilden aus den Schattenreichen,
ſo muß ich meinen Kram verſchenken
und an den nächſten Baum mich henken.
Dann iſt Kommerz und Mühſal nutzlos
und ich bin arm und nackt und ſchutzlos.

Der Greis:

Was arm, was nackt? Till, Du biſt jung
gelenk und friſch zu Wurf und Sprung,
behend Dich am Trapez zu ſchwingen:
biſt auf dem Turmſeil ſchwindelfrei.
Du balancierſt ein rohes Ei
und ſchluckſt ſechs blanke Degenklingen.
Den wilden Hengſt machſt Du zum Lamm.
Du muſizierſt auf jedem Kamm.
Du biſt der hübſchen Kinder Luſt,
Dir hebt ſich jede volle Bruſt.
Kaum halb ein Jüngling, ganz noch Knabe,
ſteht jede goldne Tür Dir offen.
Was haſt Du heute nicht zu hoffen?
Greif in des Stockes vollſte Wabe
und achte keiner Biene Stich!
Die Frucht, die auf Dich her hängt, brich.
Dort liegt entſeelt, der Dir's verboten:
die Schaufel her, begrab den Toten.

Till:

Die Hand iſt lahm, der Spaten ſtumpf.
Soll ich auf dieſen heiligen Rumpf,
in dieſes Antlitz Erde ſchütten,
das klar von einem fremden Licht,
ſtumm Nieerhörtes zu mir ſpricht?
Du haſt beſiegt, was Du gelitten.
Es ſtrahlt Triumph von Dir empor.
Ich wußte nicht, wer Du geweſen,
nun kann ich's von der Stirn Dir leſen,
Erkenntnismacht bricht voll hervor:

Kein Schellennarr, ein wahrhaft Weiſer,
viel mächtiger als Max der Kaiſer.

Der Greis:

Heb auf die Schaufel, hurtig, Till,
gönn ihm die Erde, die er will,
von Sohneshand um ihn gehäuft,
von Deiner Tränen Salz beträuft.
Die Welt bleibt Deinen Sinnen helle
auch ohne dieſe Strahlenquelle,
die, ob Du's ſelber auch nicht weißt,
von Deines Lebens Mark ſich ſpeiſt.

Die letzten Worte des Greiſes, den ein vorüberziehender Nebel unſichtbar gemacht hat, kommen aus der Ferne.

Till:

Wohlan Du Echo jenes Hauchs,
der mich von ſeiner Lippe rührte,
als mich des Vaters Hand noch führte,
Du Stimme eines Nebelrauchs:
ich folge Dir — mit Schaudern freilich! —
denn ſelbſt dies Echo iſt mir heilig.

Er ſchüttet das Grab zu.

Till wirft den Spaten weg:

Vollendet iſt's! Nun will ich ruhn.
Wer wird mir dieſen Dienſt einſt tun?
Ein Mann? Ein Weib? Gekrönt? Geſchoren?
Nah? Fern? Schon überhaupt geboren?
Alt oder jung zu dieſer Stunde,
Till oder gehſt Du vor die Hunde?
Nun, wann und wer es immer ſei,
ich habe nichts zu tun dabei.

Veland

I

Die Schafinſel

Eine flache Ödenei, mit ſpärlichem Graswuchs. Zwiſchen Blöcken der Eingang in die rußige Werkſtatt Velands. Dieſe ſelbſt iſt in einem wüſten Steinhaufen verborgen.
Erſter und zweiter Strandwächter, ſchwerbewaffnet, ſehr langſam den Strand abſchreitend.

Erſter Strandwächter:
O widerwärtig ſchauderhafter Dienſt, den uns
Harald, der König, aufhalſt: immer nur den Strand
von dieſer wüſten Inſel abzuſchreiten.

Zweiter Strandwächter:
Er
ſtraft uns. Zwar weiß ich nicht, womit wir es verſehn
und ſeine Gnade uns verſcherzten: doch wir ſind
verbannt, ſo viel iſt ſicher.

Erſter Strandwächter:
Heißt es auch, daß wir
beſtellt ſind, Veland zu bewachen, dieſes Vieh,
das einem Menſchen kaum von ferne ähnlich iſt:
Wir ſelbſt ſind die Gefangenen!

Zweiter Strandwächter:
Und bei alledem
erpreßt man noch von uns den Zoll der Dankbarkeit:
denn, ſagt man, dieſes Untier zu bewachen iſt
der Tüchtigſte, der Tapferſte kaum gut genug.
Und eine Laſt von Ehren ſei auf uns gehäuft,

indem man uns zum Wächteramte auserwählt.
Wahrlich, ich wüßte keine Laſt, die ich ſo gern
ins Meer verſenken würde.

Erſter Strandwächter:
Aus der Seele haſt
Du mir geſprochen, Bruder. Oder legte endlich doch
auf andre Harald unſre ehrenvolle Laſt.

Zweiter Strandwächter:
Als König würd ich töten dieſe Nachtgeburt,
Veland! Ich bin ein Krieger zwar, und weiß es Gott,
Furcht hat ſich mir im Schlachtgetümmel nie genaht,
allein, ſo oft ich dieſen bleichen Unhold, dies
gelähmte Scheuſal, dieſen fürchterlichen Schmied
erblicke, läuft es eiſig übern Rücken mir.
Ja, ſchon, wenn ſeine Höhle in der Nähe iſt.
Und dabei heißt es, daß er unſern König haßt
und nur das Leben deshalb trägt, um ſich an dem
zu rächen, der ſo furchtbar ihn verſtümmelt hat.
Wer aber tat das?

Erſter Strandwächter:
König Harald! niemand ſonſt.

Zweiter Strandwächter:
Und wo und wie geſchah es? Weißt Du's, ſag es mir.

Erſter Strandwächter:
Im Wolfstal. König Harald hatte ſich im Herbſt
mit vielen ſeiner Mannen dorthin aufgemacht.
Sie ritten viele Tagereiſen, ehe ſie
am Fuße des Gebirges waren, drin es liegt.
Und manche Tagereiſe klommen ſie hinan,

eh ſie das Tal erreichten. Selten nur betritt
das abgelegene, felsumſchloſſene, Menſchenfuß,
und außer Atli, der des Königs Koppel führt,
kennt nur der Bär, der Adler nur, den Weg dorthin.
Und, ſagt man, böſe Geiſter.
Mitten inne nun
im Tal liegt ewig unbewegt ein klarer See.
Die Flut iſt grundlos! Und am Ufer fanden wir
die Höhle Velands aufgetürmt wie dieſe hier.
Rauch ſtieg aus ihrem Dache.

Zweiter Strandwächter:
Alſo wareſt Du
auch damals von der Fahrt.

Erſter Strandwächter:
Und nie vergeß ich ſie.

Zweiter Strandwächter:
Und merkte Veland Euer Nahn? Des Luchſes Ohr
hört nicht ſo fern Geräuſche, als ſie ſeines hört,
und keines Hundes Witterung war je ſo fein
als ſeine. Und ſein Auge blicket adlerweit.

Erſter Strandwächter:
Es ſollte wohl uns übel ausgeſchlagen ſein,
wenn er daheim war, der an Kraft ein Rieſe iſt.
Allein, verlaſſen glimmte nur im leeren Haus
der Herd und ſandte durch die Eſſe dünnen Rauch.
Wir traten unbehindert in das Innre ein. —
O Himmelsvater, welch ein Reichtum gleißte da
dem Jarl ins Auge. Aus geſchwärzter Wölbung hing

auf Lindenbaſt gereiht der Ringe goldner Hort:
Armring und Fußring, Zauberring und Siegelring.
Die Laſt war groß und für zwölf Roſſesrücken wohl
zu ſchwer. Solch eine Goldlaſt ſah ich nie ſeitdem.
Vergeſſen war da ganz im Augenblick die Jagd.
Was war uns jetzt der Höhlenbär und jedes Wild
außer das goldne: die bequeme Beute, die
uns ohne Hatz und ohne Kampf ins Eiſen ſprang
und jede Fauſt beſinnungslos zum Raube trieb.
Allein, Jarl Harald hatte kaum die Wut erkannt,
als er mit harter Stimme jeden Griff verbot
ins fremde Gut des Schmiedes, und er ſagte ſo:
Der Schmied gilt mehr als hundertfach des Schatzes Wert,
ihn, und nicht Gold, das doch von Hand zu Händen geht,
ſollt Ihr mir fangen und zu ew'ger Knechtſchaft ihn
heimſchleppen. Dann erſt nehmt, was er im Hauſe hat
und teilt es nach gerechtem Spruche unter Euch! —
Und ſo geſchah's. Wir hielten lange lauernd uns
verſteckt im Hinterhalt bis Veland endlich kam.
Da zagte mancher, der ihn ſah und der das Wild,
den Bären, ſah der ſeine breite Schulter kaum
zu drücken ſchien, ſo ungebunden war ſein Schritt.
Denn damals ſtand er ja noch aufrecht, war noch nicht,
wie jetzt, durch König Haralds Liſt verſtümmelt.

Zweiter Strandwächter:

Geſchah das gleich? Durchſchnitt man gleich die Sehne ihm
an ſeiner linken Ferſe und am rechten Knie?

Erſter Strandwächter:

Wir banden ihn, als er ermüdet von der Jagd
in unerwecklich tiefem Schlafe röchelnd lag.
Und erſt hier auf dem Holm, als man die Feſſeln ihm

abnahm, damit er durch die Werke ſeiner Kunſt
ſich nützlich mache, hat man ihm den Fuß gelähmt.

Zweiter Strandwächter:

Sein Los iſt bitter. Uns noch kommt es bitter an,
des vordem Freien ſchmähliche Gefangenſchaft
bewachen, drin zum Tiere er entartet iſt.

Doch ſieh, dort kommt des Königs Jäger, Atli, her.
Wer hat ſein Boot ihm durch des Sundes Eis gezwängt?
Und wichtig muß die Botſchaft ſein, die er uns bringt.
Atli iſt eilenden Schrittes herangekommen.

Atli:

Ahoi Ihr Männer! ſeid Ihr's wirklich? Seid
Ihr die Strandwächter, die ich ſuche, oder
nur wieder Schatten, die im Nebel ſchwinden?

Erſter Strandwächter:

Wir ſind die Wächter Bui und Boddi, fürchte nichts.

Zweiter Strandwächter:

Wer Bui und Boddi trifft, der iſt in guter Hut.
Was aber, Atli, wollt Ihr auf dem Holme wohl
jagen? Denn weder Bär noch Eber gibt es hier.
Hier hauſt nur Seegevögel, und Ihr waret nie
ein Mann, der gerne Vögel oder Fiſche fing.

Atli:

Wie gerne fing ich Fiſch und Vogel und
was für ein zahmes Wild Ihr immer wollt,
müßt ich nur nicht auf dieſer Wildſpur keuchen,
die nun der Droſt ſamt allen ſeinen Dienern
ſeit Tagen ſchon in bittrer Not verfolgt.
Ihr Männer: Ai und Ingi ſind verſchwunden.

Bui:

Die Königsknaben Ai und Ingi, meinſt Du ſie?

Boddi:

Die Sproſſen meineſt Du aus Harald Schönhaars Blut,
wovon des Königs ganzer Stamm ergrünet war,
die Augenſterne Alruns, unſrer Königin?

Atli:

Ja, ſie! Sie eben mein ich, niemand ſonſt.
Nach ihnen haben wir, der König ſelbſt,
des Königs Mannen, haben Knecht und Magd
das Land auf allen Wegen abgeſucht,
auf mancher Tagereiſe weitem Ritt
und Gang Gebirge, Wald und Feld durchforſcht.
Das Schleppnetz ſuchte ſie am Meeresgrund
und tief im Bett von Flüſſen und von Seen.

Bui:

Traf König Harald Schönhaar ſolch ein Schickſalsſchlag,
ſo wird das höchſte Glück von Göttern wohl gewährt,
damit in trügeriſche Wonnen eingewiegt
der Menſch nur um ſo ſichrer ihrem Haß erliegt.

Boddi:

Iſt irgend etwas noch, das leiſe Hoffnung gibt,
ſie doch noch, und noch lebend aufzufinden, ſprecht.

Atli:

Ein andres Etwas jeden Augenblick,
der Jarl fährt immer wieder jäh empor
vom Sitz und herrſcht uns an: fahrt hier, fahrt dorthin.
Ai liebte den und Ingi jenen Ort.
Ein Fiſcher ſah die Königskinder fiſchen,

ein Jäger Fallen ſtellen und ſo fort.
Die Königin iſt ſtill, der Jarl bleibt ruhlos,
das Unabänderliche faßt ſein Kopf nicht.
So hat er jetzt mich auf den Holm geſandt,
nach den Vermißten umzufragen. Und
ich frage, frage aber hoffnungslos.

Bui:

Wie kämen Ai und Ingi auf den Velandsholm,
für Knabenhände eine allzu harte Fahrt!
Und dann iſt hier der undurchdringlich ſtrenge Wächterring,
dem nichts, was ſich dem Ufer naht, entgehen kann.
Nie hat der Königskinder Fuß es je berührt.

Atli:

Ich weiß es, weiß, daß Du die Wahrheit ſagſt.
Fänd ich die Knabenleichen angeſpült
im Sande hier und brächte ſie dem König,
es überträfe ſchon mein Hoffen weit.
Denn mit den Toten brächt ich ihm die Ruhe.
So aber: Ungewißheit zehrt ihn auf
und trinkt ſein Blut gleich einer Otter, die
ſich in die Bruſt ihm einbiß und nicht losläßt.

Bui:

Wo kommt der Rauch her, der dort drüben aufſteigt?

Boddi:

Aus Velands Schmiede. Hörſt Du denn ſein Hämmern nicht?

Bui:

Hör, Boddi, ein Gedanke ſchießt mir durch den Sinn.
Warum hat man bei Veland noch nicht Rats erholt?
Es geht die Rede, daß er manches andre noch

verſteht als nur die Kunſt, die Gold und Eiſen ſchweißt,
und eine Greiſin hört ich von ihm ſagen einſt,
er wiſſe das Verborgene, was im Bauch der Erde, was
in Luft und Himmel waltet, in Vergangenheit
und Zukunft ſich verſteckt hält. Und ſo iſt es auch:
mir hat er meines Weibes Tod vorausgeſagt.

Boddi:

Warum gedachte wohl der König Velands nicht,
der doch des Schmieds geheime Kräfte beſſer kennt
als irgendwer und klagte ihm nicht ſeine Not?

Bui:

Warum nicht? Du haſt recht. Wär ich in gleicher Not
als wie der Jarl: vor allem forſcht ich Veland aus.

Atli:

Wenn ſich's verhält, Ihr Wächter, wie Ihr ſagt,
dann kam ich doch wohl nicht vergeblich her,
und ohne weiter einen Augenblick
durch Schwatzen zu vergeuden, laßt uns gleich
und unverzüglich zu dem Schmied hineingehn.

Bui:

Man merkt, Du kennſt das Tier noch nicht, von dem Du ſprichſt.
Viel eher preſſeſt Du den Bauern Hof und Feld
ab, eh Du gegen ſeinen Willen dieſem Wicht
ein Wort abzwingſt. Nur Liſt vermag das und Geduld.
Er haßt die Rede, wie uns immer wieder ſcheint:
die eigne Rede, und die fremde Rede mehr.
Nicht anders als ein Stummer lebt er jahrelang,
und grimmig, zähneſletſchend tritt er vor das Tor,
wenn Menſchenrede Menſchennähe ihm verrät.

Boddi:

Und wenn ſich endlich würgend Laute ſeiner Bruſt
entwinden und Du aus des Höhlenbärs Gebrumm
etwas zu hören glaubſt, das einem Worte gleicht,
ſo ſchwitzt es, hinterhältig, Gift und Tücke aus
und hält den Sinn geheimnisvoller noch verſteckt
als Schweigen.

Bui:

Atli, er hat recht: ſo iſt der Mann.
Noch immer muß man ihn belauern, will man ihm,
es ſei nun, was es immer ſei, abnötigen.
Und deshalb folgt mir, denn am längſten kenn ich ihn,
ich kenne ſeine Schliche ſeit dem Wolfstal ſchon.
Wir liegen hier geduldig ſtill im Hinterhalt.

Sie treten hinter Steinblöcke, von wo ſie ungeſehen den Eingang der Höhle überblicken können.

Aus der Schmiede tritt nun Veland, der Schmied: ein mächtiges, menſchliches Urtier. Roſtrote, langzottelige Behaarung bedeckt faſt ſeinen ganzen Körper. Er ſchleppt einen Fuß nach. Er erklettert die Spitze eines Porphyrblockes und hockt dort nieder, in die trübe, zur Meereswoge ſinkenden Sonne ſtarrend und von ihr blutig blaß beleuchtet.

Veland:

Verdammte Schöpfung, biſt Du immer noch ringsum
bewegt von Deines Erbfluchs ungebrochner Kraft?
Luft, die mein Fell zauſt und die Bruſt mir nährend füllt!
Meer, frönend allen Stürmen, ſelber ſtürmend auch
und Blöcke gleichſam ſchleudernd flüſſigen Geſteins
wider den fluch- und grambeladenen Velandsholm! —
Und Du, Du Erde, wüſter Schauplatz einer Wut,
die ſich in Zeugung ſpaltet und Vernichtung! Auf
was wartet Ihr, das nicht ſchon längſt vollendet iſt?

Atli:

Dies wäre Veland, der kunſtreiche Schmied,
und nicht ein wildes Tier, das aus den Höhlen
der Felſenwüſtenei im Hochgebirg
furchtbar auf Beute ausgeht? Und iſt dies
Sprache, an dem ſein Schlund zu würgen ſcheint,
als wär's ein trockner Biſſen in der Kehle?

Veland:

Weh! Wehe! Wer nimmt auf ſich meine blut'ge Tat?
Was fährſt Du boshaft rachezüngelnd auf mich ein,
Brandung, und ſchickſt mir geiferndes Geſchmeiß, gebierſt
mir Schlangenbrut, mir tückiſch ziſchendes Gewürm,
das hämiſch, ſchadenfroh und widerlich mich höhnt?
Da! meine Antwort!

Er hat einen ſchweren Stein erhoben und in die Brandung geſchleudert.

Zur Belohnung nimm mein Brot.

Bui:

An ſonderbares Tun des Wichts ſind wir gewohnt:
allein, wie er ſich heut gehabt, befremdet mich.

Boddi:

Verſuchen wir doch das Geknurr und das Geraunz
und das Gebell des lahmen Teufels zu verſtehn.

Bui:

Bei Gott, nun heult er auf: es geht durch Mark und Bein.

Atli:

Ich bin ein Jäger, fürchte weder Bär noch Ur,
doch dieſer Schrei raubt beinah die Beſinnung mir.
Wo brach je ſo viel Qual und Wut aus einer Bruſt?

Boddi:

Faßt Eure Spieße feſt und haltet Euch ganz ſtill,
entdeckt er uns, ſo ſchlägt's uns, fürcht ich, übel aus.

Veland:

Mord! Und warum nicht Mord? Was reißt aus mir Geheul
ſich auf und ſprengt die Luft mit wüſtem Klageton?
Lache!

Er tut es laut und gräßlich.

Wer zwingt ſich ſelbſt zum Morde, außer dem,
der ſelbſt der Schöpfer iſt. Aus Mordgeſtöhn erblüht
die Welt! Und Blütenmord erſchafft die reife Frucht.
Lache! Wer hört nicht überall das Mordgeſtöhn?
Was lebt, harrt ſeines Mörders! Ja, ſogar der Stein,
auf dem ich hocke, wartet ſein voll Ungeduld. —
Hinab jetzt, meine Mutter iſt die Nacht, Du Licht!
Mag nun die Mutter Haralds Söhne einmal noch
an ihrer Hand hinführen in des Vaters Traum.
Mich aber ſäuge ſie zuvor mit ſchwarzer Milch
des gnadenloſen Grimmes und bedecke mich
mit undurchdringlichem Gewand, mich und mein Werk:
das meiner Rache Heiligtum im Schoße birgt.

Er hinkt zurück in die Höhle.

Bui:

Er ſprach von Haralds Söhnen. Habt Ihr's auch gehört?

Boddi:

Von Ai und Ingi.

Bui:

Nein, die Namen nannt er nicht.
Des Königs Namen ſtieß er laut und deutlich aus
und auch der Söhne hat er irgendwie gedacht.

Atli:

Auch ich vernahm von Söhnen etwas, ſicherlich.
Gedenkt Ihr nun noch nicht zu ihm hineinzugehn?

Bui:

Ich wag es nicht. Er hat heut ſeinen grimmen Tag,
da kennt er niemand, weiß von ſich und andren nichts,
und ſchlägt, gereizt, in ſtarrem Wahnſinn um ſich her.

Atli:

Der Jarl hat wahrlich keinen beßren Knecht als ihn:
ſchon wieder reiht ſich Hammerſchlag an Hammerſchlag.

Bui:

Niemals ermüdet dieſer fürchterliche Schmied.
Doch was iſt das? Sag, tönt auch Dir vor Deinem Ohr
ein Schwall von ungewohnten Klängen rauſchend auf?

Boddi:

Ich höre nur die Brandung, die ans Ufer toſt.

Bui:

Und aus dem Meeresbrauſen hörſt Du nichts heraus?

Boddi:

Jetzt! Ja! als rollte klingend Erz die Flut heran.

Bui:

Das iſt vorbei: es war wie Frühlingsdonner, der
fruchtbar und gnädig übers Inſelmeer ſich wälzt.
Nun aber fällt es aus der Luft wie Saitenklang
von goldnen Harfen, wie die Barden ſie im Saal
Jarl Harald Schönhaars ſchlagen.

Boddi:

Es iſt wahr, bei Gott.

Atli:

Von ſolchen Klängen haben Männer mir
erzählt. Unglaublich war die Nachricht mir.
Wer einmal ſie gehört, ſo geht die Sage,
und hört ſie nicht mehr, der verzehre ſich
fortan in Sehnſucht gleich, als hätte er
am Tiſch der Götter einmal nur geſeſſen
und wäre nun geſtürzt in Finſternis.

Bui:

Atli, auch Du hörſt dieſe himmliſche Muſik.

Boddi:

Sie quillt aus Velands Schmiede, ich erkenn es nun,
und füllt die Luft mit Sonne an und Vogelſang,
mit Grüne, Waldesluſt und buntem Blütenhauch.

Bui:

Laut ſchmettern erzne Becken aufeinander jetzt.

Boddi:

Was ſtrahlt dort?

Bui:

An den Strand geſtiegen iſt ein Weib.

Boddi:

Kein irdiſches: von Walhall iſt ſie ausgeſandt.

Bui:

In Gold gehüllt vom Scheitel nieder bis zum Fuß.

Boddi:

's iſt eine Göttin, die von Himmelsanmut ſtrahlt.

Bui:

Goldringe klirren an den zarten Feſſeln ihr.

Boddi:

Bei Gott, Ihr Männer, eine nur iſt dieſer gleich
an Götterſchönheit in Jarl Haralds ganzem Reich
und das iſt Bödwild, König Haralds Tochter ſelbſt.
Doch wie kommt Bödwild auf die Inſel? Still, nur ſtill,
Ihr Männer, ein Geheimnis, ſcheint's, enthüllt ſich uns.

Bui:

Sie kommt, ſie ſchreitet vorwärts: wohin geht ihr Weg?

Boddi:

Sind nicht die ſchleppenden Gewölke über ihr
durchhellt von ihrer Schönheit Glanz, der aufwärts bricht?

Bui:

Ihr Männer, wohin geht ihr Weg? 's iſt unerhört.
Sie ſchreitet auf die Schmiede zu, ſie tritt hinein.
Verſchwunden iſt der Glanz mit ihr im Teufelsneſt.

Atli:

Gebt Worte mir, ein Stein drückt meine Bruſt.
Atem! Das packt mich! Atem! Ich erſticke!

Bui:

Die Augen reib ich mir, als wär ich eben jetzt
aus jahrelangem, tiefem Schlummer aufgeſtört.
Daß je die Königstochter Velands Holm betrat,
mit Eiden hätt ich's abgeleugnet vor dem Jarl.
Nun ſteigt ſie ſo als wär's ihr ein gewohnter Gang
ſogar in den verrufenen Bau des Knechts hinab.
Wenn dies nicht etwa boshaft ränkevoller Trug,
Blendwerk und Zauber dieſes zottigen Teufels war,
der freilich aller böſen Täuſchung Meiſter iſt.

Boddi:

Dies kann den Kopf uns koſten, Bui, haſt Du's bedacht?
Schon ſchneidet Schwertes Schärfe in den Nacken mir,
denn dies war Bödwild wirklich, ſieht man doch im Sand
noch klare Spuren, die ihr Fuß hinein gedrückt.

Atli:

Ins Boot, Ihr Männer, und zum Jarl ſofort,
denn offenkundig iſt's, daß dieſer Schmied
mit Höllenkünſten Bödwild an ſich lockt.
Und was der Vater alles Böſen tut,
das wahrlich tut er nicht in guter Abſicht.

Bui:

Wohl, Atli, doch verzieht noch einen Augenblick:
erſtlich weil wir ein beßrer Schutz zu dreien ſind
für dieſes höchſte Gut aus König Haralds Schatz.
Wer weiß, ob es des Schutzes nicht ſofort bedarf!
Und dann weil Ihr geduldig auf der Lauer hier
noch mehr etwa und Wichtigeres wohl erfahrt.
Schon tritt ſie aus der Schmiede wiederum hervor.
Still! Laßt uns keinen Laut verlieren, wenn ſie ſpricht.

Bödwild tritt wieder aus der Schmiede hervor. Sie ſpricht rückwärts in die Schmiede hinein.

Bödwild:

Knecht, Knuten gibt es, Deinen ekelhaften Leib
mit Schwielen zu bedecken. Hüte Deinen Blick!
Und eh mich jemals Deine plumpe Arbeitsfauſt
ſtreife: viel lieber nehm ich einen Tauſendfuß,
als das zu dulden, rußiges Scheuſal, in mein Bett.

Veland tritt ebenfalls hinkend aus der Schmiede.

Veland:

Und dennoch greifen meine goldnen Spangen Dir

ins Haar, das niemals eines Buhlen Hand gefühlt,
um die Fußknöchel faſſen Dich mit goldnem Zwang
Feſſeln, goldelfenbeinern, meiner Finger Werk:
und ſo liebkoſen meine Finger Dich durch ſie.
Und was meinſt Du zu meinen Schlangenringen denn,
die in das blonde Fleiſch des Oberarmes ſich
Dir ſchwelgend wühlen, feſt im Biß mit ihm verſtrickt.

Bödwild:

Wahnſchaffnes Untier, aberwitziger Höllenhund:
wär Gold nicht Gold, nicht rein geläutert durch die Kraft
des Feuers und von aller Schlacke rein geglüht,
ich ſtreifte ſchaudernd das Geſchmeid vom Leibe mir,
ſo widert Dein zudringlich geiles Wort mich an,
unflätiger Krüppel, haſſen Dich die Götter ſo,
daß ſie Dich zwingen zu beſudeln, was allein
an Dir noch rein blieb, Deines Künſtlerfleißes Werk.

Veland:

Meinſt Du, es müſſe jeder ein Verſchnittner ſein,
der Bildnerei zu bilden Luſt und Kunſt beſitzt?
Du irrſt: die Brunſt der Wildnis ſchuf das Roggenfeld.
Die Brunſt des Meiſters, ſie allein, ſchmilzt rotes Gold
und knetet es zu köſtlichen Gebilden um.
Die Brunſt der Liebe nicht nur, auch des Haſſes Brunſt.

Bödwild:

Nun, kannſt Du anders Ringe denn und Spangen nicht
vollenden, hilf Dir mit dem Haß, was mich betrifft.
Und muß es Brunſt ſein, ſchenke mir des Haſſes Brunſt.
Nur fülle weiter mit Kleinoden meine Kammern an.

Veland:

Genug nun der Kleinode hab ich Dir geglüht,

genug des Spielzeugs, dem Dein Fleiſch nur Wert verleiht:
ein neu Verlangen packt mich übermächtig an,
des Feuers Samen auszuſä'n in Weibes Schoß
und rächend einen Gott zu zeugen, wie mich ſelbſt
zum Leid verdammt, zu ſchmählicher Entwürdigung,
und ihm zu ewigem Gram, aus meines Todfeinds Blut.
Dies Werk allein iſt's, das ſich noch das Leben lohnt.

Bödwild:

Zwar kann ich Deine Worte keineswegs verſtehn:
eins iſt gewiß, verderbt iſt ihr geheimer Sinn.
Um dieſes Sinnes halb verdienſt Du Züchtigung.
Doch, daß ich Augen, Ohr und Hände ferner nicht,
abſtoßendes Gewürm, durch Deine Gegenwart
beleid'ge, geh ich nun und kehre nie zurück.

Veland:

Du irrſt, Du kommſt mir immer wieder, kehrſt zurück,
der Bärin gleich, vom Honigſtocke angelockt.
So fandeſt Du ja auch den Weg zum Velandsholm,
kamſt ungerufen, ungeladen her zu mir.
Rührt ich dagegen je von meiner Inſel mich
etwa, hochmütige Törin, um Dir nah zu ſein?

Bödwild:

Nein, weil des Königs rotgefleckte Doggen Dich
zerreißen würden vor den Toren des Palaſts.
Doch freilich muß ich jenen Tag verwünſchen, wo
ich kindiſch mädchenhafter Neubegier erlag
und mir zu landen wirklich hier gelang, und ich,
dem tückiſchen Zauber Deines Höhlendunſts verfiel.

Veland:

Verfallen biſt Du wahrlich ihm, Niarenkind,

denn noch ſahſt Du den zehnten Teil des Hortes nicht,
den unterirdiſch meine ruß'ge Wohnung birgt,
von Jade, Jaſpis und Demanten Kammern voll,
auch ungezählte Roſſeslaſten Barrengold.

Bödwild:

Der Schatz iſt meines Vaters, nicht Dein Eigentum,
Knecht! Und ich fordre billig, daß Du nichts verbirgſt.
Was meines Herrn und Vaters iſt, das iſt auch mein.

Veland:

Und doch verberg ich Deinem Vater ſelber heut,
dem König, treff ihn jeder Fluch der Finſternis! —
Kleinodien, nach denen ſeine Seele heult,
die er mit Qualen der Verzweiflung ſuchen muß.

Bödwild:

Wie das? Seit Neumond ſah ich meinen Vater nicht.

Veland:

Nach Ai und Ingi frage, wenn Du jetzt ihn ſiehſt.
Wahrlich, die Stunde der Vergeltung iſt nicht fern.

Bödwild:

Dies ſind ohnmächtige, längſt bekannte Reden nur,
wie Dein vertiertes Hirn ſie immer neu gebiert,
und Harald Schönhaar, meines Vaters Majeſtät,
blickt heiter lächelnd nur auf dies Gekläff herab.

Veland:

Vielleicht, daß Du ſo nicht mehr ſprichſt, wenn Du den Blick
umwendeſt. Löſen ſich nicht Drachenſchiffe dort
am Fuß des Vorgebirges, das des Königs Hof
und Burg als Krönung trägt auf ſeinem grünen Haupt?
Und ſcheint es nicht, als wenn, verwirrend, Ungeduld

die Maſten beugte, und mit Stümperhänden ſich
beſtürzt am Steuer quälte, durcheinanderhin
die Kiele jagend? Wildgewordenes Segeltuch
klatſcht um die Maſten, und wahrhaftig kopflos ſcheint
mir dies Geſchwader, ob es an der Spitze auch
Jarl Harald Schönhaars königlichen Wimpel führt.

Bui:

Der König ſelber kommt zum Holm, der König kommt.

Boddi:

Bei Gott, mit allen ſeinen Mannen kommt er ſelbſt.

Atli:

Zum Landungsplatz, Ihr Wächter! Furchtbar muß die Not
geſtiegen ſein in der zerriſſenen Bruſt des Jarls,
wenn er zu dem verfemten Wege ſich entſchließt.

Boddi:

Oder die Prinzen ſind gefunden und die Not
hat ſich verkehrt in Jubel, und es iſt 'ne Fahrt
des neu geſchenkten Glückes zu genießen. Kommt!

Bui, Boddi und Atli ſtürmen davon.

Veland ſteht verdutzt, als er Bui, Boddi und Atli rückſichtslos reden hört, ſie aus ihrem Verſteck hervortreten und davonrennen ſieht.

Veland:

Wer wüßte nicht, daß einen Hahn die Liebesbrunſt
taub macht und blind. Und drum benutzt der Jäger ſtets
die Balz, ſicher heranzukommen an ſein Wild.
Nun alſo: Bui und Boddi haben uns belauſcht
und was ſie ſahn und hörten, ſtecken ſie dem Jarl,
ſobald er einen Fuß nur auf den Strand geſetzt,
auch Dein verbotner Umgang bleibt nicht mehr geheim.

Allein was tut's? Das neuerlaſſene Verbot
iſt eben doch nur wiederum dem alten gleich.
Du übertrittſt es, wie das alte auch.

Bödwild:

Scham bringt mich um, wenn mich der König hier erblickt.

Veland:

So tritt in meine Schmiede und verbirg Dich dort.

Bödwild:

Spring ich ins Boot, entgeh ich dem Geſchwader nicht.

Veland:

In meiner Werkſtatt biſt Du ſicher. Niemand wagt
in meiner Arbeitshöhlen Weißglut ſich hinein.
Ich aber leugne ſtandhaft Deine Gegenwart
und ſchwöre Atlis, Buis und Boddis Zeugnis ab.

Bödwild:

Was blickſt Du heut ſo boshaft, bleicher Höllenhund,
und warum packte plötzlich mich ein Schauder an,
als ich den Fuß heut über Deine Schwelle hob?
Und wieder packt der Schauder mich und doppelt ſtark,
nun ich Dein Reich zum andern Mal betreten muß.
Am Ende ſollt ich meinem Vater offnen Blicks
entgegenſchreiten und ihm alles eingeſtehn.

Veland:

Tu's, doch Dein ſtolzer Nacken mache ſich bereit,
im Angeſicht von König Haralds ganzem Troß
ſich in den Staub der Erde zu erniedrigen.

Bödwild:

Verbirg mich, Schmied, verbirg mich, ich ertrag es nicht.

Bödwild geht in die Schmiede. Veland verrammelt hinter ihr das Tor. Hernach den lauernden Blick immer in die Ferne gerichtet, benimmt er ſich ähnlich einem angeketteten Hunde, der ein Stück Wild eräugt, das ſich ihm ahnungslos annähert.

Veland:

O Feſt, o Feſt, daß endlich nun ſich meiner Burg
der Schmerzen und des bittren Frones Harald naht!
Komm nun, Willkommner! Zögre nicht, Heerkönig, Jarl,
Jarl Harald Schönhaar mit dem duftgen Lockenhaupt.
Das letzte Werk iſt fertig und das ſchönſte auch,
an dem mein erſter Hammer ſchon in Deinem Dienſt,
von meinem erſten Fluch begleitet, heimlich ſchuf:
Jahrzehnte ſind ſeitdem vorbeigerauſcht. —
Fackeln! Der Sonne Glutball iſt hinabgetaucht,
ſchaudernd vor meinem Werk, das dieſe Nacht enthüllen muß.
Fort, feiger Gott, denn Deines Lichts bedarf es nicht,
auch ohne Dich und ohne ſeine Fackeln ſelbſt
wird jener, der da kommt, die Aureole ſehn,
die es umgleißt, ja wird erblinden an dem Glanz.
Geduld. Veland, bezähme Deines Blutes Sturm,
ſonſt ſprengt die Adern raſend Dir Dein junges Glück.
Wie köſtlich brennen meine alten Wunden mir
und meine Sehnen trennt erſt jetzt der grauſe Schnitt,
der mich zum Krüppel, Teufel und zum Knecht gemacht.
Geduld. Und halte Deiner Wolluſt Gift im Herzen feſt,
nur ſchweigend Bosheit ſchwitzend, nach gewohnter Art,
denn ſo nur kannſt Du mit langſamer Marter ihn
ſpeiſen, auf gleiche Weiſe, als er Dich geſpeiſt.
Und kannſt Dich weiden, weiden an dem Rachewerk.

König Harald Schönhaar tritt auf an der Spitze einer großen Gefolgſchaft, darunter Jarl Gunnar, Feldhauptmann, Bjarni, Steuermann, und wiederum Atli, Bui und Boddi.

Harald:

Biſt Du es, Veland, der auf einem Steine hockt
als wärſt Du eins mit ihm und ſelbſt nur Stein?

Veland:

Ich bin's.

Harald:

Meinſt Du, daß Du ein Stein ſeiſt oder Veland noch?

Veland:

Als Antwort gäb ich gerne Dir ein Rätſel auf.

Harald:

Tu's, doch dann gib auch eines Rätſels Löſung mir
um derentwillen ich Dich heute aufgeſucht.
Denn zauberrunenkundig, ſagt man, ſollſt Du ſein,
Verborgnes ſehn in Zukunft und Vergangenheit.

Veland:

Du irrſt, o König. Hätte anders tückiſch mich
mein Unheil ſo beſchleichen können wie es tat?
Ich bin ein grober Knecht mit zottiger Bruſt und Fauſt
und hätt ich wohl in Deinem Dienſte etwa erſt
erlernen ſollen Seherkunſt und Wiſſenſchaft,
wo mir der Schweiß in rauher Arbeit Tag und Nacht
vom Leibe floß und kaum die Zeit mir übrig blieb,
das Wüten meines Durſts zu ſtillen und den Schmerz
der unvernarbten Wunden, die Du mir gemacht.

Harald:

Ich tat Dir unrecht, Veland, ſprich nicht mehr davon.
Nur der fühlt andrer Schmerzen, der ſelbſt Schmerzen fühlt.
Jung war ich, grauſam unbedacht, als ich Dich fing.
Die Götter aber ſchenkten damals alles mir

ſchon eh ich bat, als wär ich ihr verzognes Kind.
Und darum griff ich alles mir, was mir gefiel.
Die ganze Welt und alles was darinnen war
erſchien mir als mein angeſtammtes Eigentum.
Nun aber flog ein ſchwarzer Rieſenvogel breit
beſchwingt und krächzend über meines Daches Firſt,
und ſeitdem weicht von mir ſein tiefer Schatten nicht.
O Veland, nun verſteh ich, was das Elend iſt.

Veland:

Biſt Du vor dieſer Schmiede endlich angelangt,
ſo glaube mir, daß Du nur halb erſt Lehrling biſt.
Und was Du zu verſtehen meinſt, o armer Jarl,
vom Haus der Knechtſchaft und des glutgebornen Frons:
darüber wirſt Du lachen, wenn Du Meiſter biſt.

Harald:

Und kurz und gut, ich gebe Dir mein Königswort:
unendlich vieles ſchon verdank ich Deiner Kunſt.
Allein, gelingt es Dir, mich meinen Ängſten dieſes Mal
und meinen bittren Sorgen zu entheben, Freund,
ſo ſollſt Du frei davonziehn, nicht nur ungekränkt,
auch reich belohnt, wohin es immer Dir beliebt.

Veland:

Und wie genieß ich meiner Freiheit, meines Lohns?
Knüpfſt Du die Sehnen, die durchſchnittnen, auch
mir wieder, daß ich wie in alter Jägerluſt
das Elen überhole mit beſchwingtem Sprung?

Harald:

Sag mir, wo meine Söhne Ali und Ingi ſind.
Man ſagt, daß Deine Seele Seherkraft beſitzt
und jede Buße alten Unrechts zahl ich Dir.

Doch führſt Du ſie zurück in meine Arme, Schmied,
die ſüßen Knaben, meiner Mannesjahre Stolz,
mein und der Mutter höchſte Erdenſeligkeit,
ſo geb ich Dir ein Land zu Lehn, ein Königreich.

Veland:

Haſt Du zum Wächter Deines Hauſes mich beſtellt?
Wie kann ich wiſſen, wer die Prinzen Dir geraubt?
oder haſt Du zu ihrem Lehrer mich gemacht
und ihre Wohlfahrt meinen Händen anvertraut?
oder meinſt Du, ich nähme es an Witterung
mit einem Bluthund auf, dem nie das Wild entgeht?
Schweißhunde, Wächter, Hüter haſt Du ja genug,
genug des faulen Volks, das von des Landes Schweiß
ſich mäſtet und nichtstueriſch herumſchmarotzt
an Deinem Hof und Deinem Tiſch, der unterm Fraß
für alle dieſe faulen Freſſer faſt zerbricht.

Gunnar:

Schlag ich ihm mit der flachen Klinge übers Ohr
für dieſe gift'ge, unverſchämte Rede, Jarl?

Veland:

Verſuch's, wenn Du des Lebens überdrüſſig biſt:
dem König haſt Du manchen Sieg erfochten zwar
und dennoch bleibſt Du einer, den mein bloßer Blick
hinſtürzt wie eine Ferſe, die der Axtſchlag trifft.

Gunnar:

Nun, dieſem Blicke will ich ſtehn und dieſen Schlag
will ich erproben, aber nur an Deinem Kopf.

Harald:

Still, Gunnar, wer ihn jetzt erzürnt, der iſt mein Feind

und Feind auch meinen Söhnen, denn er ſperrt den Rettungsweg.
Veland, ich bleibe Dir getreu in meinem Wort.

Gunnar:

Ich kann nicht glauben, daß im Kopfe dieſes Viehs
was andres brüten ſoll als Haß und Finſternis.
An dieſes Scheuſals Sehergabe glaub ich nicht.

Veland:

O wär ich blind! Ich ſehe, ſehe, glaub es nur.

Harald:

Du ſiehſt, ich fühle, daß Du ſiehſt! Und deshalb ſprich,
enthülle der Verirrten, der Verſchollnen Aufenthalt!
Zeig meine armen Knaben mir, ſag, wo ſie ſind.

Veland:

Ich weiß es nicht.

Harald:

Du weißt es.

Veland:

Wer denn zwingt mich dann
es irgend jemand zu verraten, wenn ich's weiß?

Die Mannen durcheinander:

Der Marterpfahl, die Folter, wenn Du ſtörriſch biſt.

Veland:

An beides hat mich König Harald längſt gewöhnt.
Noch nicht geboren iſt der Folterknecht, der mir
ein Wort entreißen könnte, wenn ich ſchweigen will.
Allein Ihr faſelt, heute, ſcheint mir, liegt der Jarl,
nicht ich, gefeſſelt auf die Folterbank geſtreckt.
Und wenn ich ſeine Meinung recht mir deute, bin
ich's, der die Qual ihm mehren oder mindern kann.

Harald:

Veland, Erbarmen! Du haſt recht: es liegt bei Dir
in Ungewißheit mich zu halten und in Folterqual.
Biſt Du gleich uns unwiſſend, nun ſo mag es ſein,
doch ſonſt, ſei edel und verlängre nicht die Pein
des angſtgejagten Vaters, der in bittrer Not
um ſeine Kinder jammert, die verſchwunden ſind,
und die, o Graun, vielleicht im gleichen Augenblick
in namenloſer letzter Not um Hilfe ſchrein.
Biſt Du vertiert heut, warſt Du einmal doch ein Menſch
und fühlteſt Deiner Menſchheit, drum erinnre Dich.

Veland:

Ein Menſch bin ich geweſen: ſprich, wo war doch das?
und weshalb konnt ich es nicht bleiben, wenn ich's war?

Harald:

Weil Du in meinen Felsgebirgen mir das Wild
ausrotteteſt und meiner Flüſſe Gold mir ſtahlſt,
auch den Tribut an mich zu zahlen weigerteſt,
deshalb geſchah Dir, was Du zu beklagen haſt.

Veland:

Daß Du zum Tier aus einem Menſchen mich gemacht.
Allein ich war noch mehr als nur ein Menſch, o Droſt,
und das Verhängnis hatte längſt den Halbgott ſchon
geſtreift, als es Dich endlich zum Gehilfen nahm,
Menſch! weil nur Menſchen zu ſo niedrer Bubentat
ſich fähig zeigen als es mir vorherbeſtimmt.

Harald:

Du redeſt, Veland, während ſo die Zeit vergeht,
in der vielleicht das Unheil noch zu wenden iſt,
das meiner Knaben goldnen Lockenköpfen droht.

Veland:

Du mußt Dich ſchon gedulden, denn in meinem Haupt
wohnt ungebrochen noch der Alfen Eigenſinn.
Auch haſt Du ſo gewaltſam mich Geduld gelehrt,
daß ich ſie Dir zu lehren nun imſtande bin.

Harald:

Du riſſeſt ſtets in Deine Ketten, knirſchteſt ſtets
voll ungeduldigen Wütens wider mein Geſetz.

Veland:

Und dennoch hab ich mich bezähmt, ſonſt wär ich tot.

Harald:

Was Du erſehnteſt, war nur Ungebundenheit,
ich aber will zwei Kindern Hilfe bringen, die
verzweifelnd jetzt vielleicht in allerhöchſter Not
darnach verlangen. Unmenſch, ſage, was Du weißt.

Veland:

Als Du mich die Geduld zu lehren anfingſt, Jarl,
mocht ich aus Freiheitsdrang wohl ungelehrig ſein.
Auch fühlt voll Grimm und Ungeduld der freie Mann
die bittre Schmach, wenn ſchmählich er in Feſſeln liegt,
geſchweigen will ich ganz von der Verſtümmelung,
die meinem gottentſproſſenen Leibe widerfuhr
und die zum Wurm im Schlamme mich erniedrigt hat.
Doch damals ſucht ich, damals ſucht ich, wie Du heut
nach meinem Kinde, das zugleich mein Weib mir war,
nach Herwar Allweiß, König Hödwers Tochter, der
geflügelten, die mir gen Süd entflogen war.
Und ſchon war ich auf ihrer Spur, Jarl, wie Du heut
auf Deiner Söhne Spur biſt, die entflogen ſind

und darum kam damals Dein Zwang mir zur Geduld
doppelt ſo bitter an, als heut der meine Dir.

Harald:

Weißt Du, wo meine Kinder ſind? Sag dieſes nur.

Veland:

Kannſt Du mir ſagen, wo Herware ſei, o Droſt?

Atli:

Hund, haſt Du eines freien Mannes Tochter je
beſudelt mit dem geilen Unrat Deines Leibs,
entehrt mit Deines hitzigen Hundeblutes Gier,
was haſt Du andres dann verdient, als daß man Dich
mit einer räudigen Wölfin öffentlich vermählt
und mit Peſtlappen Bettlervolk zu Tod Dich peitſcht.

Veland:

Wohl, Atli, nicht in allem, doch in einem haſt
Du wirklich recht, Vermählung ſteht mir nah bevor.

Harald:

Denkſt Du mit Hohn uns zu bewirten, ſieh Dich vor.
Wenn Du mich reizeſt, denke immer noch, daß ich
der gleiche bin, der Dich im Wolfstal überwand.

Veland:

Doch ich bin nicht der Überwundne mehr, o Jarl.

Harald:

An Wahnſinnsworte iſt man ja von Dir gewöhnt.
Was liegt dem Herrſcher, was liegt mir daran, ob ſich
der Stier im Joch der Knechtſchaft frei dünkt oder nicht.

Veland:

Hab Dank, daß Du nun wieder ganz der alte biſt.

Schlag weiter nur mit ſolchen Schlägern auf Dich ein,
die jahrelang mir Brot und Lohn geweſen ſind.
Ich muß ſie hören, muß ſie fühlen! Schlag nur, ſchlag!
So nur, nicht anders ſchmiedeſt Du den Racheblitz,
der unabwendbar und vernichtend niederfährt.
Doch warum iſt es grade meine Hochzeit, Jarl,
die Dich auf einmal wiederum in Harniſch bringt,
nachdem Du eben noch ein Hilfeflehender
demütig bettelhaft mit Bitten mich beſtürmt?

Gunnar:

Nun ſei's genug. Ich halte meine Fauſt nicht mehr,
wenn Du den Hund auch nur ein Wort noch bellen läßt.

Harald:

Veland! Veland! ſag mir, wo meine Kinder ſind.
Du kannſt es, da Du Meiſter aller Künſte biſt.
Und gibſt Du die geliebten Söhne mir zurück,
geht Deine Macht ſo weit, ade dann Velandsholm!
mein Eid! ich teile gerne Reich und Thron mit Dir.

Veland:

Was mein iſt, willſt Du mit mir teilen, Harald Droſt?
Bin ich es nicht, der Dir Dein Reich errichtet hat?
War ich es nicht, der Schwert und Pflug Dir ſchmiedete,
gleichwie den Kronreif und die Säule Deines Throns?
Hob ich das Erz nicht aus der Erde Schacht,
womit Du Deine Krieger wappneſt und Dein Haus
mit ſchweren Pforten panzerſt, die kein Feind zerbricht?
Wer baute Deinen Saal und ſchaffte Hausgerät
bis auf den Becher, deſſen Rand Dich täglich labt?
Wer machte Wohnungen der Menge Deines Volks
und lehrte das Unwiſſende, der Tiefe Frucht

zu wecken? Ich, der ſolchen Zaubers Rune kennt!
Und alſo bin ich's, der mit goldnen Ernten Dir
weiträumige Speicher bis zum Berſten aufgefüllt.
Doch immerhin, gibſt Du die Hälfte mir zurück,
ſo biſt Du doch zur halben Einſicht nun erwacht.
Und dieſe Hälfte ſamt der halben Einſicht nun
nehm ich und prüfe ſie auf ihren Goldgehalt:
Jarl, ſoll ich Deinen Wunſch erfüllen, mußt Du mir
zum Pfande deſſen, was Du eben mir verſprachſt,
Bödwilde, Deine Tochter, ſchenken für mein Bett!
Die Mannen ſtoßen einen Schrei der Wut aus und greifen an die Waffen.

Harald:
Was ſagt er? Denn der Brandung Ton verſchlang ſein Wort.

Gunnar:
Nie darf Dein Ohr vernehmen, König, was er ſprach.

Veland:
Gib mir Bödwilde zur Gemahlin und Du tilgſt
den Fluch der Taten, die Du einſt an mir verübt.
Dies ſei mir Bürgſchaft, daß Dein Sinn gewandelt iſt.
Und Deiner Söhne Kuß entbehrſt Du ferner nicht.

Harald:
Es ſei. Doch vorerſt zeige meine Kinder mir.
Auch ich bedarf der Bürgſchaft, daß Du Wahrheit ſprichſt.

Veland:
Jarl, ſage mir, womit ich jemals Dich betrog?

Harald:
Nachtalfenſproß, die Tücke ſitzt in Deinem Blut,
der Rachedurſt, die Bosheit ſchwelt in Deinem Blick.

Veland:

Die Lüge hockt in Deinem, lauernd, ſprungbereit.
Nein, niemals ſiehſt Du Deine holden Knaben, eh
ich meine Brunſt in Deinem Königsblut gelöſcht
und als Gemahl Bödwildens das Beilager hielt.

Harald:

Packt ihn! Erwürgt ihn!

Alles dringt mit Geſchrei auf Veland ein, er ſpringt ins Innere der Höhle und läßt eine ſchwere Gittertür hinter ſich ins Schloß fallen.

Gunnar:

Brecht hinein, zerreißt die Tür.

Harald:

Zurück, wem ſeines Königs Wort noch etwas gilt
und meiner Söhne Leben.

Veland, durch das Gitter:

Jarl, nun ſage ſelbſt,
ob ich mit Königseiden nicht bewandert bin.

Er entfernt ſich lachend ins Innere der Höhle.

Bui:

Ein toller Wolf im Zwinger, Eiſenſtangen her.

Boddi:

Wozu? Kein Weibgeborener ſprengt dies Gittertor.

Gunnar:

Haltet den König. Er verfärbt ſich. Er ſinkt um.

Es entſteht ein kopfloſes Durcheinander.

Rufe: Zu Schiff! Der König ſtirbt! Zu Hilfe! Ärzte! Helft!

II

Eine Abteilung in dem Höhlenlabyrinth Velands: ſchwarz, verrußt. Mehrere Schmiedeherde, Amboſſe, Hämmer, Zangen uſw. Gitterpforten in andere unterirdiſche Räumlichkeiten. An den Wänden mehrere gewaltige, kunſtreich beſchlagene Truhen.
An einer dieſer Truhen ſteht Bödwild. Sie prüft Goldſchmiedearbeiten und behängt ſich mit Schmuck. Zuweilen blickt ſie in einen metallenen Handſpiegel.
Ohne von ihr zunächſt bemerkt zu werden, tritt Veland durch eine der Gittertüren.

Veland:

Nun iſt es wieder ſtille draußen vor dem Tor,
auch ſtieß das letzte Königsſchiff vom Strande ab.

Bödwild:

Beim Himmel, Veland, ich vergaß faſt, wo ich bin,
ſo viele der Kleinodien ſind hier aufgehäuft.

Veland:

Wieviel unnützer Lärm, wo ſich ein Herrſcher zeigt.
Haſt Du nicht Waffenklirren und Geſchrei gehört?

Bödwild:

Nicht müde wird man, dieſen Hort ſich anzuſchaun,
darin zu wühlen wie in eines Bornes Flut,
die beiden Arme badend tief hinein verſenkt.
Dies iſt ein Quell. Doch dieſe Truhe iſt zugleich
unendlich vieler, bunter Strahlenquellen Quell,
von denen jede farbenſprühend überquillt.
O Glanz, o Feuer, das in dieſem Kaſten ſtürmt,
mit Lichtern blitzend, die das Auge kaum erträgt.
Und manche ſolcher Pracht, daß ewige Blindheit ſelbſt
dem, der ſie ſtahl, faſt noch geringe Buße ſcheint.

Veland:

Du haſt nun, Königstochter, reichlich Muße, Dich
an dieſer Kiſte voll Kleinodien ſattzuſehen.

Bödwild:

Das will ich und das werd ich: ſatt ſehn werd ich mich.
Du wirſt mich nun ſo leicht nicht wieder los, o Schmied,
und keinesfalls, bevor ich den Tribut erhob,
den Zehnten dieſes ungeheuren goldnen Raubs.

Veland:

An goldner Angel hing noch ſtets der beſte Fiſch.

Bödwild:

Was ſagſt Du?

Veland:

Nichts, als daß ich niemals knauſrig bin:
nicht wenn ich gebe, freilich auch im Nehmen nicht.

Bödwild ſtreicht ſich über die Augen:

Ich bin benommen, dieſes tauſendfält'ge Sprühn
ſenkt Zauber der Betäubung ſchleichend in mein Blut.
Holla, Du tückſcher Affe, ſag, wie kam ich doch
zu dieſer ungewohnten Stunde hier herein.

Veland:

Wenn über dieſem Bettel ſchon Vergeſſen Dich
beſchleicht, Du Strotzende, wie will denn Deine Kraft
dem ganzen noch verborgenen Hort gewachſen ſein?

Bödwild:

Ich gehe nun, gleichviel wie ich hereinkam, Schmied,
mir ſcheint, hier iſt ein lähmend Räucherwerk verteilt
im Raum, womit Du irgendwas im Schilde führſt.

Veland:

Wohl führ ich was im Schilde, Du haſt recht,
und was an mir liegt, denk ich's zu vollenden auch.
Verbrenn ich aber Räucherwerk für Dich, o Weib,
ſo iſt's ein duftend Opfer höchſtens, wie man es
der Liebesgottheit darzubringen ſchuldig iſt.
Dich hat nur Gold verwirrt, und freilich es betäubt,
was immer in der Welt vom Weib geboren iſt.

Bödwild, eine Gittertür rüttelnd:

Die Pforte iſt verſchloſſen, hurtig, öffne mir.

Veland:

Du haſt vorhin nach Gürtel mich und Reif gefragt,
womit Du, einer Göttin gleich, beim Hochzeitsmahl
geſchmückt, an Deines Gatten Seite, ringsumher
verſchmähte Männerherzen tödlich treffen willſt.
Du wirſt es ohne Schmuck, und auch der Frauen Glanz
beim Feſt, Du wandelſt ihn in Todesfarbe um.
Allein auch Reif und Gürtel ſind vollendet, und
ich log aus Bosheit nur, um zornig Dich zu ſehn.

Bödwild:

Du Narr und Lügner, weiſe die Kleinodien denn
mir endlich vor und halte mich nicht länger auf,
wie komm ich bei ſtockfinſtrer Nacht denn durch den Sund?

Veland:

Dies, glaube mir, iſt eine müß'ge Sorge nur.

Bödwild:

Die Fahrt iſt weit und ohne Segel iſt mein Boot,
auch kam ich ohne Bootsmann, wie es meine Art.

Veland:

Nun, eine Nacht verbracht auf Velandsholm, was tut's?
An Daunen mangelt's nicht und einem goldnen Bett.

Bödwild:

Du raſeſt, gottverdammter Knecht, unreiner Wicht,
bedecke Ausſatz, weiß wie Schnee, doch meine Haut
lieber als daß mir einer ſagen dürfte, Du
verbrachteſt eine Nacht allein mit dieſem Knecht
Veland: für immer wär ich ja dadurch entehrt.
Anſpeien müßten mich die Helden ja im Königsſaal.

Veland:

Und dennoch trug mir Deines Vaters Majeſtät
vor wenig Augenblicken einen halben Thron
mit ſeines Königreiches einer Hälfte an.

Bödwild:

Das blökt der Wahnwitz eines unvernünft'gen Tiers,
am Feuer Deiner Schmiede iſt Dein Hirn verdorrt,
Du dünkelhafter Einfaltspinſel. Auf die Tür!
Denn jetzt iſt mir, als drückte ſich ein glühend Mal
in dieſer Stunde ſchon ſchandbar auf meine Stirn.

Veland:

So willſt Du Reif und Gürtel alſo nicht mehr ſehn?

Bödwild:

So ſchwatze nicht und handle: bring den Plunder her.

Reif und Gürtel erſcheinen in der Luft ſchwebend.

Veland:

Ich habe Diener, die es für den Meiſter tun.
Gefällt die Arbeit Dir? Wo nicht, ſo ſchilt mich aus.

Bödwild:

Ein Gott hat dies geſchaffen, keines Menſchen Hand,
wenn es nicht etwa nur ein bunter Schatten iſt.

Veland:

Erlauchte, ſo geruhe Deinen weißen Arm
danach zu ſtrecken.

Bödwild:

Gleich iſt's, ob er ſchwarz, ob weiß.
Nun ſeh ich wohl, an feiner Goldſchnur ſenkte ſich
der Reif herab und Gürtel. Oh, wie köſtlich gleißt
doch dieſe, aller Kronen Krone! Ganz umhüllt
vom brünſtigen Spiele der Karfunkel muß das Haupt
erglühen, das ſie trägt.

Veland:

Und dennoch haſt Du nicht
zu fürchten, daß die ſchwere Goldlaſt Deines Haars
verblaſſe oder ſchmelze unter dieſem Reif.

Bödwild:

Doch dieſer Gürtel übertrifft die Krone faſt,
wie bildete ſo feine Schuppen Deine grobe Fauſt?
Du haſt das Meer an Perlen, der Gebirge Schoß
an Edelſteinen leer geraubt.

Veland:

Was tut man nicht,
würdig die Braut zu ſchmücken am Vermählungstag.

Bödwild:

Zwölftauſend Roſſe wiegen dies Geſchmeid nicht auf,
nicht für drei Königreiche geb ich's wieder her.

Veland:

Und doch, erſt wenn die Krone Deinen Scheitel krönt,

gewinnt ſie ihre volle Flammenkraft und wird
zur zweiten Sonne, purpurdröhnend gleichſam wie
die andre, ehe ſie zum Grund des Meers verſinkt.
Und ſo der Gürtel: ſieh, er ſchläft. Was Du jetzt ſiehſt
an ihm, iſt nicht ſein wahres Leben, nur ſein Schlaf,
tot im Metall noch ſtarrt die reiche Bildnerei.
Erſt wenn Du ihn gleich einem Kinde an die Bruſt
hebſt und ihm einräumſt, daß er Dich wie einen Stamm
bewegten Elfenbeins umſchlinge, wacht er auf.
Dann ſpielt um Deine Hüften Nordlichtzauber, und
es ziehn um ſie den Reigen nackte Jünglinge,
im Schwertertanz Dir huldigend.

Bödwild:

Laß ſehen, Schmied.

Sie verſucht den Gürtel um die Hüften zu nehmen.

Veland:

Nicht ſo.

Bödwild:

Wie anders? Unterweiſe mich denn! He,
willſt Du krepieren: Deine Zähne klappern ja
und Deine Fratze ſtarrt mich an ſo grau wie Blei.

Veland:

Willſt Du, es ſollen wirklich dieſe Fäuſte Dir
nahen, Dich ſelbſt gürten.

Bödwild:

Hurtig, ſei nicht zimperlich!
Für mich biſt Du nicht Fiſch, nicht Fleiſch, nicht Mann, noch Weib.

Veland:

Was ich für Dich bin, ahneſt Du bis jetzt noch nicht.
Die Frage aber lautet jetzt: was biſt Du mir?

Die einzige Macht, vor der ich zittre: hörst Du das?
ſonſt lach ich aller Götter, aller Könige.

Bödwild:

Ich bin ein Weib nur und ich liebe Maide nicht,
die waffentragend auf der Männer Spuren gehn.
Von mir iſt nichts zu fürchten, wenn Du folgſam biſt.

Veland:

Ich halte meines Schickſals Steuer in der Hand,
Herr meines Loſes bin ich heut wie nie zuvor.
Den Todfeind draußen band ich auf ein glühend Roſt,
wo er ſich windet in unnennbar wilder Pein.
Dies weiß ich, und mein Herze hüpft vor Luſt darum.
Ich fürchte keine Wächter mehr, die Woge nicht,
die Tag und Nacht mit dumpfem Drohn den Strand berennt,
nicht macht ſie ferner mir zum Kerker Velandsholm.
Gram, der ſo lange mir am Lebensmark gezehrt,
im erſten Rachebrande iſt er faſt verkohlt.
Heut noch ein Krüppel, hinkend, trägt mich morgen ſchon —
bereite Adlerſchwinge fort im höchſten Flug. —
Dann aber bin auch ich gelähmt und liege ſo
fortan als Leichnam lebend in der Gruft, und dann
wird alle Schmach und Not, die ich bisher ertrug,
nichts gegen die der ewigen Verdammnis ſein.

Bödwild:

Du ſprichſt in Rätſeln, wunderliche Mißgeburt,
doch nun die Riegel auf: zwar werd ich dieſe Nacht
kein Auge ſchließen, denn wahrhaftig, Veland, hier
haſt Du geſchaffen, was die Nacht mir taghell macht.
Allein 's iſt hohe Zeit. Auch plagt mich Ungeduld,
die glotzenden Geſichter meiner Fraun zu ſehn
beim Anblick dieſes übermenſchlich hohen Werks.

Weland:

Weh! Wehe! Wenn ich nun das Wort nicht ſprechen kann
vor Schmerz um Dich, wie es mein hartes Werk verlangt.
Weh, wenn nun Deiner jungen Schönheit Unſchuld mich,
den alten zauberkundigen Meiſter, lähmt.
Du meinſt, daß Götter Deiner warten und Dein Fuß
ſchreite auf buntem Himmelsbogen nach Walhall,
derweil vor meiner Seele ſteht Dein wahres Los.

Bödwild:

Wicht, meine nicht, daß je mich eine Bangigkeit
vor Dir beſchleicht: wahnwitz'ger Hochmut ſolcher Art
beflecke niemals Dein fronſeliges Knechtsgehirn.
Doch öffne ſchleunigſt jetzt der Pforte Riegel mir,
ſonſt fürchte meines Vaters Strafen, Deines Herrn!
Du kennſt ſie, weißt, wie einſt Dein Fleiſch in Fetzen hing,
als man für irgendein Vergehn Dich ausgepeitſcht,
bis drüben zum Palaſte drang Dein Schmerzgebrüll,
die Hunde überheulend, die es aufgeſtört.

Weland:

Die Dankbarkeit iſt König Haralds Sache nicht
noch ſeiner Kinder: doch ich will ihm dankbar ſein.
Er zahlt mit ſchlechter Münze mir mein gutes Gold:
mit gleicher Münze, mindrer nicht, vergelt ich ihm.

Bödwild:

Boshafter, tück'ſcher Kobold, Hilfe ruf ich nun.
Du übſt hier Ränke: laß mich an die friſche Luft,
in nebelhaften Dämmer haſt Du mich gehüllt.
Was lockte mich zum zweiten Male hier herein?

Weland:

Nichts, doch Du ſuchteſt Unterſchlupf, flohſt vor dem Jarl.

Bödwild:

Richtig, ſo war's. Und hat der Jarl nach mir gefragt?

Veland:

Nach Deinen beiden Brüdern, die verſchollen ſind.

Bödwild:

Wie, Ai und Jngi ſind verſchwunden?

Veland:

Ja, ſo ſcheint's:
ſonſt hätte ſchwerlich ſo der Jarl ſein Haar gerauft.

Bödwild:

Was heißt das, Ai und Jngi ſind verſchollen? Wie?
Unmöglich! Alles dies iſt Traum, nicht Wirklichkeit,
ſie ſind des Landes Zwillingsſonne. Ohne ſie
iſt Dunkel außen ſo wie innen im Palaſt,
und meinen Vater, meine Mutter trennen kaum
noch Stunden von der eignen Gräber Finſternis.

Hallende Schläge gegen Eiſen dringen vom äußeren Tor herein.

Bui, unſichtbar:

Veland! He, Veland! Gut Freund! Öffne, laß uns ein.

Bödwild rüttelt heftig am Tor.

Veland:

Was rufſt Du nicht?

Bödwild:

Jch kann nicht.

Veland:

Bui und Boddi ſind's,
die Wächter, und ſie kommen, um nach Dir zu ſehn.

Boddi, unſichtbar:

Wir ſind es, Bui und Boddi, Veland, die Du kennſt,

in guter Abſicht kommen wir, ſei des gewiß.
Wir walteten ſtets milde unſres Amts, Du weißt's.

Veland:
Erlauchte, gib ein Lebenszeichen, melde Dich.

Bödwild, heiſer:
Du hämiſcher Hund haſt meiner Stimme Klang geraubt.

Veland:
Sie kommen als Schatzgräber, und Du biſt der Hort.

Bui, unſichtbar:
Bui bin ich, Bui! Stets ging mir nahe Dein Geſchick
und manches gute Wort, Schmied, legt ich für Dich ein.
Laß uns von alten Zeiten plaudern.

Veland, zu Bödwild:
Plaudre denn.

Bödwild:
Wo bin ich? Schwarze Wogen und ein ſchwarzes Schiff!
Wer ſteht am Steuer? Haltet! Schwindel packt mich an.

Veland:
So Schiff als Woge, beide ſind mir wohlbekannt.
Komm, ſtütze Dich, Jarl Gunnar iſt's, Dein Bräutigam.
Auf kurze Zeit nur füge Dich der Macht des Schlafs,
bis Bui und Boddi ihres Wegs gegangen ſind.
Stützend, haltend, faſt tragend führt Veland Bödwild davon durch eine der Gitterpforten. Gleich darauf kommt er wieder und läßt Bui und Boddi ein.

Bui:
Da ſind wir. Das war mehr als ich erwartete:
Du öffneſt und Dein Zorn ſcheint mir verraucht zu ſein.
Doch Rauch haſt Du genug gemacht, vertrackter Schmied.

Jarl Harald, Gunnar und die Mannen alleſamt
recht ſehr bedenklich huſtend ſtiegen ſie an Bord.

Veland:

Was wollt Ihr hier? Macht's kurz und packt Euch Eures Wegs,
an Müßiggänger werf ich meine Zeit nicht fort.

Bui:

Fahr doch nicht gleich ſo zu, Du galliges Gezücht.
Wir kommen doch ſonſt miteinander leidlich aus.
Vergiß nicht, daß ich redlich mich dawider ſchon
gekehrt, als man im Felsgebirge Dich verriet,
Dich meuchlings überfiel und Dich verſtümmelte.

Veland:

Haſt Du's verhindern können, Knecht? Sonſt prahle nicht.

Bui:

Mußt Du denn immer ſchimpfen, Wicht, aus vollem Hals?
Was, Köter, ſchnappſt Du, wenn man hinterm Ohr Dich kraut.

Veland:

Einfältige Tölpel, was auch Eure Abſicht iſt,
mein Fell zu ſtreicheln oder zauſen, gilt mir gleich:
kommt Ihr mir nahe, reiß ich Euch die Gurgel durch.

Boddi:

Wenn Du ſo weiter geiferſt, reißt mir die Geduld.

Bui:

Ei, laß ihn, iſt er nicht der Herr im eignen Haus?

Veland:

Ich bin's! Und laßt es Euch geſagt ſein: mehr als je,
ſeitdem ſich Harald nährt von meinem blut'gen Schweiß.

Bui:

Auch unſrer ſchmeckt ihm: nun das iſt ſo Königsart!
Laß uns doch endlich wackren Spießgeſellen gleich
einmal vertraulich ſchwatzen und nicht immer Galle ſpein.

Veland:

Damit Ihr aller Mühen überhoben ſeid
und Euren Wanſt nicht etwa durch ein Nadelöhr
hindurch zu quälen unnütz den Gedanken faßt. —
Auch darum, daß Ihr Eure plumpen Fäuſte nicht
zerbrecht am Knoten, den kein Bui und Boddi löſt —
ſo hört und führt Euch meine Runen zu Gemüt,
ſteckt ſie dem Jarl, und wohl bekomm der Botenlohn.
Ich habe einen Käfig mir geſchmiedet und
mit ſchweren Riegeln ihn verwahrt von ſolchem Stahl,
den ſelbſt des Wettergottes Hammer nicht zerſprengt.
In dieſem Kerker aber eingeſchloſſen liegt,
merkt auf, das blutende, zerrißne Herz des Jarl.
Ich war's, der es ihm ausſchnitt und darin verſchloß.
Nun kommt das andre: Ihr ſucht Bödwild. Sie iſt hier.
Geht, ſagt dem Jarl und ſeinem künftigen Tochtermann,
Gunnar, dem Strahlenden, ſagt ihnen deutlich ſo:
der Alfe Veland ladet Euch zur Hochzeit ein.
Hört Ihr: zur Hochzeit ladet Veland beide Jarls.
Und ſind ſie lüſtern, ſagt, daß zwei Pokale ſchon,
zwei Wunderwerke ſchon von mir gebildet ſind,
gefüllt mit einem heißen Trank ſo rot wie Blut.
Sagt: König Haralds Herz wird Eure Speiſe ſein.

Bui:

Furchtbar freche Worte ſprichſt Du, Spottgeburt
aus Dreck und Feuer! Doch Du gibſt uns Rätſel auf,
die ſich wie leere Seifenblaſen blähn

und dann zerſpringen. Dies war oft ſo Deine Art.
Doch Dir zum bittren Leid berichten wir's dem Jarl.

Veland:

Tut's! Dieſe Ringe, dieſes Hackgold nehmt zum Dank.
Und auch noch dieſes tut ihm kund: ſagt meinem Herrn,
es werden alle Gruben, Höhlen, Schächte und
Erdlöcher Deines Maulwurfs, Deines Krüppelſchmieds,
die ganze Satansſchmiede, ſagt ihm einfach ſo,
auffliegen, aufgeſprengt von einem Jubelſchrei,
und dann hebt Veland ſich mit Flügeln in die Luft,
und gleich dem Adler wirſt Du ihn entkreiſen ſehn.

Bui und Boddi ziehen ſich zurück. Veland bricht unter tollen Freudenſprüngen in wahnwitziges Gelächter aus.

Veland:

O Feſt, o Feſt! Wie hat ſich alles mir gefügt,
nun aber zögre nicht mehr, Veland: ſchnell ans Werk,
füge die erſte Stufe von der Treppe nun,
die in des Grauens, des Entſetzens Abgrund bald
der Weichling mit den duft'gen Locken abwärts ſteigt,
in Weißglut wird ſie ziſchen unter ſeinem Fuß. —
Nun kommt heraus, Ihr Königsknaben, kommt hervor.

Die zwölfjährigen Königsſöhne Ai und Ingi, Knaben von höchſter Schönheit, kommen durch eine der Gittertüren aus dem Innern des Velandbaues.

Veland:

's iſt Zeit, Ihr Prinzen, daß Ihr an die Heimfahrt denkt.

Ai:

Jetzt ſchon, wo wir doch grade kaum gekommen ſind?

Ingi:

Du ſtrobelköpfiger Zottelbär, da irrſt Du Dich,

Du wirſt uns, bis der Abend dämmert, nicht mehr los
und morgen, mit dem frühſten, ſind wir wieder hier.

Veland:

Wenn man Euch nur nicht etwa im Palaſt vermißt.

Ai:

Man meint, wir ſeien nur im Wald auf Vogeljagd.
Da ſind wir oftmals manche Stunde unterwegs,
wir haben's unſerm Vater abgetrotzt, dem Jarl,
daß uns Atli, der Jäger, nicht begleiten darf.

Veland:

Wie lange meinet Ihr wohl auf dem Holm zu ſein,
Ihr Burſchen, ſeitdem Euer Boot ans Ufer ſtieß?

Ai:

Kein Stündlein iſt ſeitdem herum, ſo kurze Zeit.

Veland:

Ein Augenblick wird oft zur kleinen Ewigkeit
und eine kleine Ewigkeit zum Augenblick.
Drei Tage und drei Nächte ſind vergangen, ſeit
ich Euch, auf Euer Pochen, in die Schmiede ließ.

Ingi:

Sag lieber doch drei Wochen oder Jahre, Schmied.
Wenn man ſchon lügt und Spaß treibt, warum ſoll der Spaß
ſo mager, nicht die Lüge von den fetten ſein!

Veland:

Wie ſeltſam: Ihr ſeid gern bei mir. Und hat man Euch
denn nicht vor mir und meinem finſtren Sinn gewarnt?

Ingi:

Wir ſahen Deiner Eſſen Rauch und wollten ſelbſt

ergründen, ob Du wirklich wie ein Feuerwurm
auf Schätzen liegſt und flammenſpeiend ſie bewachſt.

Veland:

Und alſo fliegen Haralds Kinder alleſamt
von böſen Zaubern angetrieben in ein Licht,
das ſeine Wurzeln aus dem Höllenabgrund ſpeiſt.
Sagt, habt Ihr wohl den Drachen nun gefunden, der
Verderben haucht? Bekennt doch: wie erſchein ich Euch?

Ingi:

Ein armer Hinker biſt Du: lahm und doch an Künſten reich.
An Deiner Hände Werken ſieht man ſich nicht ſatt.

Ai:

Nein, wer Dich einen Drachen nennt, der kennt Dich nicht.
Du biſt ja kindgut, wie ein armer kranker Hund.

Ingi:

Und nichts bewachſt Du, eher ſchenkſt Du alles fort,
wo Du nur immer ein Begehren halbwegs ſpürſt.

Veland:

Oh, oh!

Ai:

Was ſtöhnſt Du ſo auf einmal?

Veland:

Wehe, oh!
's iſt nichts! Geht weiter! Wählt Euch Ringe, wie Ihr wollt.
Nach Herzensluſt Goldſchnallen, Wehrgehenke — geht!
Oh, oh! — ah! — geht! Seht mich nicht an.

Ingi:

Was haſt Du denn?
Du ſtöhnſt ja auf, daß man davon ins Mark erſchrickt.
Wer quält Dich?

Veland:

Eitrige, verfluchte Lappen, fort.

Er reißt Binden von ſeiner Wunde und ſchleudert ſie fort.

Macht Eiſen glühend, Eiſen glühend, hört Ihr nicht,
und bohrt es in die Wunde mir.

Ai:

Die Wunde iſt's,
Dich peinigt Schmerz in Deiner offnen Wunde, Schmied.

Veland:

Laßt, nun iſt's gut.

Ai:

Was ſchweigſt Du? Iſt es wirklich gut,
Was beißeſt Du die Zähne aufeinander, ſag
uns doch, wie wir Dir helfen können, armer Knecht?

Veland:

Laßt ab! Laß ab mit Foltern! Lieber tötet mich.

Ai:

Nennſt Du es foltern, wenn man Dir zu helfen ſucht?

Veland:

Ihr ſeid berufen, mir auf fürchterliche Art
und nicht nach Eures Herzens Wunſch mir beizuſtehn.

Ai:

Nun fletſcheſt Du ſchon wieder Deine Zähne, Wicht.
Noch eben blickten Deine Augen flehentlich
und ſchon entzucken ihnen Blitze düſtrer Wut.
Niemand iſt Deiner ſicher, und man ſagt mit Recht,
wenn Du mit weicher Tatze irgendwen berührſt,
erfühlſt Du nur die Stelle für den Prankenhieb.

Veland:

So iſt es, Bürſchlein, kommt denn näher zu mir her,
denn die Gevattern logen nicht, die das geſagt.

Ingi:

Doch Du, als Du uns von den goldnen Scheiben ſprachſt,
die Du uns zeigen wollteſt, nun, wo ſind ſie denn?
Die Götter ſpielten einſt damit im Himmelreich:
ſo ſagteſt Du, in ihrer Kindheit, und es klang
vom Flug des goldnen Götterſpielzeugs hell die Luft.

Veland:

Ah, wartet, gleich erinner ich jenes Wurfgolds mich:
zwölf runde Platten waren es, ſchwerlötigen Golds.
In Ruhe lagernd, jede gleich dem vollen Mond,
geſchleudert, jede einer bunten Sonne gleich.
Dies Spiel bedurfte keines Lichtes in der Nacht,
ſo hell ward von der Gotteskinder Jauchzen, ward
vom herrlichen Getön des Spielwerks und vom Glanz
der Mond- und Sommerwürfe alles überflammt. —
Ein Alfe ſtahl ſie, ſtahl die goldnen Scheiben, und
die Götter wurden alt und grämlich, welk und kalt.

Ingi:

Biſt Du der Alfe, der ſie ſtahl?

Veland:

Mir zeigte ſie,
o weh! die Schwanenflüglige, die mich verriet,
doch auf Verrat iſt ja dies ganze Sein geſtellt!
Und beide trugen wir gemeinſam ſie ans Licht
aus einer tiefen Spalte, die im Wolfstal klafft.
Wie bald erſcholl das ganze Tal vom Vogelſang.

Ingi:

Nun alſo, dieſe Wunderſcheiben zeig uns jetzt! —
Er ſchweigt. Er iſt nicht bei ſich. Was geſchah mit ihm?

Ai:

Veland! He, Veland!

Ingi:

Weit die Lider aufgeſperrt
kehrt er das Weiße ſeines Auges uns nur zu.
Die Sterne ſcheinen rückwärts in ſein Haupt gewandt.
Wir wollen gehn. Ruf nochmals ſeinen Namen laut,
damit er uns entlaſſe durch die erzne Tür.

Ai:

Veland!

Ingi:

Er hört nicht. Einen neuen Poſſen hat
er ausgeſonnen, uns zu ängſten. Zittert nicht
das ganze Scheuſal leiſe wie ein Eſpenblatt
und ſcheint in ſich verſunken blind und taub zu ſein?

Ai:

Muſik! Getöne wie von Erz und Saitenſpiel,
Hörſt Du es auch?

Ingi:

Und niemals hört ich ähnliches
Geraüſch: dazwiſchen Pochen wie von Hammerſchlag.
Wo kommt es her? Von allen Seiten dringt es zu.

Ai:

Du irrſt. Es bebt aus ſeiner Stirne, ſeiner Bruſt hervor.

Ingi:

Ja, Du haſt recht. Wie urgewaltig brauſt es auf,
die Flut dringt an. Kaum halt ich auf den Füßen mich.
Er ſchwitzt Gewalt aus, dröhnt von göttergleicher Macht.

Ai:

Horch, ſüße Stimmen ſchweben jetzt aus ihm empor.
Oh, braucht ich dieſes Jubilierens Himmelslaut
doch nie mehr miſſen bis zum letzten Atemzug.

Geſang weiblicher Stimmen:

Durch Myrkwidr flogen Mädchen von Süden.
Sie ſaßen am Strand der See und ruhten.
Schönes Linnen ſpannen die ſüdlichen Frau'n.
Ihrer eine hegte ſich Eigel, Schlagfeder die zweite.
Aber Hervare Allweiß nahm Veland zum Weibe.

Veland:

Weh mir! Hervare, horcht doch: Schwanenflügelſchlag,
er flieht, ein letztes Blinken übern Firn davon
gen Süden eilt ſie wieder hin, von wo ſie kam.

Geſang weiblicher Stimmen:

Vom Waidwerk kamen die wegmüden Schützen
Slagfidr und Egil, fanden öde Säle,
gingen aus und ein und ſahen ſich um.
Da ſchritt Egil oſtwärts Alrunen nach,
und ſüdwärts Slagfidr, Swanhwit zu finden.

Derweil im Wolfstal ſaß Veland,
ſchlug funkelndes Gold und feſtes Geſtein,
und band die Ringe mit Lindenbaſt.
Alſo harrt er ſeines holden
Weibes, wenn ſie ihm wiederkäme.

Ai:

Auf einmal ſchweigt nun alles. Iſt der Alfe tot?

Veland:

Ich bin's, weil ich aus dieſem Traum erwachen muß

und meines Feindes Neſtbrut ſehe, der mich hier
feſtband, daß ich mein Liebſtes nicht verfolgen darf.
O Not, o namenloſe Not des Darbens! — Doch
Geduld! Der Rache Flügel ſproſſen deutlich ſchon
am künſtlichen Geſtricke meiner blutigen Liſt
und bald entheben Rieſenſchwingen mich davon
ihr, der Vermißten, nach: ſie kann mir nicht entgehen.
Zieraffen, kommt nun, tretet in die Kammer ein.
Millionen Euresgleichen wirft der Mütter Schoß,
damit Jarl Harald ſeinen Acker düngen kann
mit Jünglingsblut. Auch ich nun fordre meinen Zoll
von ihm: denn auch mein Garten ſoll nun bald erblühn.

Ai:

Öffne die Pforte, Unhold, ich befehl es Dir.

Veland:

Und ich befehle Dir und ihm: tritt hier herein.

Ingi:

Ai, tritt zurück, hier riecht es nach geronnenem
Blut, roſtige Eiſenketten lagern dort umher
und bärtige Köpfe, blutbeſudelt, wie mir ſcheint.

Ai:

Unwiderſtehlich zieht ein unſichtbares Netz
mich dort hin. Dies ſind tück'ſche Zauber, laß mich frei.
Der Kronprinz bin ich, werde einſtmals König ſein,
und wer mir nicht gehorcht, dem blüht der Henkersblock.

Veland:

Ich zeig Euch eine Kiſte ganz aus ſchwerem Erz,
darin ich die zwölf goldnen Scheiben aufbewahrt.
Das Götterſpielzeug wartet Eurer, greift hinein.

Ai:

Behalt Dein Spielzeug. Laß uns frei, ſonſt will ich Dich
lehren, welch eines ſtarken Herrſchers Blut ich bin.

Veland:

Dir hilft kein Flehn. Dein Weg iſt vorgezeichnet.

Ai:

Wie?
Gebieten nennſt Du Flehn, armſeliger Feuerwurm?

Ingi:

Oh, laß uns leben, laß uns leben, Veland.

Veland:

Er
weiß beſſer, welcher Augenblick für Euch erſchien.
Hurtig. Seid mir doch dankbar! Denn was mühſam ſich
andre erarmen in jahrzehntelangen Mühn,
Euch, die Ihr noch nicht flügge ſeid, fällt's in den Schoß.

Ai:

Jarl Harald! König Harald, höre Deinen Sohn,
o hätt ich doch gemieden dieſen Velandsholm
und Dein Gebot nicht übertreten. Rette mich,
mein Vater, hilf, aus tiefer Not ſchrei ich zu Dir.

Veland:

Dies tat ich oft. Sei ſicher, daß er Dich nicht hört.

Ai:

Ingi, reiß mich zurück.

Ingi:

Mich ſelber ſpült es fort
mit Dir, als wären wir im Strudel eines Stroms.

Beide werden magiſch fortgezogen durch das Pförtchen eines Verlieſes, in dem ſchwere Ketten raſſeln.

Ai, von innen:

Mir graut. Hier kriecht in ſchwarzen Lachen Giftgewürm.

Ingi:

O Sonne, Wieſen, Wogen, Meer und Vogelſang.

Veland:

Des Kaſtens erzner Deckel gähnt: blickt nur hinein
und aller Wünſche höchſter iſt ſogleich erfüllt.

Man hört krachend den Erzdeckel der Kiſte zuſchlagen. Danach ebenſo die Pforte des Verlieſes.

Veland:

Nun iſt's geſchehn, und wie auf Dein Gebot man einſt
die Sehnen mir durchſchnitt, ſo tat ich heute Dir.
Doch weiter nun ans Werk, ans Werk! Die Zeit vergeht. —
Doch welch ein Laut iſt das? Ketill, der Schafhirt, ſcheint's.
Vor ihm iſt keine Rettung. Seiner Flöte Ton
macht erzne Pforten ſchmelzen, alle Riegel auf.

Ketill tritt flötespielend ein.

Ketill ſetzt die Flöte ab:

Erlaube, daß ich Dich beſuche, fleiß'ger Schmied.

Veland:

Du kamſt zu mir und haſt mich nie deshalb gefragt.

Ketill:

Ich kam, wenn Du mich riefeſt aus gequälter Bruſt.

Veland:

Hab ich Dich je gerufen, tat ich's ohne Laut,
nie hörte jemand Veland um Erbarmen flehn.

Ketill:

Dein Los allein ſchon, Veland, fordert es heraus.

Veland:
Nicht mehr, Ketill! Bald wirſt Du deſſen Zeuge ſein.

Ketill:
In Reichtum wühlend und in Schätzen ohne Maß
lebſt Du als Ärmſter aller Armen hier zu Land.

Veland:
Nicht mehr, nicht mehr! Und hin iſt alle Not, Ketill.

Ketill:
So ſprachſt Du oft, wenn blut'ger Schweiß von Deiner Stirn
herabtroff und das bleiche Graun in Deinem Blick
vom Bohren Deiner immer offnen Wunden ſprach.
Des Leiden iſt unſterblich, der unſterblich iſt.

Veland:
Du lügſt. Unſterblich bin ich, aber nicht mein Leid.
Noch heute brenn ich ſelber es für ewig aus.

Ketill:
Allein noch ſchüttelt's Dich. Die Zähne klappern Dir
umſonſt nicht ſo vor Froſt. Trink dies, es nimmt
das Fieber, nicht nur meinen Schafen tut es gut.

Veland:
Dies Fieber ſtillet Dein armſeliges Tränklein nicht.

Ketill:
So mögen meiner Flöte Klänge, wie ſchon oft,
Dir Lind'rung träufeln in der Seele wilde Glut.

Veland:
O dieſer Flammen Wolluſt, Schafhirt, kennſt Du nicht.

Ketill:
Und doch, könnt ich ſie dämpfen, Schmied, ich tät es gern.

Veland:

Du kannſt kein Blut ſehn, Rache aber ſtillt nur Blut.

Ketill:

Gern würd ich meins vergießen, könnt ich nur damit
auslöſchen dieſen fürchterlichen Rachebrand,
wahrlich, er legt die ganze Welt in Aſche noch.

Veland:

Gib hin Dein Blut, für wen Du magſt, mich dürſtet nicht
nach Deiner Arzenei, denn meine ſteht bereit,
von ihren glühen Läuterbränden ahnſt Du nichts.

Ketill:

O Veland, tue denen wohl, die Übles tun,
und liebe, die Dich haſſen, Dir zum ew'gen Heil.

Veland:

Ich lache Deiner und es lachen Dein noch mehr
die Unſichtbaren, deren Leſzen fließen ſchon
vor Gier, weil ſie nach meinem Gaſtmahl hungrig ſind.
Und nun, Ketill, getreuer Knecht, heb Dich hinweg,
es drängt die Zeit, und Bui und Boddi bitten ſchon
zu meiner Hochzeit. Richten muß ich eilig jetzt
für das Gelage Hochſitz, Becher, Wein und Brot.

Ketill:

O ſegne, die Dir fluchen, Schmied, und fluche nicht
dem Fluchenden: denn Du verdoppelſt nur den Fluch,
und Doppelfluch erwürgt den Segen ihm und Dir.

Veland:

Zu ſpät, Ketill. Schon band ich los den Höllenhund,
und eh er ganz nicht ſeinen blut'gen Fraß verzehrt,
zwingt ihn an ſeine Kette wiederum kein Gott.

Ketill:

Leb wohl, und denke mein in aller Deiner Not.

Veland:

O Not, o heil'ge Not, nun erſt erkenn ich ganz,
daß Du es biſt, die mich zum Gott emporgeſäugt.

Ketill:

Leb wohl. Bedarfſt Du meiner dennoch, rufe nur.

Veland:

Bleib! Gern hört ich immer Deiner Flöte Klang
und Deiner ſanften Herde Rauſchen war mir lieb.
Oft, wenn ich es vernahm, entſpannte ſich mein Hirn,
das brennende, das lange Nächte durch umſonſt
gerungen um Erlöſung von des Wachens Qual.
Da ſchlief ich ein und hatte Frieden, wußte nichts
von meiner Schmerzen Wut. Und dafür ſei bedankt. —
Faſt iſt mir weh, wo Du nun von mir gehſt, Ketill,
denn dies iſt wohl zum letztenmal, daß ich Dich hier
erblicke. Mit dem Tagesgrauen fahr ich hin
von dieſem Unheilsholme weit ins Morgenrot.
Nur meiner Qual Geſpenſter bleiben hier bei Dir.
Ade, Du lieber Schäfer! Dank! Und nochmals Dank!

Ketill:

Soll ich im Scheiden ſpielen oder haſt Du nun
ſchon beſſere Muſik und brauchſt die meine nicht?

Veland:

Du guter Hirte, ſpiele, Deine Flöte hab
ich nicht umſonſt aus heil'gem Weidenholz gefügt
von einem Aſt, auf dem Hervare ſaß und ſang
und ſtrählte ihres ſchweren Haares goldnen Strom.

Laß ihrer Stimme einen fernen Widerhall
das Herz mir hüpfen machen in entmenſchter Bruſt.
O Täler, Gärten, Inſeln ihr voll Seligkeit,
an deren Bruſt mein Flügelpaar nun bald mich trägt,
wenn erſt die Furt des blut'gen Sumpfs durchwatet iſt.
Kenll hat ſich entfernt. Sein Flötenſpiel iſt verhallt.

Veland, nach kurzem, verfinſtertem Schweigen:
Wie kommt's, daß Du erblaſſeſt, Veland, und Dein Herz
ausſetzt, wie eine Feldmaus ſich nicht mehr bewegt,
wenn eine Fauſt von Eiſen ſie zuſammenpreßt.
Du biſt allein und Deine Bruſt verrät es Dir,
im Wolluſtkerne Deiner überſel'gen Tat.
Du ſtießeſt manchem Feuerſee den Zapfen aus
und brülleſt auf, wenn ſich das glühende Metall
weißglühend in die Form ergoß. Was biſt Du nun
ſo kleinlaut? Haſt auf Deiner Stirne Todesſchweiß
und Totenſtarre in der eiſeskalten Hand,
wo zeugend ſich der Rache Glut ergießen ſoll. —
Es bricht durch Eis und Schnee des Heklas rote Brunſt,
er ſchmilzt Geſtein und wälzt es kochend ab zu Tal
in Liebeshaß verheerend, was ihm widerſteht.
Wach auf, Bödwild, furchtlos tritt zu mir herein.
Bödwild erſcheint wiederum.

Bödwild:
Wann wirſt Du aus dem Traume mich entlaſſen, Schmied?

Veland:
Nicht eh zu Ende dieſer ganze Traum geträumt,
wenn Du für Traum dies halten magſt, o Königskind.

Bödwild:
Obgleich dies alles wirklich ſcheint, iſt es doch Traum.

Seit Du mich einſt als Kind auf Deine Arme nahmſt
und ich aus vollem Halſe ſchrie, mich zu befrein,
träumt ich den Traum und alles, wie es jetzt geſchieht.

Veland:

Und wie, wie war der Traum, den Du ſo oft geträumt?

Bödwild:

Wenn ich die Augen kaum geſchloſſen, ſpricht zu mir
der Vater: meide, meide, Kind, den Velandsholm.

Veland:

Und dann?

Bödwild:

Verſprech ich es und tu es wiederum
trotzdem, wie heut, und wie ich's auch vordem getan.

Veland:

Was alſo tateſt Du?

Bödwild:

Den Holm beſucht ich doch.

Veland:

Trotzdem er ſagte: meide ihn?

Bödwild:

Gewiß, trotzdem.

Veland:

Allein, Du ſagteſt eben doch, Du träumteſt jetzt.

Bödwild:

Ach ja, das kommt, weil Träume ſtets verwirrend ſind.

Veland:

So biſt Du alſo wahrhaft hier und nicht im Traum?

Bödwild:

— Hier bin ich wohl, gewiß, wo ſollt ich anders ſein?

Veland:

Zu Haus, in Deinem königlichen Bett, Bödwild.

Bödwild:

Du Ausgeburt des Traums, wie ſeltſam doch, daß Du
zurecht mich weiſeſt und den Irrtum richtig ſtellſt.

Veland:

So liegſt Du nun im Bett und ſchläfſt?

Bödwild:

Ja, wenn man will.
Ein ſonderbarer Schlaf iſt freilich ſolch ein Traum.

Veland:

Erwachſt Du nun wohl lieber oder träumeſt fort?

Bödwild:

Erwachen, fürcht ich, ſteht jetzt nicht in meiner Macht.

Veland:

Da ſprichſt Du lautre Wahrheit aus im tiefſten Traum.

Bödwild:

So ſagſt Du immer, und ſo ſtierſt Du ſtets mich an,
wenn Du mit Deinem fürchterlichen Alpdruck drohſt.
Allein ich ſchreie, und ſo weck ich ſelbſt mich auf.

Veland:

Verſuch's.

Bödwild:

Weshalb? Ich weiß ja, Unhold, Traum iſt Traum.

Veland:

Du wagſt es nicht. Und das iſt gut. Sei ganz ein Lamm,
ſo fühlſt Du nicht die mag'ſche Feſſel, die Dich lähmt.

Bödwild:

Aus hundert Träumen kenn ich Deine Tücke, Wicht,
heut ſollſt Du mich nicht lähmen, wie ſo manches Mal.

Veland:

Zerſchlage doch das Gruftgewölb, das Dich bedeckt.

Bödwild:

Du ſprichſt von einem Gruftgewölb, das nicht beſteht.

Veland:

Nun gut, nun alſo: wenn Du träumſt, was träumſt Du denn?

Bödwild:

Ich möchte heim und etwas hemmt mich fort und fort.

Veland:

Was hemmt Dich denn?

Bödwild:

Bald iſt es das, bald iſt es das.

Veland:

Und was?

Bödwild:

Ein Brautſchmuck bald, bald eine Tür und bald
der König und die Seinen vor dem Velandsſchacht.

Veland:

Und ſolche Not bereitet Dir der Velandstraum?

Bödwild:

Stets, und noch größre, doch ich kenn ihn allzu gut,
ſelbſt heute, wahrlich, jagt er wenig Furcht mir ein.

Veland:

So iſt der Traum wohl, ſage, heut beſonders ſchwer?

Bödwild:

Gewiß, weil heute im Palaſte Hochzeit iſt.

Veland:

Wo iſt die Hochzeit? Und wer wird vermählt, Niarenkind?

Bödwild:

Bödwild, des Königs Tochter, weißt Du das nicht, Schmied?

Veland:

Mit wem wird ſie vermählt? Mit Veland?

Bödwild:

Biſt Du toll,
Geſpenſt? Mit König Gunnar, wie ein jeder weiß.

Veland:

Gunnar? Iſt das nicht das geleckte Milchgeſicht?

Bödwild:

Gunnar iſt Gunnar, Knecht, und weiter ſag ich nichts.

Veland:

Ich bin der Schatten Deines Traums, haſt Du vor mir
Geheimniſſe, Bödwild, vor Deinem andern Ich?

Bödwild:

Gibt es doch Dinge, die man ſich ſelbſt doch nicht geſteht.
Und Du, mein andres Ich, Du machſt mich lachen, Schmied.

Veland:

Demnach, ſo ſcheint es, Liebchen, träumſt Du wieder nicht.

Bödwild:

Wie wagſt Du mich zu nennen, ekles Schlanggezücht?

Veland:

Was tut's, Du träumſt ja nur.

Bödwild:

Nimm Dich in acht, es packt
mich zehnfach heftig kalter Jähzorn oft im Traum.

Veland:

Es iſt die Angſt des, den lebendig man begrub.

Bödwild:

Laß mich hinaus, im Hochſitz prangt der Vater ſchon,
im Schmucke ſteht die Mutter da und ihre Frau'n.
Die Hörner ſchmettern und des Volkes Woge jauchzt.
Der Bräutgam harrt und ſeine Fürſten um ihn her.

Veland:

Laß Väter thronen, Mütter harren, laß Gunnar
ſtehn, blöde wie den Ochſen vor dem Tor: was tut's?

Bödwild:

Wenn bei dem Hochzeitsfeſt die Braut fehlt, tut das nichts?

Veland:

Nur keine Angſt, nur keine Angſt, Du träumſt ja bloß,
von Kindheit auf iſt Dir bekannt der Velandstraum.

Bödwild:

Scheußliche Fratze, freilich, ja, ich träume, ja!
Doch ſeh ich meine Mutter aufgelöſten Haars
nach Ai und Ingi rufend, des Palaſtes Tor
verlaſſen, wilden Blickes, auf den Lippen Schaum.

Veland:

Dein Velandstraum, nichts weiter, den Du längſt ja kennſt.
Auch Harald Schönhaar hat ihn oft geträumt
im Königsbett. Indes aus jeder Pore ihm
in kalten Perlen brach der gift'ge Todesſchweiß.

Bödwild:

Ich will nun wachen!

Veland:

Packt nun doch die Angſt Dich an.

Bödwild:

Geſchmeiß! Nie! Hocktеſt Du leibhaftig ſelbſt vor mir.

Veland:

So recht! Stolz muß der Nacken ſein, den Veland ſich
mit ruß'gen Arbeitsfäuſten beugt und, muß es ſein,
auch krachend bricht. — Komm nun, laß uns zu Bette gehn.

Bödwild:

Daran erkenn ich meinen Velandstraum. Daran
erkenn ich ihn und will geduldig warten, bis
wie immer mich die Winterſonne freundlich weckt.

Veland:

Wie aber ſetzt Dein Velandstraum ſich weiter fort?

Bödwild:

Ich rufe Hilfe!

Veland:

Rufe nur ſo viel Du magſt.

Bödwild:

Hört mich, ich rufe Hilfe, drüben im Palaſt.

Veland:

Sie hören Dich. Auch ſandt ich meine Boten ſchon,
und ihre Schiffe ſtoßen ſchon vom Ufer ab.

Bödwild:

Ich bin gelähmt.

Veland:

Das biſt Du.

Bödwild:
Rettet, rettet, eilt!

Veland:
Blick her nun, König Harald und Du Königin,
ſo wickelt Veland langſam ſich um ſeine Fauſt
dies fürchterliche Gold, das Euerm Blut entquoll.

Bödwild:
Ich bin gelähmt, Erbarmen!

Veland:
Kein Erbarmen! Nein.

Bödwild:
Veland, Erbarmen.

Veland:
Dir entflieht zum zweiten Mal
ein Wort, das Deinen ſtolzen Lippen ſelbſt im Traum,
nun gar in Deinem Velandstraum, ſonſt nie entſchlüpft.
Hornruf.

Bödwild:
Schon hör ich König Haralds Horn. Hier bin ich! Hier!

Veland:
So iſt es, ja, die Hochzeitsgäſte nahn, mein Lieb.
Doch meine Riegel weichen nur auf mein Geheiß.

Bödwild:
Ach wehe!

Veland:
Welches Labſal, dieſer Weheſchrei.
Wie tief vertraut. Schon er allein vermählt Dich mir.

Bödwild:
Nimm weg die wilde, rohe Fauſt aus meinem Haar.

Veland:

Lösch aus die Glut, die Haar und Hand mir jetzt verschmilzt.

Bödwild:

Du machst mich wehrlos, niedriger, gemeiner Wicht.
Fort, fort, unreiner Griff, hinweg aus meinem Schopf.

Veland:

Er nimmt ein Bad, es badet die verfluchte Faust,
die Frönerfaust von allem blut'gen Schweiß sich rein.

Bödwild:

Furchtbarer Teufel, laß mich los.

Veland:

Mit diesem Wulst
bleibt meine Hand verbissen, meine Faust vermählt,
bis wir vom Hochzeitslager wieder auferstehn.

Bödwild:

Fort, Kröte, ich zertrete Dich.

Veland:

Wie's Dir beliebt.
Tu, was Du kannst und magst, ich will das gleiche tun.

Bödwild:

Tier!

Veland:

König Harald, König Harald, sieh, nun sieh.

Bödwild:

Tier! Niemals!

Veland:

Bödwild! Bödwild! Bödwild! Bödwild! Oh!

Längeres Stillschweigen. Dann hört man Knabenstimmen singen wie vorher.

Durch Myrkwidr flogen Mädchen von Süden.
Sie ſaßen am Strand der See und ruhten.
Schönes Linnen ſpannen die ſüdlichen Fraun,
ihrer eine hegte ſich Eigel, Schlagfeder die zweite,
Aber Hervare Allweiß nahm Veland zum Weibe.
Die Hörner Haralds tönen näher und näher.

III

Bödwild ſitzt wenig erhöht und hält Velands Haupt auf ihrem Schoß.

Bödwild:

O welches Leid geſchah Dir, welche bittre Not
ward in der Unglücksjahre ſchmerzerfüllter Zeit
auf Dich, Du Gott, wie eine Bergeslaſt gehäuft.
Verflucht mein Blut, dieweil es meines Vaters Blut,
der allen Deinen Jammers einz'ger Urſprung iſt.
Ich haſſe meinen Vater. Fluch dem goldnen Bett,
in das er mich, als Säugling, einſt hineingelegt.
War es doch Deiner blut'gen Marter Wert, und ich
ward ſchuldig, als ich ſel'ger Ruh darin genoß.
Schlagt mich, mißbrauchte Hände.

Veland:

Sprich, was träuft ſo heiß
herab auf mich wie Regen in der Sommernacht?
Was iſt's, was mir ſo brennend übers Antlitz ſpült
und alles ganz zerſchmilzt, was an und in mir iſt?
Soll ich mit allem, was ich bin, in Nichts vergehn?

Bödwild:

Verflucht der Eſtrich, den ich trat im Königshaus,
weil er mir nicht verraten, daß Dein Schweiß und Blut

ihn bildete! Weil er nicht ſchrie und meinen Fuß,
den ahnungsloſen, nicht mit Stacheln mir durchſtach.
Verflucht das goldne Dach, weil es mich deckte und
vor Schnee und Schloßen ſicher barg, indes Du hier
die Geißelhiebe litteſt Deiner bittren Fron.
Es ſei verflucht, weil es in ſchwarzer Höllennacht
des Winters mir den Strahl der Sonne vorgetäuſcht,
ſo daß voll Freude ſchlug das Herz in meiner Bruſt,
indes hier Nacht und Trübſal würgend auf Dir lag.

Veland:

Dies alles ſei geſegnet, ſei geſegnet heut.
Geſegnet ſei dies alles, weil es Dir gedient.

Bödwild:

Verflucht der Zaum, der mir das wilde Roß gezähmt,
der Zügel, der nicht glühend ward in meiner Hand,
weil beides Dir erpreßt und Deiner Kunſt der Jarl.
O Du, durch Leiden heilig, Du Geſegneter
durch Not! Befreiter durch der Knechtesketten Laſt,
der höchſten Ehr teilhaftig durch die tiefſte Schmach.
Durch Ohnmacht mächtig, ja allmächtig! Deine Hand
gefeſſelt ſelbſt, doch Täter jeder guten Tat,
Verwundeter und dennoch Arzt der ganzen Welt.
Mit Schlangengift getränkt, mit Schlangengift geſpeiſt
wardſt grade Du zum Schrecken allen Giftgewürms,
durch Ausſatz rein, durch Eiterbeulen lieblich! Schön
durch der Scheuſäligkeit entmenſchtes Götzenbild.
Du, hart und leuchtend wie Demant, ganz ungetrübt
gehärtet und geläutert von der Niedertracht
im Tiegel der Gemeinheit.

Veland:

O Bödwild, Du biſt
nicht Deines Vaters Tochter.

Bödwild:

Niemals drang mir noch
ein Lob ſo ſehr wie Balſam in die wunde Bruſt
als dies, Geliebter.

Veland:

Niemals wuſch mir ſolche Flut
die Wunden, wie ſie jetzt mein Elend überrinnt. —
Doch nun geh heim, Dein Vater wartet.

Bödwild:

Wartet er?
Mag er denn warten wie die Klippe in der Bucht.
So wie zu dieſer und nicht mehr zieht's mich zu ihm.

Veland:

Doch Deine Mutter ſchreit nach Dir, Schaum vor dem Mund.

Bödwild:

Laß ſchreien, bis ſie heiſer wird, was geht's mich an?

Veland:

Du biſt das letzte ihrer Kinder, außer Dir
iſt nichts von dem lebendig, was ihr Schoß gebar.

Bödwild:

Sie haben Ai und Ingi, meine Brüder.

Veland:

Nein! —
Wenn ich Verbrechen eingeſtehe, lüg ich nie.

Bödwild:

So laß ſie leben, laß ſie tot ſein, einerlei!
Stürb ihnen doch die Mutter, doch der Vater nach.
Ich haſſe beide, will ſie niemals wiederſehn.

Veland:

Biſt Du ſo hart? Nun grade bricht zum erſtenmal
das Mitleid in mir auf mit Deiner Eltern Not.

Bödwild:

Oh, reiße dieſe Pflanze mit der Wurzel aus,
die Deine wahre Kraft vernichtet und Dich ſo
zwiefach ohnmächtig wieder preisgibt dem Verrat.

Veland:

Die Hochzeit iſt bereitet und der Doppelthron
des Brautpaars wartet ſchon im hohen Skaldenſaal.

Bödwild:

Du willſt mich von Dir ſtoßen, Leidgehärteter,
nachdem uns Deines Himmelsfeuers Glut vereint.

Veland:

Jarl Gunnar hat des Vaters, hat der Mutter Wort
und Deins. Eidbrüche rächt des Himmelsvaters Zorn.

Bödwild:

Wenn Du nur, Veland, gnädig auf mich niederblickſt.

Veland:

Jarl Gunnar iſt der ſchönſte Mann im ganzen Nord,
und auch der ſtärkſte unter allen, wie man ſagt.

Bödwild:

Laß Deiner Wunden Eiter mich mit meinem Haar

auftrocknen, gönne mir nur dieſe Seligkeit
und gönne mir's, Jarl Gunnar ins Geſicht zu ſpein.

Veland:

Warum nicht wählſt Du mein entſtelltes Angeſicht,
das Deinem Speichel oftmals als Gefäß gedient?

Bödwild ſchreit auf, wirft ſich zu ſeinen Füßen:
O Veland, hab Erbarmen, hab Erbarmen, oh!

Veland:

Steh auf, die Hörner dringen näher ſchon. Mir iſt,
als mahne mich an Längſtvergeſſenes ihr Getön.
Wie ſeltſam kann verwandeln uns ein Augenblick.

Bödwild:

Oh, nimm mich an, Veland, o Veland, nimm mich an
als Deine Magd, als Deine Metze meinethalb.
Als Teppich diene Deinem wunden Fuß, Veland,
mein Haar, der Hände Flächen! Wolle nicht verſchmähn,
dem Wert zu geben, was mir ſo nur Wert gewinnt.
Nur ſtoße mich nicht von Dir aus und wirf mich nicht
den Wölfen hin, die nun ſchon heulen vor dem Tor.

Veland:

Mir ſind es Wölfe, Dir iſt's eine lichte Schar
erlauchter Männer, Fürſten, die, wenn Du erſcheinſt,
bereit ſind, auf den Knien Dir zu huldigen.

Bödwild:

Sind es Dir Wölfe, Veland, laß uns fliehn,
den aber ſchicken wir mit blut'ger Schnauze heim,
der ſich zu nah an unſere flücht'gen Ferſen wagt.

Veland:

Ich wob, ein ruß'ger Weber, mir mit blut'ger Fauſt

gewalt'ger Fittiche ein Zwillingspaar: ſo will
mir's ſcheinen, wenn ich grüble. — Wüßt ich nur warum?
Wo ſoll ich atmen, wenn nicht hier im Paradies?

Bödwild:

Verdammt die Stätte, die Dein Gram allein begrünt.
Verſchlinge doch der Abgrund dieſen Velandsholm,
der willig ſich zur Marterſtätte eines Gotts
hergab, verdammt auch ſei die bittre Meeresflut,
die ſein Entweichen feige, liebedieneriſch
den Strand umrollend, Tag und Nacht verhinderte.

Veland:

Was fluchſt Du dieſem ſel'gen Eiland, Königskind?
Die Brüſte meiner Mutter ſind mir nicht ſo wert.

Bödwild:

Veland, die Feinde wettern ſchon an Deine Tür
und fordern Einlaß.

Veland:

Kind, es iſt der Südſturm nur,
der weiche Süd, der duft'ge Süd, der liebe Süd,
der Weihrauch heißer Zauberwälder mit ſich führt.

Bödwild:

Veland, in Splitter kracht das Tor; wach auf, Du ſchläfſt,
wenn Du vor Gunnars Händen mich nicht ſchützen kannſt,
ſo tut es dieſer ſcharfe Stahl in meiner Hand.

Veland:

Wohl, nun erwache ich. Praſſelnd bricht der Schutt herein
der Steinlawine, deren Bollwerk ich zerſtört,
und der ſie löſte, hält ſie nun nicht wieder auf.
Nun laß mich handeln, Bödwild, meine ſtolze Magd,

und harre folgſam hier, gewärtig meines Rufs.
Es kommen Gäſte, Hochzeitsgäſte, die ich lud,
und ich muß ſie empfangen.

Bödwild geht ab durch die gleiche Tür. Veland hockt ſich in die Aſche ſeines Herdes. Es erſcheinen zuerſt Bui und Boddi, mit Eiſenſtangen vorfühlend, alsdann Harald, Gunnar und die frühere Gefolgſchaft.

Bui:

Beſtie, biſt Du hier?

Boddi:

Knurrt nicht und faucht der Feuerwurm hier irgendwo,
ſo wie ein Raubtier knurrt, das Haß und Bosheit ſchwitzt?

Bui:

Dort ſchillern grün zwei Augen aus dem Dunkel auf,
ſie dunſten ſchwefelig, wie die Haut des Dorſches raucht.

Gunnar:

Die Fackeln vor.

Atli, eine brennende Fackel in der Hand:

Hätt ich die gelbgefleckten doch,
die Doggen, längſt wär ausgeſtöbert dieſes Wild.
Selbſt nicht wenn ſie den Eisbär wittern, ſträubt ihr Kamm
ſo wild empor, iſt halb ſo fürchterlich ihr Grimm,
als wenn des Schmiedes Witt'rung ihre Naſe ſtreift.

Gunnar:

Jarl, bleibe aufrecht, niemals haſt Du Deiner Kraft
ſo ſehr bedurft, als gerade jetzt im Augenblick,
auf keinem Ting, in keinem Kampf, in keiner Schlacht.

Harald:

Oh, meine Söhne, meine Tochter! Wehe, oh!
Mein Stamm bricht nieder, bricht in einem Augenblick,
wo an die Sternenwölbung ſchon ſein Wipfel ſtößt.

Gunnar:

Oh, Vater Bödwilds, Jarl, gib nicht verloren, was
die Angſt uns als verloren an die ſchwarze Wand
der ſorgenvoll durchwachten Winterſturmnacht malt.
Der Schmied ſtreut drohend Worte aus, doch ſcheut die Tat.
Sei ſtark.

Harald:

Den Bären ſchlug ich mit der bloßen Fauſt.
Ich griff ihm in den Rachen und es krachten ihm
die Kiefer auseinander. Heute ſchreckt mich ſchon
ein fallend Blatt.

Atli:

Wie ſeltſam dieſe Höhlung iſt.
Ein Bild der Sonne trägt mit Kreis und Strahlenkranz
die Decke: ſie erleuchtet ſchwerlich dieſe Gruft.
Und hier ein Haupt und halber Schlangenleib entringt
der Wand ſich.

Harald:

Ja, in meinem Grabgewölbe bin
ich nun als ein Lebendig-Toter angelangt.
Ich ſtürbe ganz und ſtürbe gern, wüßt ich gewiß,
daß meiner Kinder Geiſt erlöſt und ſie nicht mehr
in des erfinderiſchen Höllenknechts Gewalt
Martern erleiden, die er gnadenlos verhängt,
um furchtbar mir zu würzen der Vergeltung Trank.

Bui:

Zurück! hier hockt der Wicht.

Veland:

Wo wollt Ihr mich denn
antreffen, den Begrabnen, außer wenn Ihr mich
in Gräbern ſucht?

Gunnar:

Man zerrt ans Licht Dich gleich hinauf,
die Inſelraben jagen kreiſchend ſchon umher,
des Fraßes froh, der ihnen bald vom Galgen blüht.

Atli:

Dein Zauber iſt gebrochen, wie Du ſiehſt, Veland.
Wir ſtießen Deine Tore ein und ſind nun hier.
Gibſt Du die Geiſeln nicht heraus, die Du verbirgſt,
ſo wirſt Du an den Marterpfahl gebunden, uns
beluſt'gen durch ein volles Jahr der Todespein.

Harald:

Hört, ich verbiete, daß Ihr ſo mit Veland ſprecht!
Nachläß'ge Mannen, Euer iſt die ganze Schuld
an dem, was plötzlich uns ſo hart betroffen hat.
Veland, ich biete meine Hand Dir zum Vertrag.
Wir ritzen unſern Arm und miſchen Blut mit Blut.
Dein Haß verzehrt Dich ſelbſt, Veland, vergib, vergiß.

Veland:

Du irrſt, Du irrſt, ich liebe Dich, o Jarl.

Harald:

Oh, Veland, dies iſt Deine wahre Meinung nicht.

Veland:

Ich liebe Dich, verbände ſonſt mich Haß mit Dir?

Harald:

Du legſt in Eiſen gleichſam meinen ganzen Leib.

Veland:

Wie Du den meinen.

Harald:

Nun ſo ſag ich: Sei nun frei!

Veland:

Des Alls gramvoller Notzucht doch entgeh ich nicht!

Harald:

Gib meine lieben Kinder mir heraus, Veland,
und ſei mein Bruder. Wahnwitz hat mein Weib erfaßt.

Veland:

Ich weiß.

Harald:

Die Königsburg mit Gäſten angefüllt
harrt Bödwilds, dieſes jungen Herrſchers Braut.
Du ſiehſt ihn bleich, entſtellt, von bittrem Gram zerſtört.

Veland:

Er lebt.

Harald:

Der Tod iſt ſolchem Leben vorzuziehen.
Heut, wo ich ihm ſein höchſtes Glück vollenden ſoll,
verkehrt ſich alles ihm in uferloſes Leid,
wenn Du nicht Mitleid und Erbarmen haſt mit ihm.

Veland:

Er lebt, er lebt! Jetzt lebt Ihr beide wahrhaft, Jarl.

Harald:

Tu einmal Gutes, lerne endlich Gutes tun
und öffne uns das Grab, zu dem Du uns die Welt
gemacht.

Veland:

Nun lebſt Du, lebt Ihr beide wahrhaft, Jarl.

Harald:

Oh, dehne nicht die Zeit mit dieſem dunklen Wort:
führ ihm die Braut, mir meine beiden Söhne zu,

und meine Harfenmeiſter ſollen durch das Reich
hin Deinen Ruhm nur ſingen jetzt und alle Zeit,
und auch Dein Leid und welches Unrecht ich Dir tat.

Veland:

Ich grüble, grüble, habe nur Geduld mit mir.

Gunnar:

O Jarl, die Zunge blutet mir, und länger will
ich nun nicht mehr ſo reden hören dieſen Knecht
und auch den König nicht mehr reden ſo wie jetzt.

Veland, zu Gunnar:

Es tut mir leid, daß Dich ein Blitz zerſchmettern wird.

Gunnar:

Mir nicht, wenn meine Axt in Deinem Kopfe ſitzt.

Veland:

Unholde Gäſte, wißt Ihr nicht, wozu ich Euch
lud? Hat nicht Bui und Boddi meinen Spruch geſagt?

Harald:

Nur hirnverbrannter Wahnſinn kam aus ihrem Mund.

Veland:

Seid Ihr ſo ſchlechte Boten?

Harald:

Bödwild ſei bei Dir.
Zur Hochzeit ludeſt Du uns ein und was noch ſonſt.
Die ganze Schmiede ſollte jauchzen und Du ſelbſt
auf und davon Dich heben einem Geier gleich.

Veland:

Gleich einem Adler! Und ſo wird es alles ſein.
Doch Hochzeitsgäſte, dünkt mich, die geladen ſind

zu reichem Mahle und zu reichem Schauſpiel dann:
Sie ſollten dankbar, freundlich und beſcheiden ſein.

Harald:

Jarl Gunnar, ſchweige, ich gebiet es Dir!! —
Wir nehmen Deine Abendmahlzeit an, Veland.
Doch wenn ich Dir nun ſage, Lieber, ſei mein Gaſt,
des Königs und der Königin im goldnen Saal! —?
Wo Du, ein Gott, auf meinem Hochſitz thronen ſollſt! —?
Oh, Schmied, mein Haar iſt weiß geworden dieſe Nacht.
Die Kinder! Meine Kinder! Gib ſie mir zurück.

Veland:

Du warſt bisher gewohnt an heitre Träume, Jarl:
Der heute Dich beſucht, iſt mehr von meiner Art.
Wie ich jahraus, jahrein ſie aß als täglich Brot.

Gunnar:

Willſt Du uns hier noch länger ſchmählich hinziehn, Schmied?

Veland:

Gewiß nicht, und ſo nehmt denn Platz an meinem Tiſch.

Harald:

Und alſo nimmſt Du ſelbſt als Bruder mich nicht an,
verſchmähſt die Hochzeit und den Hochſitz? Beides? —

Veland:

Nein!
Du ſiehſt, ich ſetze auf den Hochſitz mich
Er tut es
und auch
der eignen Hochzeitsfeier halt ich mich nicht fern.

Harald:

Schweigt ſtill, Ihr Mannen, ich befehle, reizt ihn nicht!

noch liegt's in ſeiner Hand, zum Paradieſe mir
die Grabesnacht zu wandeln, die mich jetzt umgibt.
Sieh, Veland, blut'ger Angſtſchweiß quillt auf meiner Stirn.
Wir wollen gern wohl Deine Gäſte ſein, wohlan.
Nur eines ſage mir: ob mir beſchieden iſt
ans Herz zu reißen Ai und Ingi einmal noch?
Sprich: werd ich meine beiden Knaben wiederſehn?

Veland:

Du wirſt die Knaben wiederſehn, o armer Jarl.

Harald:

Wenn dies mir vorbehalten iſt, bin ich nicht arm. —
Biſt Du voll Tücke? Spielſt Du wie die Katze ſpielt
mit ihrem Opfer, das dabei vom Blute trieft?
O Veland, kehre Deine ſinnlos kalte Wut
hier gegen mich, hier gegen meine offne Bruſt.
Erbarme Dich nur meiner lieben Kinder, Schmied.
Sag nur zwei Worte: „ſie ſind ledig aller Qual!"
Und Deinen Stahl im Herzen, will ich glücklich ſein.

Veland:

Nun, ſie ſind ledig aller Qual! So ſagt ich's denn!

Harald:

Schwörſt Du bei Hel im dunklen Erdenſchoß den Eid?

Veland:

Bei Hel ſei es geſchworen.

Harald:

Oh, ſo laß mich Dir
abbitten alles, was ich je an Dir verübt,
der Du mir Böſes ſo mit Gutem jetzt vergiltſt.

Veland:

Wie anders. Biſt Du doch jetzt wie ein Vater mir.

Harald:

Nun ſetzt Euch alle. Dunkel zwar iſt Velands Tun,
allein, ich habe nun ſein Wort und fühle klar,
daß Frühlingsatem ſeines Haſſes Eis zerſchmilzt
und er nichts Arges weiterhin im Schilde führt.

Gunnar:

Das lahme Scheuſal ſoll auch mir mit Eiden ſich
verbürgen, daß Bödwild, die königliche Braut,
an Leib und Leben ungekränkt uns wiederkehrt:
nicht eher nehm ich Platz an dieſes Wichtes Tiſch.

Veland:

Nehmt meinen Eid: die Braut wird bei der Hochzeit ſein.

Alle, auch Gunnar, haben jetzt an der Tafel Platz genommen.

Gunnar:

Könnt ich dem Lahmen auf den Grund der Seele ſehn.

Veland:

Oh, dort iſt Jubel, namenloſe Seligkeit,
dort jauchzen aller Himmel Himmel im Triumph,
o Jarl, ich liebe Dich, mehr als ich ſagen kann,
denn nie, nie tatſt Du an mir Böſes. Aber ſtets
tatſt Du mir Gutes, Gutes ohne Maß und Ziel.

Gunnar:

Nun ſchöpf ich Hoffnung, wenn auf Deines Herzens Grund
die wahre Wahrheit endlich ſo zum Lichte dringt.

Harald:

Eins iſt gewiß, das Rechte dacht ich ſtets zu tun.

Veland:

Und tatſt es ſtets an Deinem überſel'gen Knecht. —
He, Magd, he, Trulle, bring das Hochzeitsbier herein,
daß wir es luſtig kreiſen laſſen um den Tiſch.

Bödwild mit dem Bierkrug erſcheint. Sie ſtellt ihn vor Veland.

Harald:

Haſt Du hier Mägde, Veland?

Veland:

Eine nur. Nur eine Magd.

Gunnar:

Haſt Du hier Mägde?

Veland:

Wie ich ſagte: eine nur!

Gunnar:

Ich hätte nie geglaubt, es könnte eine ſich
wegwerfen, ſei's die ſchlecht'ſte Vettel, an den Schmied.

Veland:

Da haſt Du recht, die ſchlecht'ſte Vettel iſt es nicht.

Harald:

Ein Zwang liegt auf mir. Täuſchung, Veland, ſenkt Dein Blick
mit kaltem Gleißen uns, den Gäſten, in das Hirn.
Ein Schatten, ein Geſpenſt iſt dieſe Deine Magd.

Veland:

So ſchenk dem Vater Bier und ſprich ihn an, Bödwild.
Denn beides, Trank und Stimme, lehrt ihn etwa wohl,
daß kein Geſpenſt Du, keines Zaubers Täuſchung biſt.

Gunnar:

Bei Gott, auch mich bezaubert dieſer Krüppel: und
was ich zu ſehen glaube, iſt verruchter Trug.

Bjarni ſpringt auf, als Bödwild ihm eingießt:
O Königstochter, Du bemühſt Dich mir?

Harald:
Was iſt?
Was redet Bjarni, packt uns alle Wahnwitz an?

Gunnar, wie Bjarni:
Nein! Ja! — Ja! Nein! Mir brauſt es in den Ohren, ich...
Verrückung überfällt mich, es zerſpringt mein Haupt.
Ich wage dieſe Magd nicht anzuſprechen.

Harald:
Biſt
Du tot? Biſt Du der Traum, der liebe Menſchen uns
zeigt, ſchon Geſtorbene, mit uns hauſend ſo wie ſonſt
im altgewohnten, lieben Haus, am alten Herd,
und doch uns unerreichbar fern? Entlaſſen nur
gleichſam dem Hügel, den man über ſie gehäuft?

Gunnar:
Biſt Du der Traum, der aus dem tiefſten Schlamm der Hel
in gift'gen Blaſen quillt und trächtig jeder Qual
ſich ſtechend, würgend, mordend auf den Menſchen wirft?
Wer hörte je mich ſchreien, weil ich Schmerzen nicht
ertrug? Erpreßte irgendwas mir einen Laut
der Furcht, der Angſt? Nun aber... Nicht, wenn Blut hoch auf
aus meinem Herzen ſpritzte, ſchrie ich, doch was hier
mich anhaucht, anbläſt, reißt den feigen Schrei der Not
aus meiner Bruſt.

Weland:
Es geht vorüber, Jarl: Du trinkſt
am beſten eilig, was die Norne Dir kredenzt.

Harald:

Bödwild!

Gunnar:

Erlauchte Königstochter!

Harald:

Kind! mein Kind!
Bödwild, mein Kind! Biſt Du's, mein vielgeliebtes Kind?

Bödwild:

Ich bin's, mein Vater.

Allgemeines Entſetzen und Aufſtand unter Haralds Gefolge.

Bödwild

Und warum erſchreckt Ihr ſo,
wenn ich Euch ſage, daß ich bin die, die ich bin?

Harald:

Sie ſpricht, ſie ſpricht! Was ſpricht ſie? Oh, verliert kein Wort.

Bödwild:

Mein Vater...

Harald:

Ja, es iſt der glockenklare Laut,
der tiefe Laut, von dem die Hallen des Palaſts
ſo königlich erſchollen. Sagt mir, was ſie ſpricht
und wann und wie verruchter Mord an ihr geſchah:
denn dies iſt eine Tote.

Veland:

Nein, hier irrſt Du, Jarl.
Auch Tote werden Dich bedienen, doch ſie iſt
nicht tot.

Bödwild:

Nicht tot! So ſelig hab ich nie gelebt.

Harald:

Was ſagt ſie? Sprecht. Er hat durch Zauber ſie gelähmt.

Veland:

Iſt ſie gelähmt, ſo lähmt ich ſie, ſonſt aber nicht.

Bödwild:

Vater, Du haſt auf Unrecht Deinen Stuhl geſtellt,
und Deiner Hochburg Quadern ſeufzen qualvoll nachts.
Ein goldner Wehruf iſt am Tag Dein goldnes Dach.
Wie magſt Du auf dem Stuhle ſitzen, magſt
im Wimmern Deiner Mauern, die mit blut'gem Kitt
gebunden ſind, mit taubem Ohr ein Glück Dir lügen, das
nicht wahres Glück iſt, ſondern Raub und Fraß und Fluch.
Ich mag nicht, daß ich je an ſolchem Glück
mit ſtumpfen Sinnen frevelnd mich beteiligte.

Harald:

Du leere Hülſe meiner Tochter, die
der Wicht mit ſeiner bittren Galle angefüllt,
hinweg von meinem Blicke, denn Du ſchändeſt die,
die nachzuäffen der verdammte Schmied Dich zwingt.

Bödwild:

Verdammt ſei der Verdammer!

Harald:

Bödwild, Bödwild, oh!
Ich bin's, weil ich in Velands Höllen dieſes Wort
von dem Geſpenſte höre, das ſich meine Tochter lügt.
Hinaus, Ihr Männer! Folgt mir! Gebt mir Licht! Licht! Luft!

Veland:

O Jarl, wär unentrinnbar nicht der Norne Spruch,
ich ließe unvollendet meine Rache gern.
Ein Etwas hat den Haß gedämpft in meiner Bruſt.
Doch Velands Höllen ſind nun einmal jetzt im Gang;

und Veland ſelbſt vermag ſie nicht zu löſchen, noch
Jarl Harald zu befrein aus dieſer Höllen Brunſt,
und wär der Jarl mein Vater.

Gunnar:

Einen Hund als Sohn
zeugt immer nur ein Hund und niemals, Hund! ein Jarl.

Veland:

So müßt ich, was im Schoße Bödwilds wächſt, die Frucht,
Hund, Hundeſohn am Ende nennen.

Bödwild:

Gunnar, höre mich.
Viel lieber will ich einen Hund gebären, und von ihm,
als einen König, der aus Deinen Lenden ſtammt.

Gunnar:

Du biſt nicht Bödwild.

Bödwild:

Meinſt Du, darum bin ich's nicht,
weil Dir der Haß ins Antlitz ſpringt, den Du mich lehrſt?

Harald:

Fort, fort von hier, wo Wahnwitz uns das Haupt verſengt.

Bödwild:

Vergeßt nicht, daß man Euch zur Hochzeit lud, Ihr Herrn.

Veland bricht aus in Weinen:

Laß, Bödwild, laß dies Häuflein Jammers, laß
dies arme Trüpplein Schafe, blökender
verſtörter Lämmer, die des Wolfes heißer Rachen ſchreckt.

Inhalt der zwölf Bände

Inhalt der zwölf Bände

Erster Band:
- Vor Sonnenaufgang
- Das Friedensfest
- Einsame Menschen

Zweiter Band:
- Die Weber
- Kollege Crampton
- Der Biberpelz
- Hanneles Himmelfahrt

Dritter Band:
- Florian Geyer
- Elga
- Die versunkene Glocke
- Fuhrmann Henschel

Vierter Band:
- Schluck und Jau
- Michael Kramer
- Der rote Hahn
- Der arme Heinrich

Fünfter Band:
- Rose Bernd
- Die Jungfern vom Bischofsberg
- Und Pippa tanzt!
- Gabriel Schillings Flucht

Sechster Band:
- Kaiser Karls Geisel
- Griselda
- Die Ratten
- Peter Brauer

Siebenter Band

Festſpiel in deutſchen Reimen
Der Bogen des Odyſſeus
Winterballade

Achter Band:

Der weiße Heiland
Indipohdi

Neunter Band:

Bahnwärter Thiel
Der Apoſtel
Atlantis

Zehnter Band:

Der Narr in Chriſto Emanuel Quint

Elfter Band:

Griechiſcher Frühling
Der Ketzer von Soana
Anna

Zwölfter Band:

Aufzeichnungen
Erzählendes:
Das Feſt / Velas Teſtament / Aus dem Tagebuch eines Edelmannes
Gedichte
Dramatiſches:
Helios / Das Hirtenlied / Kaiſer Maxens Brautfahrt / Der Dom / Till Eulenſpiegel / Veland

Chronologiſches Verzeichnis

Bahnwärter Thiel	1887
Vor Sonnenaufgang	1889
Der Apoſtel	1890
Das Friedensfeſt	1890
Einſame Menſchen	1891
Die Weber	1892
Kollege Crampton	1892
Der Biberpelz	1893
Hanneles Himmelfahrt	1893
Florian Geyer	1896
Elga	1896
Die verſunkene Glocke	1896
Fuhrmann Henſchel	1898
Schluck und Jau	1900
Michael Kramer	1900
Der rote Hahn	1901
Der arme Heinrich	1902
Roſe Bernd	1903
Die Jungfern vom Biſchofsberg	1905
Und Pippa tanzt!	1906
Gabriel Schillings Flucht	1907
Griechiſcher Frühling	1907
Kaiſer Karls Geiſel	1908
Griſelda	1909
Die Ratten	1910
Der Narr in Chriſto Emanuel Quint	1910

Chronologisches Verzeichnis

Peter Brauer	1911
Atlantis	1912
Festspiel in deutschen Reimen	1913
Der Bogen des Odysseus	1914
Winterballade	1917
Der Ketzer von Soana	1918
Der weiße Heiland	1920
Indipohdi	1920
Anna	1921

Gedruckt in einer numerierten Ausgabe von zweitauſend Exemplaren bei W. Drugulin in Leipzig

Den Nummern 1 bis 400 iſt ein von Max Liebermann radiertes und ſigniertes Porträt des Dichters beigegeben Dieſe 400 Exemplare wurden vom Dichter ſigniert

Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß

Dies iſt Nummer 1391

DATE DUE

JE 18'62

JE 2 '64

DL433 30M

832.8 H37.4 12
3 5556 007 435 605

832.8
H37.4
v.12

413822